

Inselstation Sankospia

Erzählung

Winfried Paarmann

Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Jutta Timmermans
Goldwaage-verlag@freenet.de
ISBN 978-3-9814815-8-7

Der Aufbruch

Mein Besuch auf Sankospia liegt nun achtundzwanzig Jahre zurück.

Nach diesem Zeitraum, so sagte man mir, wäre mir ein zweiter Aufbruch gestattet.

Doch ich werde nicht los fliegen, ohne zuvor meine so außerordentliche Geschichte vollständig aufzuschreiben.

Denn meine Vermutung ist: Ich werde von meinem zweiten Besuch auf der Insel nicht mehr zurückkehren.

Es wäre auch meine Hoffnung, mein ausdrücklicher Wunsch.

Sie werden dies begreifen, wenn Sie die näheren Einzelheiten erfahren haben.

Doch jetzt begleiten Sie mich bei meinem ersten Aufbruch.

Seit sechs Jahre lang hatte ich eine geheimnisvolle Karte in meinem Besitz. In exakten Umrissen war eine Insel darauf verzeichnet. Sie war umgeben von symbolartigen Zeichen und einigen Linien in der Art eines Koordinatensystems, die mir doch völlig unverständlich blieben. Dann eines Morgens, nachdem ich alle Bemühungen schon aufgegeben hatte, fand ich plötzlich einen Ansatz, sie zu entschlüsseln.

Erwarten Sie kein außergewöhnliches Flugabenteuer. Erwarten Sie etwas weit darüber hinaus.

Was ich Ihnen mitteilen werde, berührt den Kern Ihrer Existenz. Und damit meine ich: den wirklich innersten Kern und den Kern aller Existenz überhaupt.

Es geht um den „Gedanken der Erde“, ihr eigentliches Geheimnis.

Wie Sie hätte ich bis zu diesem Zeitpunkt kaum geglaubt, dass es hinter der Erde einen Gedanken gibt. Einen Plan.

Ich habe auf Sankospia diesen Gedanken erfahren. Und ich will ihn mit Ihnen teilen.

Sie werden am Ende Ihr Urteil fällen können, ob es ein lichter oder ein dunkler Plan und Gedanke ist.

Ich war vierunddreißig in diesem Jahr, ein gut beschäftigter Reporter und Journalist in New York.

Mit mir flog Patrick, ein enger Freund.

Er wusste so wenig wie ich, was uns erwartete.

Seine Initialen standen auf der Rückseite der Karte, die ich erwähnte, neben meinen. Und auf dem Umschlag war eine Jahreszahl notiert.

Patrick war Musikdozent wie auch aktiver Musiker und Komponist. So wie die Musik sein Alltag war, so sah er zugleich in ihren Strukturen, speziell der Obertonreihe, in Intervallen und Harmonien immer etwas von einzigartiger Faszination. Wie Kepler glaubte er, dass es zwischen geometrischen Körpern, Planetenbahnen und Musik einen Zusammenhang gab.

Und damit richtete sich sein Interesse auch auf die Astronomie. Dies verband uns und wurde während all der Jahre unserer Freundschaft immer wieder Anlass für einen regen Gedankenaustausch.

Ich sagte bereits, dass ich selbst als Reporter und Journalist tätig war. Damit mischte ich mich ein in das aktuelle Tagesgeschehen. Doch meine andere Leidenschaft galt der Astronomie, der Astrophysik. Es stand, so erkläre ich es mir selbst, die Sehnsucht dahinter, etwas zu

begreifen von unserem Ursprung – in dem ich den weiten Spuren ins All folgte und seiner Entstehungsgeschichte.

Ich vermeide ein großes Wort wie „Schöpfungsgeschichte“. Denn es schließt einen Schöpfer ein.

Ich konnte an einen solchen Schöpfer nicht glauben. Schon gar nicht in der Art eines Gottesbilds, wie die traditionelle Kirche es uns übermittelt hat. Zugleich doch war ich bei meiner wissenschaftlichen Lektüre, die schließlich auch die biologischen Forschungen einschloss, immer wieder überwältigt von der aller Materie und allem Leben innewohnenden Intelligenz.

Doch genügte es, um einen übergeordneten schöpferischen Geist zu beweisen?

So wie ich das Ungenüge an den wissenschaftlichen Erklärungsmodellen empfand, an deren Ende doch immer wieder einzig das Wort „Zufall“ stand, so waren mir zugleich alle Konzepte suspekt, die mit religiösen Vokabeln operierten und meinen Glauben einforderten.

Ich wollte Fakten – so wie ein Reporter, der seine Arbeit nur gründlich getan sieht, wenn er die Kette der Indizien geschlossen hat.

Ein Schöpfer ohne Fakten, ohne Beweis blieb für mich ohne Belang.

Ich werde auf diese Frage zurückkommen.

Sie hängt eng zusammen mit meinen einleitenden Sätzen von einem „Gedanken der Erde“. Es ist kein Spiel mit Worten. Ich meine es so.

Ich verspreche Ihnen, ich werde diesen „Gedanken“ Stück für Stück zur Sprache bringen und Ihnen begreiflich machen. Sie werden danach vieles in einer veränderten Sichtweise wahrnehmen.

Unser Flugzeug, eine Zwei-Propeller-Maschine, bewegte sich seit Stunden surrend durch bizarre Wolkenlandschaften hoch über dem Ozean. Vor uns saß Harry, unser Pilot, die Bordgeräte wachsam im Auge, die bis zu diesem Zeitpunkt ordnungsgemäß gearbeitet hatten. Patrick und ich ließen die Blicke immer wieder über die erwähnte Karte schweifen, die aufgefaltet auf unseren Knien lag, und suchten die Übereinstimmungen mit den auf den Bordgeräten angegebenen Längen- und Breitengraden.

Plötzlich wurde unser Flugzeug von starken Wirbeln erfasst. Ein Schütteln setzte ein, dem wenig später ein unkontrolliertes Ableiten folgte.

Die Maschine schlingerte. Harry, der bisher in stoischer Ruhe die Cockpitgeräte regiert hatte, zeigte Anzeichen wachsender Nervosität. Der eine Propeller war ausgefallen. So sehr Harry auch trickreich manövrierte, die Maschine schlingerte weiter, sie sank und sank.

Da wurde sie durch ein unerklärliches Windphänomen plötzlich heftig nach oben gezogen. Der Flug in die Höhe war nun ein unkontrolliertes Aufsteigen. Eine Wolkenformation in Gestalt eines dunkelsilbrigen massiven Gebirges schluckte uns auf, der Sichtausfall war total.

Als die Maschine nach einer unendlich scheinenden Flugstrecke wieder daraus hervortrat, leuchtete unter uns hell spiegelnd das Meer. Das Flugzeug surrte wieder friedlich, mit beiden Propellern.

Ich fühlte jetzt eine wachsende Sicherheit, dass wir uns der gesuchten Insel näherten. Dieses Vertrauen allerdings wurde bald darauf noch einmal auf eine harte Probe gestellt.

Es wird an dieser Stelle Zeit, dass ich sage, von wem ich die geheimnisvolle Karte erhielt.

Es war Tamara - eine Frau Ende dreißig doch noch immer von außergewöhnlicher Schönheit.

Sie hatte in New York in ganz eigener Initiative eine Sozialstation aufgebaut und über acht Jahre hin mit großem persönlichen Einsatz geleitet.

Leider zog sie, gerade weil sie erfolgreich war, damit auch Feindlichkeiten ihrer Umgebung auf sich. Zweimal wurden Teile dieser Station mutwillig zerstört und niedergebrannt.

Mehr zufällig hatte ich von dieser Station gehört und war dann rasch entschlossen, eine Reportage darüber zu schreiben.

Gleich bei der ersten Begegnung stellten wir fest, dass ich ihren jüngeren Bruder kannte – Anthony, ein anderer langjähriger Freund.

Mit Anthony hatte ich einige Trimester gemeinsam studiert. Er war inzwischen ein aufstrebender Architekt mit ersten kleinen Erfolgen, ein junger Mann von ungewöhnlicher Intelligenz und vereinnahmendem Charme.

Plötzlich doch war er tragisch in eine Kette von Abläufen verwickelt, die eine dramatische Zuspitzung fanden, in eben der genannten Sozialstation. Anthony wurde Opfer eines Schusswechsels, und man teilte mir seinen Tod mit.

Beide, Tamara und Anthony, umgab diese Aura des Außergewöhnlichen.

So sehr ich dies deutlich spürte, so hatte ich doch nicht den Schimmer einer Ahnung, welches Geheimnis tatsächlich hinter diesen beiden Personen stand.

Tamara überließ mir die Karte in einem geschlossenen Umschlag. Er war nur für mich bestimmt, und auch ich sollte ihn erst in einigen Jahren öffnen. Sie verwies auf die Jahreszahl. Würde ich mich mit dem Inhalt befassen und ihn entschlüsseln, könnte dies in meinem Leben eine einmalige Chance bedeuten.

Die geheimnisvolle Insel

Wieder umgaben uns Wolkenwände, auftauchend wie aus dem Nichts. Erneut setzten unerklärliche Wetterphänomene ein.

Das Flugzeug wurde von Windböen gegriffen. Wieder driftete es unkontrolliert in die Tiefe; diesmal ohne Propellerausfall.

Es fing sich schließlich. Doch es beugte sich unkontrolliert zur Seite, schien ganz zu kippen, als es wieder an Höhe gewann, scherte es aus in unkontrollierten Kreisbögen.

Schwarzsilbrige klumpige Wolkenmassen. Harry klopfte auf seine Cockpitgeräte. Einige zeigten keine Reaktion mehr. In Harrys Gesicht traten erste Anzeichen von Panik. Er hatte jede Orientierung verloren.

Die Lage spitzte sich zu. Das Flugzeug zitterte, torkelte. Es wurde in die Höhe gerissen, schlingerte im Kreis. Bestimmend doch blieb ein Sog nach oben, er trug das Flugzeug in eine schließlich schwindelnde Höhe über den in bizarren Formen getürmten Wolken.

Wir blickten hinab. Die Wolkendecke war ein Stück aufgerissen, und man sah in der Tiefe einen weiß und silbrig leuchtenden, dann auch in grünen Farben schimmernden Punkt auf der Meeresfläche.

Eine Insel.

Das Flugzeug glitt jetzt wieder ruhig, in großer Höhe. Alle Bordgeräte waren wie zuvor in Funktion.

Ich richtete mein Fernglas in die Tiefe. Während meine Blicke immer zwischen Karte und Insel wechselten, geriet ich in wachsende Aufregung.

Ich stammelte den geheimnisvollen Namen, den ich auf der Karte gelesen hatte: Sankospia.

Die Insel hatte exakt die Umrisse, die auf der Karte verzeichnet waren.

Ich gab Harry Anweisung, das Flugzeug in die Tiefe und in Richtung der Insel zu manövrieren. Harry sträubte sich einen Moment. Er befand sich eben in sicherer Höhe. Welches Risiko ging er erneut damit ein?

Dann ließ er die Maschine durch das Wolkenloch, das dabei zusehends größer wurde, in die Tiefe gleiten. Das Flugzeug näherte sich der Insel.

Ich schätzte den Durchmesser auf etwa vier Kilometer. Auf der einen Seite erhob sich ein Berg, der Form nach wahrscheinlich ein Vulkan, hier gab es einen dichten urwaldartigen Pflanzenbewuchs. Auf der anderen Hälfte sah man weißen Strand, doch auch Zonen von rauem felsigem Boden und auf der einen Seite ein hell reflektierendes Küstengestein.

In der Mitte stand, wie immer klarer erkennbar wurde, zwischen zwei kleineren Gebäuden ein imponierendes großes, das Dach blinkte silbern, beim nochmals Näherkommen zeigte sich, dass es mit einer Reihe gläserner

Kuppeln ausgestattet war. Diese Aufbauten hatten überwiegend Pyramidenform und ein perlmuttgleiches Schimmern. Ein hoch ästhetischer Anblick.

Zwischen dem tropischen Waldgebiet und den Gebäuden befand sich ein Garten, die weitläufigen labyrinthischen Gartenwege waren gleichfalls in hoch ästhetischen Formen angelegt. Und um die Gebäude herum streckten sich seltsame Masten in die Höhe – dem Aussehen nach gigantische Sendemasten.

Auf der Zone mit dem weißen Küstengestein wurde nun etwas wie eine breite Straße sichtbar - möglicher Weise die in der Karte angedeutete Landebahn.

Es war kein anderer Platz zum Landen erkennbar.

Unser Flugzeug näherte sich dieser Bahn.

Es konnte mühelos aufsetzen.

Der magische Garten

Patrick und ich stiegen aus.

Harry sagte zu, uns später zu folgen. Der sonst so routinierte Pilot fühlte einen Moment der totalen Erschöpfung. Der kleine dickliche Mann mit dem runden Kindergesicht und der Igelfrisur musste sich von den durchstandenen Flugstrapazen erst einmal gründlich erholen. Das tat er seinem Naturell nach am besten mit einem Bier und einem zwischen zwei Sandwichs eingeklemmten Steak. Harry, so kannten wir ihn inzwischen, hatte einen gut ausgeprägten Appetit.

Patrick und ich gingen auf das Gebäude zu.

Nirgends Menschen. Nirgends Fahrzeuge oder Maschinen.

Doch die Luft war von einem seltsamen Vibrieren erfüllt. Offenbar kam es von den Sendemasten. Wir traten näher an einen heran, tatsächlich wurde das Vibrieren stärker. Es hatte einen metallischen dröhnenden Klang. Als ich den Arm danach ausstreckte, bemerkte ich, dass auf meiner Haut ein Funkensprühen begann. Es wurde so stark, dass ich die Hand schließlich erschreckt zurückzog.

Die Glaskuppeln und Glaspysramiden spiegelten im Licht. Doch sie sonderten zugleich eigene Farben ab. Vielleicht auch Klänge. Die ganze Atmosphäre um sie schien von einem goldenen Flimmern durchzogen. Ein anderes wie magisches Licht. Und geheimnisvolle, manchmal sehr helle, manchmal tiefe und dunkle Klangwellen tränkten die gesamte Atmosphäre. Sie waren wie Windböen, die manchmal mit Macht heranströmten und dann wieder verebten. Kamen sie gleichfalls von den Sendemasten? Sie waren nicht klar zu lokalisieren.

Noch immer nirgends ein Mensch.

Wir suchten einen Eingang zum großen Gebäude. Es hatte stattliche Ausmaße und gleich auf der uns zugewandten Front schien es eine ganze Reihe von Eingängen zu geben, alle mit hohen funkelnden Torbögen. Doch beim Näherkommen zeigte sich: Es waren nur in die Wand eingearbeitete kunstvolle Gebäudeverzierungen.

So verhielt es sich auch mit der linken Seitenfront. Wieder trafen wir nur auf diese kunstvoll gestalteten Torimitationen.

Das Gebäude weiter umwandernd sahen wir uns beide nun vor dem Garten mit seiner Vielzahl in geometrischen Mustern angelegten Gartenwegen.

Er schlug uns sofort in Bann. Die Mehrzahl der Bäume und Sträucher trugen Blüten, manche von der Größe eines

ausgespannten Schirms. Viele von ihnen hatten eine ungewöhnliche Strahlkraft. Und jetzt bemerkten wir, wieder näher tretend, dass es in einigen Blüten Früchte gab. Sie waren direkt darin eingebettet und verstrahlten, hatte man sie erst einmal entdeckt, ein eigenes schimmerndes Licht.

Plötzlich löste eine der Blüten sich von den Büschen ab, und wir erkannten, dass es ein Schmetterling war – ein Tier mit einer Flügelspanne von fast bedrohlichen Ausmaßen. Doch unserem ersten Erschrecken folgte bald ein Entzücken. Ein zweiter, ein dritter Schmetterling löste sich von den Blüten ab, die Flügel funkelten im Licht, alle gemustert mit eindrucksvollen, fast geometrischen Farblinien, wie eine Bemalung. Jetzt schwebten, schaukelten sie umeinander: ein Schauspiel der Verzauberung.

Eine weitere Überraschung folgte: Auf der anderen Seite lag ein Löwenpärchen. Als sie uns wahrnahmen, hoben die beiden majestätisch die Köpfe. Auch diese Tiere hatten gigantische Ausmaße. Wieder wurde unser erstes Erschrecken rasch gemildert. Diese Tiere fraßen offenbar Früchte. So majestätisch und machtvoll sie dalagen – jeder aggressive Zug schien ihnen fremd.

Die größere Überraschung wartete noch: Aus einem Baumwipfel löste sich jetzt eine Gruppe von kleinen Äffchen. Sie waren grün. Sie ließen sich auf den Boden gleiten und sprangen neugierig ein Stück heran – um dann doch respektvoll stehen zu bleiben, mit hochgereckten Köpfen. Die Bewegungen hatten etwas so Geschmeidiges, so Possierliches, dass es nur wieder ein helles Entzücken in uns auslöste.

Wir knieten uns auf den Boden, mit vorsichtig lockenden Gesten. Die Gruppe der Äffchen streckte die

Köpfe zusammen, wie beratend, sie stießen kurze grunzende Laute aus, es war tatsächlich wie ein Gespräch. Immer wieder Blicke zu uns werfend blieben sie doch unschlüssig.

Hatten diese kleinen Äffchen eine eigene Intelligenz?

Plötzlich bemerkten wir vor der Gartenfront des Gebäudes eine Gestalt. Sie schien uns schon länger zu beobachten. Jetzt kam sie näher, offenbar ein Mann.

Die Kleidung erinnerte im ersten Moment an eine etwas altertümliche Ordenstracht: ein langes weißes Untergewand mit einem Metallgürtel und Borten an beiden Ärmeln so wie um den Kragen, Borten, die dicht mit kleinen funkelnden Steinen besetzt waren, auch der Saum war mit einer solchen Borte verziert, um die Schultern lag eine blaue Weste, die wie ein Kettenhemd etwas Metallisches hatte doch offenbar aus einem weichen biegsamen Material bestand.

Jetzt befand er sich in der Entfernung von etwa zehn Schritten vor uns. Ein hochgewachsener Mann, eine imponierende Erscheinung. Und im erneuten Anblick seiner Kleidung verstärkte sich der Eindruck einer kostbaren Ausstattung.

Das Gesicht war faltenlos und noch immer schien es wie ohne Mimik. Doch in diesen Zügen lag nichts Finsteres. So klar und majestätisch sie waren, es gab darin eine wie eingewachsene natürliche Freundlichkeit.

Er nickte jetzt und winkte. Und dieses Nicken und Winken waren wie ein kurzes selbstverständliches Lächeln.

Er bewegte sich auf einen der Torbögen zu. Wir folgten. Es schien eine der üblichen aufwendigen Wanddekorationen zu sein. Doch als der Mann sich ihr

näherte, konnte er sie problemlos durchschreiten. Und auch uns war es jetzt möglich. Der Eingang hatte in diesem Moment keinen Widerstand. Wir befanden uns im Gebäude.

Die lebenden Vermissten und Toten

Ein langer Gang öffnete sich vor uns, Tür reihte sich an Tür.

Waren es wieder nur Türimitationen? Schließlich wagte ich mich an eine der Türen. Wie die anderen war sie ohne Klinke und sie erwies sich als undurchdringlich.

Durch das Dach fiel helles Licht.

Die Wände des Gangs glänzten metallisch. Es waren Formen hineingearbeitet, kunstvolle Verzierungen, doch das sonderbar Symbolhafte mancher Formen hatte auch etwas Mathematisches und schien über einen nur ästhetischen Zweck hinauszugehen.

Noch immer schritt der Mann uns voran.

Wir betraten, durch eine sich selbständig öffnende Tür, einen Saal.

Ein überwältigender Anblick. Die Wände waren mit einem Material ausgestattet, das an grünen Turmalin erinnerte, in einer großen Fülle immer neuer Farbnuancen. Aus dem gleichen Material bestanden die über den Raum hin verstreuten Tische. Beim Nähertreten wurde ein kunstvoller Schliff erkennbar, wieder gab es symbolhafte Gravuren.

Zwei Gruppen von Personen befanden sich in diesem Saal, beide um einen der Tische versammelt. Um den etwas näheren Tisch standen drei Männer und zwei Frauen. Vor ihnen befand sich ein großer durchsichtiger von innen erleuchteter Globus – der aber offensichtlich nicht mit den bekannten Erdteilen und Meeren markiert war.

Er zeigte Muster, die ihn auch innen durchzogen und von denen manche an verstreute Inseln erinnerten. Mehr und mehr stellte sich der Eindruck einer Sternenkarte ein – vielleicht die Karte einer Galaxie.

Die Personen um den Tisch waren ähnlich wie der Mann gekleidet. Das Untergewand der Frauen allerdings war von einem sanften Orange. Und die Westen, doch auch die Borten zeigten erhebliche Unterschiede. Jede der Westen hatte im Rücken, manchmal auch auf der Brust eine ganz eigene Musterung. Und die Borten leuchteten in sehr abweichenden Farben, manche wanden sich in langen Verschlingungen um das ganze Untergewand herum.

Eine sanfte Heiterkeit lag über der Gruppe, in der man sich offensichtlich beriet.

Der Mann machte jetzt ein Zeichen zu warten und trat selbst an den Tisch.

Kurz darauf wandte eine der Frauen sich um. Ihr Blick glitt direkt zu mir, dann zu Patrick, beide erstarrten wir in derselben Sekunde – in Irritation wie zugleich in Freude. Meine Lippen flüsterten, halb im Selbstgespräch: „Tamara! Tamara!“

Sekunden später stieß uns ein weiteres Ereignis in die völlige Verwirrung. Eine Gestalt an dem anderen Tisch drehte sich um, ein noch jüngerer Mann. Auch er richtete

seinen Blick sofort auf mich, dann auf Patrick, jedes Mal mit dem gleichen ruhigen Lächeln. Wir erkannten ihn zweifelsfrei – wie uns dieser Moment des Wiedersehens doch fassungslos machte.

Ich hörte mich wieder flüstern: „Anthony... Anthony. Doch es ist unmöglich.

Anthony wurde erschossen.“

Der noch jüngere Mann lächelte weiter und nickte.

Dann wandte er sich wieder den anderen Personen am Tisch zu. Offensichtlich war er in diesem Moment in seiner Gruppe nicht abkömmlich.

Wir hatten Mühe, uns zu fassen. Was wir hier erlebten, ging weit über unser Begreifen hinaus – wie doch das gesamte Szenario dieses Inselareals unser Begreifen überstieg.

Ich will an dieser Stelle von dem Moment berichten, als ich Anthony das letzte Mal sah.

Es war auch der Zeitpunkt, als mir Tamara die Karte übergab.

Der Sturm auf die Sozialstation

Dreimal hatte ich Tamara bereits auf ihrer Sozialstation besucht. Jedes Mal hatte unser Gespräch rasch eine sonderbar philosophische Wendung genommen. Nun war ich nochmals mit ihr verabredet, um das Interview für den von mir geplanten Artikel endlich abzuschließen.

Doch etwas völlig Unerwartetes war geschehen:

Ich fand das Hauptgebäude, ein altes groß-herrschaftliches Villenhaus, von Polizisten und Polizeiwagen umstellt. Schaulustige hatten sich auf der Straße versammelt. Ich lief, mein Aufnahmegerät unter dem Arm, unruhig auf das Gebäude zu.

Man verwehrte mir den Zugang. Meine Erklärungen, ich sei mit der Leiterin zu einem Interview verabredet, nutzten nichts. Da hörte ich über Lautsprecher einen Aufruf: Man solle sich ergeben und das Haus mit erhobenen Händen verlassen.

Der Aufruf wiederholte sich. Plötzlich begannen die Polizisten das Haus zu stürmen, vier durch die gewaltsam aufgetretene Tür des zur Straße gelegenen Eingangsportals, drei andere verschafften sich Zugang durch einen Seiteneingang. Dies war der Moment, in dem ich mich ihnen unbemerkt anschließen konnte.

Ich befand mich in einer aggressiven Wolke von Chaos und Lärm. Überall die Gänge durchstürmende, Türen auframmende Polizisten.

Eine der aufgestoßenen Türen führte in einen kleineren Eckraum, offenbar ein Büro. Eine große schwarzhäufige Frau erhob sich vom Tisch, stellte sich den Polizisten in

den Weg: Tamara. Wie immer umgab sie diese Aura einer ganz eigenen Autorität und Würde, ihr ruhiger starker Blick wirkte für die hereinstürmenden Polizisten einen Moment wie eine Wand.

„Dies ist mein Haus,“ sagte sie. „Sie haben keine Erlaubnis hier einzudringen.“

„Befehl vom Einsatzleiter.“ Der eine der zwei eingetretenen Polizisten hob zackig die Hand an den Uniformhelm. „Sagen Sie uns einfach, wo sich die Bande versteckt hält.“

In diesem Moment kamen Schreie vom Treppenhaus. Ein Polizist rief Verstärkung heran. Offenbar bereits ein Handgemenge. Die zwei Polizisten verließen das Büro.

Tamara hatte mich bemerkt. Sie lächelte kurz und freundlich.

Ich zeigte auf mein Aufnahmegerät.

Tamara kam ein paar Schritte näher. „Kein geeigneter Tag für ein Interview...“

„Gilt es Ihnen? Ihrer Station?“ wollte ich wissen.

Tamara schüttelte den Kopf.

Vom Treppenhaus kamen wieder Schreie. Man hörte lautes Poltern, Flüche, Kampfgerangel.

Tamara ging an einen Seitenschrank, holte eine schmale Mappe hervor und entnahm ihr einen größeren Umschlag.

„Sie haben mir mehrmals diese anderen Fragen gestellt.

Hier gebe ich Ihnen etwas. Es ist eine Karte darin. Ich bitte Sie, halten Sie den Umschlag so verwahrt, dass kein anderer ihn öffnet. Und bitte haben Sie auch selbst Geduld ihn zu öffnen. Es steht eine Jahreszahl auf dem Umschlag.

Sie werden eine weitere Zeit brauchen, um die Karte zu entschlüsseln. Wenn es Ihnen gelungen ist, wird es Ihnen eine große einmalige Chance eröffnen.“

Sie reichte mir den Umschlag.

Der Lärm im Treppenhaus nahm zu.

Wir traten beide hinaus.

Ein noch jüngerer Mann mit hartem, bitterem Gesichtsausdruck hatte auf der Treppe einen jungen Polizisten in seine Gewalt gebracht. Er presste ihm seine Pistole gegen die Schläfe.

Der Versuch einer Geiselnahme.

Drei weitere junge Männer, alle mit übernächtigten Gesichtern, standen hinter ihm auf der Treppe, jeder eskortiert von zwei Polizisten.

Einer dieser drei Männer war Anthony.

Die Situation eskalierte. Einer der Polizisten schoss. Der Mann mit der Pistole erwiderte das Feuer.

Anthony mischte sich ein. Offenbar wollte er vermitteln. Er hatte das völlig Aussichtslose der Lage erkannt. Er drängte nach vorn. Da traf ihn selbst ein Schuss.

Ich sah, wie er mit schmerzverzerrtem Gesicht das Treppengeländer umklammerte, dann taumelte er auf den Boden.

Blut quoll ihm aus dem Mund.

Tamara trat an die Treppe. Kniete bei Anthony nieder und griff seine Hand. Anthony versuchte ihr etwas zu sagen, doch es kam nur noch ein Röcheln.

Nach zwei Minuten heulte die Sirene eines Krankenwagens. Anthony wurde auf eine Trage gelegt und in den Wagen transportiert. Tamara nahm bei ihm Platz.

Die anderen Männer hatten jetzt jeden Widerstand aufgegeben. Man führte sie in Handschellen ab.

Als ich selbst die Klinik erreichte, teilte man mir mit, dass Anthony seiner Schusswunde erlegen sei.

Die Sozialstation blieb während der kommenden Tage geschlossen.

Keiner konnte mir sagen, wo Tamara zu treffen sei.

Durch eine langjährige Mitarbeiterin erfuhr ich endlich etwas über die Hintergründe des ganzen Geschehens:

Der Schlag der Polizei richtete sich nicht gegen die Sozialstation sondern gegen eine Gruppe von Männern, die sich darin verschanzt hatten. Ein Entführungsfall. Ein über Tage geführtes Erpressungsspiel. Auch Anthony war verwickelt darin.

Die Geschichte einer kriminellen Verstrickung, die mit einer Hinterziehung begann und sich zusammenballte in der Art eines Unwetters, aus dem es für alle Beteiligten kein Entrinnen mehr gab.

Über den Verbleib Tamaras konnte mir auch ihre enge Mitarbeiterin nichts sagen. Doch Tamara hatte ihr bereits vor Wochen einen Notfallplan überlassen, wie die Station auch ohne sie weiter geführt werden konnte.

Tamara war unersetzbar. Ich nehme hier vorweg, dass die Station nach Tamaras Verschwinden nur noch zwei Jahre bestand. Schon nach Monaten wurde sie wesentlich verkleinert, schließlich wurde sie ganz geschlossen.

Ich kehre zu meinem Bericht über die geheimnisvolle Insel zurück.

Der singende Felsen

Wir befanden uns in dem imponierenden Hauptgebäude, im zentralen Versammlungsraum. Wir hatten Tamara und Anthony wiedererkannt.

Tamara kam auf uns zu – eher schien sie verjüngt als gealtert, mehr als ich es in Erinnerung hatte, war sie von Atem verschlagender Schönheit und Anmut. Vor allem in den Augen lag eine ungewöhnliche Strahlkraft. Das Gesicht durchzog weiter ein Lächeln – ruhig und sanft, ein Lächeln, das hier eigentlich nur ein „Dauerzustand der Seele“ war, wie es schien.

„Wir wussten, dass es der Zeitpunkt war,“ sagte sie.

„Ihr seid eingetroffen.“

Ich heiße euch herzlich willkommen – Dich - und Patrick, den Musiker.“

Sie verneigte sich zu uns beiden in sanftem Respekt.

„Patrick – er war gleichfalls ein enger und guter Freund von Anthony, wie wir wissen.“

Mein Blick schweifte zu dem etwas fernerem Tisch.

„Anthony lebt?“

Tamara lächelte: „Du hast ihn bereits erkannt?“

„Welcher Ort ist das hier?“ fragte ich.

„Du hast die Karte.“

Du kennst den Namen.“

Ich zog die Karte aus meiner Jacke.

„Sankospia.“

Trotzdem: Wo sind wir hier?

Ist dies eine von Menschen bebaute Insel?“

Tamara wiegte den Kopf. „Warte noch.“

Es wird Schritt für Schritt geschehen.“

Du wirst viele Erklärungen brauchen.“

Ich fragte, ob ich Anthony sprechen könne.
 „Gewiss,“ sagte Tamara. „Er freut sich gleichfalls auf ein Zusammentreffen.

Doch auch damit habe noch etwas Geduld.“

„Anthony lebt.

Was ist damals tatsächlich geschehen?“

„Er wird es dir selbst erzählen.

Wollt ihr mir zunächst für einen kleinen Rundgang in den Garten folgen?“

Ich nickte, ebenso Patrick.

Wir gingen hinaus.

Betraten wieder den Garten.

Doch etwas Seltsames war geschehen.

Schien es mir eben noch Mittag zu sein, so war es nun früher Abend geworden.

Der Garten lag im Glanz einer roten Abendsonne. Er funkelte voll geheimnisvoller Farben.

Tamara ging uns voran.

Sie schritt direkt auf die beiden Löwen zu. In der Tat waren es Tiere von ungewöhnlicher Größe, ausgewachsenen Stieren ähnlich.

Sie machte eine wie grüßende Geste und streichelte ihnen die Mähne. Die Löwen leckten ihr dabei die Hand. Bei aller Majestät – sie hatten auch etwas Katzenhaftes, Verspieltes, die Streichelgesten waren ihnen willkommen.

Jetzt sprangen die grünen Äffchen heran.

Nach wenigen Sekunden saßen zwei auf Tamaras Schultern, eines schließlich sogar auf ihrem Kopf.

Sie nannte die kleinen grünen Tiere mit Namen, hob sie abwechselnd ganz an ihr Gesicht, rieb Nase an Nase, die kleinen Wesen quietschten vor Freude und Übermut.

Jeder in der Gruppe der Äffchen wollte die eigene Begrüßung, das Nase-an-Nase-Reiben, es schien eine eingewöhnte Zeremonie zu sein. Dann sprangen – bis auf zwei, die auf ihrer Schulter hocken blieben – alle wieder davon.

Tamara ging weiter voran, auf den dicht bewachsenen Teil der Insel zu.

Wir folgten jetzt einem schmalen Pfad.

„Wir haben einen ‚Meister‘ hier,“ sagte Tamara. „Ich nenne ihn so für euch, obwohl wir ihn nicht so nennen. Doch er besitzt Fähigkeiten, die über das, was wir, die anderen Bewohner der Insel, können, hinausgehen. Neben ihm gibt es noch zwei andere dieser ‚Meister‘.

Doch dieser eine, der mir sehr nahe steht, will euch kennen lernen und dann eine Entscheidung treffen.

„Ein ‚Meister‘...?“ fragte Patrick.

„Du verbindest Strenge mit diesem Wort, nicht wahr? Denke eher an einen tiefen und umfassenden Einblick.

Weisheit ist immer auch Güte.

Gewiss, sie ist niemals schwach. Sie zieht auch Grenzen, vielleicht auch streng.

Doch wieder nur aus Einsicht und Güte.“

„Welche Entscheidung will er treffen?“ fragte ich.

„Es hängt mit dem Geheimnis dieser Insel zusammen.

Ihr hattet die Erlaubnis, diese Insel zu finden.

Es gibt vieles darüber hinaus zu erfahren.

Es wird eine Entscheidung zu treffen sein, welches Geheimnis wir euch eröffnen können.“

Wir befanden uns jetzt im Wald, inmitten von tropischen Bäumen und Büschen.

Das Abendlicht funkelte auf den Blättern.

Es war dämmrig geworden.

Fluoreszierende Nachtfalter durchschwirrten die Luft, manche Pfauen-groß.

Ein fernes Singen wurde hörbar.

„Folgt mir weiter!“ Tamara winkte.

„Ich möchte euch unseren Felsen zeigen, den wir den ‚Singenden Felsen‘ nennen.

Sie ging weiter voran.

Wir traten jetzt aus dem Wald und dem tropischen Buschwerk heraus. Wir blickten auf einen rot glühenden Abendhimmel über dem Meer. Es umgab uns die ganze summende duftende Süße eines verglühenden Sommertags.

Ein Singen war hörbar geworden.

„Der ‚Singende Felsen‘,“ sagte Tamara. „Man hört ihn nur zu einer bestimmten Abendzeit, wenn die sinkende Sonne ihn in einem speziellen Winkel streift.“

Das Singen wurde klarer. Es bewegte sich im Raum von nur wenigen Tönen, es hatte einen metallenen sphärischen Klang, begleitet von einem dunkel mitschwingenden gleichbleibenden Dröhnen.

Alle blickten wir nun auf das Meer. Man sah eine vorgelagerte Felsengruppe. Die ganz vorderen Felsen leuchteten in einem feurigen Rot.

Verzauberung – es war das einzig passende Wort für diesen Moment. Die ganze Umgebung, auch die des Waldes, hatte die Aura eines tiefen Verwunschenseins.

Jetzt tauchte noch eine Gruppe von ungewöhnlichen Tieren auf. Waren es Gazellen? Ihr Fell hatte einen silbernen Glanz – bei zweien schien es ein reines hell blinkendes Silber zu sein.

Der Felsen sang.

Auch die silbernen Tiere, die Gazellen, hielten an und standen wie lauschend.

Eine längere Zeit verstrich.

Tamara winkte, dass es Zeit sei umzukehren.

Wieder ging sie voran.

Wir verließen das Waldgebiet.

Tamara lenkte ihre Schritte wieder auf das große Gebäude zu.

Wir zwei, Patrick und ich, drehten uns immer noch einmal um, zum ‚singenden Felsen‘, zu den Gazellen. Über allem lag Verzauberung, ein Bann des Wunderbaren, der doch zugleich tiefe Verwirrung für uns bedeutete.

„Sankospia...

Ist dies eine menschliche Insel?“ fragte ich erneut.

„Empfindest du etwas, das dich in Furcht versetzt?

Wenn es nicht Furcht ist sondern einfach Überraschung, vielleicht auch Freude, Verzauberung - dann genieße es!“

Tamara machte eine locker wiegende Handbewegung und schritt weiter voran, auf eine der zahlreichen Türen zu.

Jetzt setzte sie die beiden grünen Äffchen ins Gras, die rasch davon sprangen.

Plötzlich fiel mir Harry ein, den wir in unserem Flugzeug zurückgelassen hatten. Ich fand, dass es Zeit war, sich um ihn zu kümmern.

„Wir sind offenbar bereits viele Stunden schon hier.

Wir hatten seitdem keinen Kontakt mehr zu unserem Piloten. Es wird dringend Zeit dafür.“

„Er liegt in seinem Flugzeug und schläft,“ sagte Tamara.

Er hat gut gegessen und gut getrunken.

Er hat einen tiefen, erholsamen Schlaf verdient.

Mach dir keine Sorgen um ihn.“

Man hörte wieder verstärkt das geheimnisvolle Vibrieren.

„Was wir dort hören“, fragte Patrick, „dieses Vibrieren – es scheint von den Masten zu kommen, die auf dem vorderen Teil der Insel stehen.

Sind es Sendemasten? Was ist ihre Bedeutung?“

„Sendemasten, ja – so kann man es sagen...“

Tamara lächelte leise nach Innen.

Wir schwiegen eine Weile. Ich ordnete meine Gedanken.

„Darf ich etwas fragen zur Insel selbst?

Ist sie eingezeichnet in einer gewöhnlichen geographischen Karte – vielleicht unter anderem Namen? Sie ist klein. Doch Flugzeuge und Satelliten haben jeden Winkel des Planeten erforscht. Auch jeden der Meere.“

Tamara schüttelte den Kopf.

„Sie ist auf keiner Karte verzeichnet.

Und sie wird es nie sein.“

„Wie wäre das möglich?

Du willst sagen, kein Schiff, kein Flugzeug, kein Satellit könnte sie auffinden?

„Nicht wenn wir es nicht zulassen,“ sagte Tamara.

„Wir haben einen mehrfachen Schutz um die Insel gebaut.

Der erste ist ein sehr einfacher – wenn er auch technisch durchaus eine Herausforderung darstellt. Es gibt ein Spiegelungsverfahren. Wir können es in die Atmosphäre projizieren. Wer sich der Insel nähert oder sie vielleicht auch überfliegt, der sieht immer einzig den Ozean – den Ozean, wie er sich kilometerweit neben der Insel erstreckt: Er verdoppelt sich einfach im Bild, die

Insel überdeckend. So nah man der Insel auch kommt, man wird immer nur Ozean sehen.

Noch leichter ist es für uns, uns vor fremden Funkwellen abzuschirmen. Die Schutzmauer, die wir bauen, ist absolut. Wie wir sie auch durchlässig machen können für jede Art von Frequenz, die uns willkommen ist.

Nimm es einfach so an. Es sind Techniken, die schwer zu erklären wären – wie sie im Gebrauch doch wieder zu einer normalen Alltäglichkeit werden können. Ihr auf der Erde werdet sie schließlich auch entdecken. Ihr habt Hunderte von Jahren Zeit dafür. Wahrscheinlich werdet ihr sie in einem Jahrhundert entdeckt haben und dann gleichfalls für alltäglich halten.“

Wir hatten wieder das Hauptgebäude erreicht und traten ein, erneut völlig mühelos durch eine der Türen.

Tamara führte uns vor eine weitere Tür, die sie vorsichtig öffnete.

Dann winkte sie uns in einen kleineren Raum, der sehr anmutig mit in verschiedenen Farben leuchtenden Säulen ausgestattet war. Seitlich befand sich eine große farbige Flügeltür.

Tamara deutete auf eine Bank. „Wartet hier!

Ich werde mich nun besprechen.

Wenn die Entscheidung gefallen ist, wird eine weitere Vorbereitung nötig sein.

Habt weiterhin etwas Geduld.“

Sie öffnete ein Stück die Flügeltür, dann machte sie eine freundliche Geste der Verabschiedung und verschwand.

Wir zwei nahmen Platz.

Patrick, der gerne schwieg und der bisher nur wenige Sätze gesprochen hatte, konnte so neben mir sitzend ein Schweigen nicht lange aushalten.

„Was für eine Insel ist dies?“

Was auch immer ich von diesem Flug erwartet habe – dies hier sprengt im Moment mein Fassungsvermögen.

Die Bewohner – sind dies überhaupt menschliche Wesen?“

Er blickte mich an und wandte sich rasch wieder ab. Offenbar lag auf meinem Gesicht die gleiche Ratlosigkeit wie auf seinem.

„Ich habe Anthony erkannt, ohne Zweifel,“ fuhr er fort. „Offenbar wurde er nicht erschossen, wie man dir sagte.“

Was tut er hier?

Wer sind diese neuen Freunde um ihn herum?“

„Auch ich glaube es immer weniger: dass dies eine menschliche Insel ist. Doch ich erinnere mich an Tamaras Frage: Ob etwas mir Furcht bereitet?“

Wie geht es dir?

Fühlst du Furcht?“

„Furcht?“ Patrick schüttelte den Kopf. „Wenngleich ich doch eine große Spannung und Unruhe spüre.“

Wenn es nicht menschlich ist – dann ist es fremd.

Und doch wieder ist es das nicht.

Es verwirrt mich.

Das Maß der Verzauberung verwirrt mich, die Freude.

Doch: Verzauberung - es ist das treffende Wort.“

Seine Blicke kreisten unruhig in einem inneren Raum.

„Sie besprechen sich über uns.“

Um welche Entscheidungen geht es?

Um welche Geheimnisse?

Nein, dies ist keine menschliche Insel.

Schon diese ungewöhnlichen Pflanzen und Tiere...

Ein singender Felsen...

Und die sonderbare Geometrie dieser Gebäude, ihr Material...

Doch Tamara ist hier.

Und Anthony.

Nein, wirkliche Furcht spüre ich nicht.“

Wir schwiegen nur wieder kurz.

„Tamara -: Es ist sonderbar, wie ich sie plötzlich erneut erlebe,“ sagte ich. „Irgendwie ist es genau die Frau, die ich traf, als ich das erste Mal ihre Sozialstation besuchte.

Zugleich ist sie noch etwas anderes. Etwas das mir damals nicht völlig verborgen blieb, doch das ich in keiner Form wirklich hätte beschreiben oder benennen können.“

Meine Gedanken schweiften zurück.

Zu Tamaras Sozialstation in New York.

Zu den Momenten unserer Begegnungen.

Ich möchte an dieser Stelle einfügen, wie ich mit Tamara erstmals Bekanntschaft machte.

Die Sozialstation

Ich erwähnte bereits, dass ich mehr zufällig von dieser Station erfuhr, die einem ungewöhnlichen Konzept folgte und die, wie ich heute sagen kann, damals der Zeit in vielen Dingen voraus war.

Ich ahnte nicht, dass ich dabei auf Anthonys Schwester treffen würde, die nicht mehr den Familiennamen trug.

Anthony und ich hatten uns damals etwas aus den Augen verloren. Das sollte sich mit diesem Tag wieder ändern.

Ich interessierte mich einfach als Reporter für dieses Projekt.

Unbeabsichtigt traf ich etwas vorzeitig ein und musste zunächst mit einer Mitarbeiterin der Station vorlieb nehmen, was ich doch bald nicht bereute. Es war eine ältere etwas mollige, sehr hilfsbereite und redselige Dame, die sich sofort anbot, mich herumzuführen. Sie hieß Schwester Eveline, es war Tamaras immer dienstbereite zweite Hand auf dieser Station.

Ihre Wangen glühten vor Eifer, während sie mich mit den einzelnen meist bunt bemalten Baracken und Werkstätten auf dem Gelände hinter dem Eingangsgebäude vertraut machte. Ich habe den Klang dieser Stimme noch gut im Ohr, und so will ich sie hier auch selber sprechen lassen, bevor ich mich mit einem Bericht abmühe, der doch nur trockener ausfallen kann als ihrer.

„Die Leute erledigen hier kostengünstig Reparatur- und Ausbesserungsarbeiten jeder Art – an Hausgeräten, an Möbeln, an elektrischen Apparaten, an kleineren Fahrzeugen. Eigentlich alles, was repariert werden kann,

kommt hier an und wird auch in kurzer Zeit repariert. Auf alles gibt es anschließend eine Garantie. Wenn etwas nachher nicht wirklich funktioniert, stehen die Leute gleich wieder mit einer Reklamation vor der Tür. Und deshalb kommt es auch praktisch nie vor.

So etwas spricht sich herum. Die Leute, die hier arbeiten, haben über Aufträge nicht zu klagen.“

Überall vor und in den Baracken und Werkstätten sah ich Leute arbeiten, jüngere und ältere, Männer so wohl wie Frauen. Sie reparierten Fahrräder und Motorräder, erneuerten Polster oder besserten sie aus, reparierten Puppen und Kinderspielzeug. Es herrschte ganz offensichtlich eine fröhliche Stimmung.

„Ein Schlag, wenn auch nur ein kleiner,“ fuhr Schwester Eveline fort, „gegen die Großproduzenten und Warenhäuser mit ihrer Wegwerfmentalität und ewigen Produktionssteigerungsideologie. Ein Großteil dessen, was wir üblicher Weise entsorgen, gehört noch lange nicht in den Müll. Viele Leute in diesem Viertel begreifen das. Sie sehen, dass sie viel sparen. Und sie begreifen sogar, dass sie dabei an Lebenswert und Lebensfreude nichts einbüßen.

Und die Menschen, die hier arbeiten – alles Leute, die oft seit Jahren traurig als Arbeitslose herumsaßen – haben ihre Lebensfreude wieder entdeckt. Und ihr Selbstwertgefühl. Wissen Sie, was das Schönste ist? Wenn die Kunden kommen und ihre Reparaturwünsche mit den Leuten, die hier arbeiten, besprechen. Denken Sie an den Unterschied: Jemand kommt, um eine alte Puppe reparieren zu lassen oder eine alte Kommode. Der Mann oder die Frau, die nun reparieren, kennen genau das Gesicht – sie wissen, für wen sie es tun. Das löst etwas aus: Sein

Bestes zu geben und später die Freude auf diesem anderen Gesicht zu sehen. Dies ist der Unterschied. Viele, die immerhin Arbeit haben, sitzen in einer Fabrik und stanzen gesichtslose Einzelteile. Sie erfahren nie, wer sich daran freuen wird. Und so bleibt auch ihre eigene Freude schattenhaft und grau. Ihr ganzes Interesse gilt ihrer Lohntüte. Eine schließlich armselige Freude.

Da gibt es vieles, das wir in unserer automatisierten Wohlstandsgesellschaft vergessen haben: Wie Freude entsteht.

Und dass nicht das Geld sondern dass die Freude das wichtigste ist.“

Einer der Arbeiter drückte beim Anblick Evelines jetzt verschämt seine Zigarette aus.

„Ja. Wir haben in den Baracken ein Rauchverbot. Zweimal brannte eine Baracke nieder, weil einer der Leute dort unachtsam eine Zigarette liegen ließ.

Wir haben schließlich darüber abgestimmt. Die Leute selbst waren mehrheitlich dafür, dass jedes Rauchen während der Arbeit verboten wird.

Das ist auch so ein Punkt: Die Leute sind im Prinzip sehr vernünftig. Was man erklärt und nachher gemeinsam in Ruhe aushandelt, das führt auch zum Zuspruch und zur Abstimmungsmehrheit. Man muss solche Gesetze nicht von oben verordnen. Die Leute, wenn man sie erst zum Denken bringt, tun es selbst.“

„Wird alles so entschieden – alles in gemeinsamer Abstimmung der Leute hier?“ fragte ich.

„Fast alles, ja.

Für Tamara ist es ein Prinzip. Sie mag das Wort ‚Chefin‘ nicht. Sie sieht sich nur als ‚Verwalterin‘. Und

sie vermittelt den Leuten auch das Gefühl, dass sie es tatsächlich so meint. Dafür liebt man sie hier.“

Sie führte mich zu einer weiteren Baracke, die voller Kühlschränke stand.

„Schauen Sie hier: ein neues Projekt. Es steht erst am Anfang. Leute von der Station sammeln an jedem Abend das nicht verkaufte Essen ein – speziell bei den Bäckereien den liegen gebliebenen Kuchen, die Torten, die Brötchen. Alles was üblicher Weise sonst abends entsorgt wird. Doch auch bei den Gemüsehändlern werden sie vorstellig. Sie sammeln das Angewelkte, alles was dem Anspruch üblicher Kunden nicht mehr genügt und was doch noch gut essbar ist. Sie bringen es in Obdachlosen- asyle und Altersheime. Oder wir verzehren es hier. Kuchen vom Vortag – es sind oft ganze Kuchenberge und sie bieten Gourmetfreuden in Fülle.“

Schwester Eveline ging auf eine längere Baracke zu, die eine ästhetisch besonders reizvolle Bemalung hatte, es standen Bildhauerarbeiten so wie geschnitzte Holzfiguren davor, einige offenbar noch in Arbeit.

„Schauen Sie! Wir haben auch einige Künstler unter uns, sie arbeiten in der Regel wie alle anderen in den Werkstätten. Doch sie nehmen sich ihre ‚Künstlertage‘, und dann schaffen sie solche kleinen und manchmal auch schon sehr beachtlichen Kunstwerke.“

Sie streichelte liebevoll über eine der Holzplastiken, einen Wolf, auf dessen Rücken sich genüsslich eine Katze ausstreckte.

„Die Kunstwerke stehen zum Verkauf und manchmal, freilich nicht oft, werfen sie bemerkenswerte Gewinne ab. Ich sagte ihnen schon, dass alle Gewinne hier in der

Station gleich verteilt werden? Das heißt: Wenn es der Gemeinschaft gut geht, verdient jeder einzelne gut.

Bei einem Kunstwerk freilich gibt es ein paar Sonderregelungen und es gibt Sonderprämien. Und auch wer handwerklich und bei Reparaturen Beachtliches leistet, kann mit Sondervergütungen rechnen. Auch das wird in gemeinsamen Abstimmungen festgelegt.“

Sie öffnete die Tür. Ich blickte in einen Raum, der mit weiteren Bildhauerarbeiten gefüllt war – wie auch mit einer Reihe von Staffeleien. Überall an den Wänden hingen Bilder, oft die Wand bis zum Boden bedeckend.

„Immer wieder gibt es hier Leute, die plötzlich ihr malerisches und bildhauerisches Talent entdecken. Manche leisten Beachtliches – ich könnte mir einige ihrer Werke sogar in den öffentlichen Museen vorstellen, jedenfalls müssten sie den Vergleich mit anderen Werken zeitgenössischer Künstler nicht scheuen.

Den Platz in die Museen werden sie wahrscheinlich nie finden. Doch etwas anderes geschieht: Tamara vermittelt sie an Krankenhäuser oder öffentliche Einrichtungen. Dort haben sie dann ihren Platz für den ganz ‚alltäglichen Gebrauch‘, wenn ich so sagen darf. Und der Künstler weiß, wer die Menschen sind, die seine Kunstwerke ansehen.

Wieder ein kleines Plus an Freude.

Lassen Sie uns nun zur Kapelle gehen!“

Sie schlug den Weg zu einem hübschen weißen Gebäude ein mit zwei Kuppeltürmchen und einer Reihe bunter Glasfenster.

Ich hatte von dieser Kapelle bereits gehört, auch manches was mir eher skurril erschien.

„Man erzählte mir von den Andachtsfeiern in der Kapelle und dass dort auch getanzt wird.“

„Während der Andacht?“

Nein. Auch feiern wir keine wilden, ausschweifenden Feste, wie manche Gerüchte behaupten.

Die Leute – diese in den angrenzenden Häusern und Straßen – lassen gern ihre Fantasien spielen. Alles was ihre eigenen Wünsche sind, die heimlichen und nicht ausgelebten, packen sie in diese Fantasien hinein. Und sind erst die ersten Gerüchte in der Welt, pflanzen sie sich in Windeseile fort.

Nein, Orgien feiern wir nicht – auch wenn es keine Tabus für den einzelnen gibt, wie er sich das Leben genussvoll macht. Alles was nicht auf Kosten eines anderen geht, unterliegt keinem Tabu und keinem Verbot.

Kommen Sie! Werfen wir einen Blick hinein.“

Wir betraten die Kapelle, die im sanften Licht der farbigen Glasfenster schimmerte.

Unter einer gleichfalls mit Glasfenstern ausgestatteten Kuppel befand sich ein kleiner mit Kerzen und Blumen geschmückter Altar. Auf der rechten Seite standen und hingen eine Reihe von Instrumenten: ein Keyboard, Geigen und Gitarren, ein Bass, Trompeten und andere Blasinstrumente sowie Schlagzeuge.

„In jedem Fall aber wird musiziert!“

„Reichlich!“ sagte Schwester Eveline, und ihre Wangen glühten immer noch kräftiger. „Und es wird auch getanzt und gefeiert. Doch nicht während der Andacht, manchmal muss auch Einkehr und Ernst sein.“

„Es sind Andachtsfeiern ohne professionelle Pfarrer oder Priester, wie ich hörte – das ist doch diesmal korrekt? Und es wechseln die unterschiedlichen Konfes-

sionen - es gibt protestantische und katholische Andachten, auch solche von Adventisten und anderen christlichen Religionsgemeinschaften; selbst von Buddhisten und Moslems.“

Wir wanderten an den Glasfenstern entlang.

„Das entscheiden die Leute hier in der Station,“ sagte Eveline. „Wer eine muslimische Andachtsfeier gestalten will, lädt die anderen dazu ein. Jeder kann seine eigene ihm wichtige Andachtsfeier den anderen anbieten. Und er kann auch einen Pfarrer beauftragen. Das tun nur wenige. Wenn am Sonntag eine Andacht gefeiert wird, dann folgt meistens ein gemeinsames Fest. Dann wird musiziert und getanzt. Dann wird gut gegessen und gut getrunken.“

Tamara sagt es so: Dem kleinen Fest für Geist und für Seele soll nun ein Fest für Seele und Körper folgen – nicht geistlos, doch die Leute dürfen sich den Wanst vollschlagen, so viel wie sie wollen.

Freilich, wer stark betrunken ist und zu pöbeln beginnt, der wird in eine Baracke verbannt und muss zunächst seinen Rausch ausschlafen.

Ich sagte es schon: Es gibt durchaus gewisse Gesetze. Wir haben sie gemeinschaftlich so festgelegt.“

Wir verließen die Kapelle. Jetzt blickten wir auf den dahinter liegenden Sportplatz.

„Dort ist sie – wie ich es vermutet habe,“ rief Schwester Eveline aus.

Auf dem Sportplatz tummelte sich eine Gruppe von jungen Männern bei einer Baseballspiel-Übung. Es waren Weiße, Schwarze und Puertoricaner gemischt. Eine Frau am hinteren Ende piff jeweils die Schüsse an.

Plötzlich griff die Frau selbst den Schlagknüppel und schlug den Ball in phantastisch hohem Bogen über den

Platz. Beifall, laute Ho!Ho!-Rufe der versammelten jungen Männer. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung.

„Wollen wir zu ihr?“

Eveline zögerte. „Wissen Sie – ich erzähle Ihnen so selbstverständlich all diese Dinge über unsere Station und ich vergesse oft dabei, dass ich so vieles eigentlich hier erst gelernt habe.“

Ich selbst stamme aus einem Elternhaus mit einer stark religiösen Prägung. So war auch meine Erziehung. Mir wurde beigebracht, und ich glaubte es auch, dass ein gottgefälliges Leben ein Dasein in Verzicht und Askese bedeutet. Körperliche Freude war verpönt, die Freude am Essen noch gerade geduldet.

Ich musste das alles umlernen. Und ohne Tamara wäre es mir wohl nie gelungen. Sie sagt es mit ganz einfachen Sätzen: Alles was die Kirche an Sünden erfunden hat, können wir getrost vergessen – bis auf eine: Einen anderen Menschen schädigen, ihn belügen, bestehlen oder ihm Gewalt antun – das tatsächlich ist Sünde. Es ist die einzige.

Wer ein gottgefälliges Leben führen will, der muss dieses einzige Gebot beachten. Es gibt kein anderes, das wichtig wäre.“

Tamara, die Frau am Ende des Feldes, hatte uns jetzt erspäht.

Sie kam auf uns zu.

Schwester Eveline stellte mich vor.

Tamara war durch meine telefonische Anfrage bereits im Bild. Wir schüttelten uns freundlich die Hand.

„Sie schlagen fantastische Bälle.“

„Alles eine Sache der Übung.“

„Sie haben diese Station aufgebaut. – Allerdings sehen Sie sich nicht als Chefin oder wollen jedenfalls so nicht genannt werden.“

Tamara lachte. „Hat Schwester Eveline Sie da bereits informiert? - Chef und Chefin ist hier jeder für seinen eigenen Arbeitsbereich. Chefsein bedeutet, dass man verantwortlich ist.“

„Ja, Schwester Eveline hat mich eben herumgeführt und mir schon vieles gezeigt und erklärt. Ich war sehr beeindruckt. Vor allem von den demokratischen Abstimmungen und der solidarischen Verteilung der Gelder.“

Tamara lachte erneut. „So ist es: dass das eigentlich Selbstverständliche uns überrascht und beeindruckt, wenn wir es irgendwo in der Wirklichkeit antreffen.“

Der Maßstab ist: Wann sind die Leute zufrieden und glücklich? Übrigens, wenn sie es sind: dann arbeiten sie auch effektiv – mehr als sie es sonst tun. Viele professionelle Unternehmer haben noch immer versäumt, das zu begreifen.

Wenn Sie wollen, gehen wir ins Haus und Sie können mir gern einige weitere Fragen stellen.“

Und jetzt stand mir die erst wirklich große Überraschung bevor. Als wir Tamaras Arbeitsbüro betraten, entdeckte ich ein kleines Familienfoto an der Wand: Tamara, etwa im Alter von Mitte zwanzig, der Vater, die Mutter, bei ihnen ein Halbwüchsiger mit den Zügen von Anthony.

Mein Blick bohrte sich in das Bild. Eine Täuschung?

Nein, Anthony und ich kannten uns seit dem neunzehnten Lebensjahr. Dies war unverkennbar das Gesicht des jungen Anthony.

So wagte ich nun zu fragen. Ich nannte Anthonys vollständigen Namen.

Er war es: ihr Bruder.

Anthony hatte mir gegenüber einmal eine acht Jahre ältere Schwester erwähnt. Doch nie hatte er Genaueres von ihr erzählt. Auch ihre Sozialstation erwähnte er nie.

Warum sich dies so verhielt, erfuhr ich bald darauf.

Das Schweigen Anthonys bedeutete keine innere Distanz gegenüber der Schwester. Im Gegenteil, sie fühlten sich immer sehr eng verbunden.

Doch gab es da vor Jahren ein trauriges bitteres dunkles Kapitel in Tamaras Leben, das dieses Leben fast zum Scheitern gebracht hätte. So vermied Anthony das Reden über sie damals fast ganz.

Ich werde später davon berichten.

Jetzt kehre ich zu unserem kleinen Warteraum auf der Insel zurück.

Eine große Freude stand uns bevor, mir und Patrick.

Die Wiederbegegnung

Bevor ich die Szene schildere, lassen Sie mich noch etwas zu meinem Freund und Begleiter Patrick sagen.

Patrick hatte vor allem diese besondere Eigenschaft: Er konnte schweigen; lange und in einer Ausführlichkeit, die ihm manche als Unhöflichkeit angekreideten. Doch es bedeutete nur: Jeder Zug von Geschwätzigkeit war ihm fremd. Wer ihn kannte, der wusste: Er war dann in diese Wolke von Schweigen und Musik eingehüllt. Er entzog sich nicht. Auch wenn er schwieg, spürte man seine Aufmerksamkeit und seine starke Präsenz.

Wissen Sie, wie angenehm es ist, einen Reisebegleiter zu haben, der schweigen kann? Und trotzdem anwesend ist – in einer ganz eigenen leise lächelnden Anwesenheit?

Freilich, es gab auch eine ganz andere Seite an Patrick. Er war Familienvater und hatte fünf Kinder – alle musizierende kleine Musikgenies, alle kleine Mozarts und Schuberts. Musizierte er mit ihnen, dann krachte es förmlich vor Vitalität, dann entfachten die fünf ein musikalisches Feuerwerk!

Mit Patrick und seiner Familie möchte ich Sie ganz gegen Ende noch einmal bekannt machen.

Doch nun: die Freude, die ich erwähnte. Gleich sollte sie vor uns stehen: Anthony.

Die Tür hatte sich geöffnet, Tamara war wieder eingetreten und mit ihr der angekündigte „Meister“: eine Gestalt von imposanter Größe. Er trug einen weiten weißen Mantel und eine purpurfarbene Weste darunter wie eine kegelförmige Kopfbedeckung, ähnlich der eines Kardinals, doch aus warm funkelnem Kupfer. So wie

eine große Würde auf seinem Gesicht lag so doch zugleich ein Glanz großer Freundlichkeit.

Eine dritte Gestalt folgte: Es war Anthony.

Er strahlte jugendlich, anders als Patrick und er schien kein Jahr gealtert.

Er ging auf mich zu, umarmte mich. Dann umarmte er Patrick.

Ich konnte die lange aufgestaute Frage nicht zurückhalten: „Wer hat mir damals die falsche Auskunft von deinem Tod gegeben? – Sogar von deiner bevorstehenden Beerdigung habe ich erfahren, als ich die Klinik nochmals aufsuchte. Angeblich hatte man dich dafür ausgeflogen, an einen Ort, wo nur der engste Familienkreis anwesend war. Auch Tamara war von diesem Tag an wie spurlos verschwunden. – Was wirklich ist damals geschehen?“

„Es war der für mich vorgesehene Zeitpunkt,“ gab Anthony ruhig zur Antwort. „Ich hatte gelernt, was zu lernen war.“

Er hatte sich nach seiner Umarmung wieder zwei Schritte entfernt.

„Glaubt mir, ich hätte es euch gerne gesagt: Ich bin lebendig und unbeschädigt – wie ihr mich jetzt vor euch seht.

Doch ich wusste, dass ein Wiedersehen für euch nur auf Sankospia, auf dieser Insel, stattfinden konnte. Und dass es nicht bald sein würde.

Nur wenige erhalten dies Privileg.“

„Und wie komme ich selber dazu?“

„Die Antwort wird dich erstaunen, weil sie so einfach ist:

Du hast die Fragen gestellt.“

„Welche Fragen?“

„Du hast sie so intensiv und eindringlich gestellt, dass dir die Tür zu den Antworten nicht auf Dauer verschlossen bleiben konnte.“

Er wechselte einen kurzen Blick mit dem „Meister“.

„Dies gilt in gleicher Weise für Patrick.

Auch er war uns aus eben diesem Grund hier selbstverständlich willkommen.

Schließlich gibt es noch eine zweite Antwort, die ebenso einfach und natürlich ist:

Es ist die Tatsache unserer Freundschaft.

Auch für uns sind Freundschaft und Liebe das festeste Band.“

Er blickte wieder zum Meister.

„Doch unser ‚Meister‘ will euch jetzt sprechen. Es ist etwas vorbereitet für euch.“

Der „Meister“ begann zu sprechen:

„Ich sehe noch immer euer Erstaunen.“

Die tief tönende Stimme hatte eine Besonderheit: Es gab etwas wie ein leise nachschwingendes Echo darin. Und während wir sie klar mit unseren Ohren hörten, war es zugleich, als spräche sie auch „in unserem Kopf“.

„Ich bestätige euch, was unser Freund sagte, für den ihr den Namen Anthony habt.

Es geht um das Fragen.

Viele suchen nach Wahrheit, gewiss.

Und doch: Eure Fragen waren von anderer Art.

Es gibt viele Türen und hinter der einen Wahrheit immer noch viele andere.

Einige der Türen werden sich für euch öffnen, und es soll in den kommenden Stunden und Tagen geschehen.

Tamara sagte euch, sie müsse noch meine Erlaubnis einholen.

Es ist anders:

Wir brauchten die Erlaubnis eures und auch unseres jungen Freundes Anthony.

Meine Einwilligung gab ich bereits.“

Er lächelte, bei aller Würde fast heiter.

Doch schnell wurde wieder seine fremdartige kaum noch menschenähnliche Ausstrahlung spürbar, eine Aura des Unnahbaren. Auch gab es eine Besonderheit in seinem Gesicht: Seine Augen waren mandelförmig ein Stück in die Schläfe hineingezogen. Es handelte sich um eine nur geringfügige Abweichung. Und doch war sie ein prägender Teil dieser Fremdartigkeit.

Ich konnte seinen Satz um die „Erlaubnis Anthonys“ nicht einordnen – ebenso wenig wie die Bemerkung zu Anthonys Namen. War dieser Name hier ein anderer? War Anthony überhaupt, als den wir ihn, Patrick und ich, über Jahre gekannt hatten?

Tamara schaltete sich ein, mit ihrer freundlichen melodischen Stimme: „Der ‚Meister‘ wird euch nun in einen Raum führen, den wir den ‚Akasha-Raum‘ nennen.

Wir werden euch später erklären, warum er so heißt.

Ihr werdet in diesem Raum ein Schauspiel sehen.

Es ist ein Schauspiel, das wie zahllose andere einmal auf diesem Planeten spielte. Es ist nicht fiktiv, es ist von keinem erdichtet.

Oder erdichtet – wie man es in einer anderen Betrachtungsart sehen kann - von den vielen, die es gestaltet haben, damals, als sie darin ihre Rolle spielten.“

Ich hatte keine Vermutung, was uns erwartete.

Das Schauspiel, das sich wenig später vor uns entfaltete, sollte über Stunden unsere ganze Aufmerksamkeit fesseln. Doch erst nach und nach spürte ich, dass es über das Bedrängende der Ereignisse und persönlichen Schicksale hinaus eine eigene Botschaft dahinter gab, etwas in der Summe unerwartetes Großes und Erhabenes.

Sie erinnern sich, dass ich davon sprach, ich würde Ihnen etwas über den „Gedanken der Erde“ mitteilen? den eigentlichen, den tiefer liegenden Plan?

Es mag vermessen klingen. Doch ich bleibe dabei: Diesem Geheimnis – ja, ich möchte sagen: dieser Erkenntnis – sollten wir uns in den folgenden Stunden nähern.

Doch schauen Sie und hören Sie selbst!

Der Akasha-Raum

Der „Meister“ machte ein Zeichen, ihm zu folgen – durch eine andere Tür des Warteraums.

Anthony und Tamara blieben zurück. Wir winkten uns noch einmal freundschaftlich zu.

Es ging eine Treppe hinab.

Ich dachte über das Wort „Akasha-Raum“ nach. Das Wort „Akasha“ war mir nicht unbekannt. Ob Patrick sich etwas darunter vorstellen konnte?

„Es ist ein Wort aus dem alten Sanskrit, den indischen Weisheitsbüchern.

Doch was genau es bedeutet?“

Auch Patrick war nicht näher im Bild.

Die Treppe führte in einen unterirdischen nur matt erleuchteten Gang. Die Wände schimmerten in einer bernsteinfarbenen Substanz: ein warmes Gelb mit Brauntönen gemischt.

Der „Meister“ öffnete die Tür zu einem dämmrigen Saal. Dieser war so gebaut, dass er auf der einen Seite mit einem großen Bogen abschloss, der fast ein Halbkreis war. Es befanden sich Sitzreihen davor. Die Wand dieser Seite war bis auf den Boden mit einem dunkelblauen samtigen Tuch bedeckt.

Der Anblick ließ an einen Theatersaal denken, mit einer sonderbar im Halbrund angefertigten Bühne. Wirklich hob sich nun, so wie ein Vorhang, langsam das blaue Tuch. Man blickte auf eine weiße Fläche – offenbar eine Leinwand. Befanden wir uns in einem Kinosaal?

Hoch an der Decke mitten im Saal bewegten sich plötzlich wirbelnde Lichter. Sie fokussierten sich auf die Leinwand, die sich plötzlich mit Farben und Konturen füllte.

Eine ferne Landschaft erschien – sie war eher kahl, man sah blaue Bergketten im Hintergrund. Es war ein dreidimensionales Bild. Im Vordergrund konturierte sich ein Garten. Es war eine prachtvolle Anlage. Gepflegte Sträucher und Beete, Obstbäume, zwei Springbrunnen.

Der „Meister“ forderte uns mit einer Geste auf, Platz zu nehmen. Dann schritt er selbst auf den Garten zu und verschwand in diesen hinein.

War auch die Leinwand verschwunden?

Diese Bilder waren offenbar nicht nur drei-dimensional, man konnte sich auch ganz real in sie hinein bewegen.

Doch Patrick und ich zogen es vor, auf den nun eingenommenen Plätzen zu verharren.

Es bot sich uns ein Panorama von faszinierender Klarheit, dies auch an den Seiten, ununterscheidbar von jeder Realität.

Am Ende des weitläufigen Prachtgartens erhob sich jetzt ein Palast.

Es war kein Bauwerk von überwältigenden Ausmaßen, doch die Fassaden und Dächer waren prunkvoll gestaltet, der Baustil zeigte einen orientalischen Einschlag. Die Dachgiebel schmückten mehrere goldene Reiher.

Zwei Gestalten waren aufgetaucht: ein junger Mann und ein junges Mädchen, er vielleicht achtzehn, sie etwa sechzehn Jahre alt. Sie gingen Hand in Hand. Doch in ihren Bewegungen lag noch etwas wie Scheu. Nur flüchtig tauschten sie dann und wann einen Blick. Sie näherten sich einer steinernen Bank und nahmen dort Platz, weiterhin die Hände haltend.

Es war ein warmer Frühlingstag, einige Bäume und Sträucher blühten. Ein orange sich erhebender Mond spiegelte sein Licht auf den Palastkuppeln.

Plötzlich ertönte eine Stimme.

Es schien die des „Meisters“ zu sein.

Wir konnten sie nicht wirklich lokalisieren und wieder erschien es uns, als ob die Stimme zugleich in unserem eigenen Kopf spräche.

„Das Schauspiel beginnt.

Die Geschichte, die es euch erzählt, spielt in einem euch fernen Land dieses Planeten; in einer schon einige Jahrhunderte zurückliegenden Zeit.

Es ist die Geschichte einer Fürstentochter im alten Aserbeidschan, wie dieses Land bei euch heißt. Ihr

Name ist Tansila. Und es ist die Geschichte eines jungen Mannes mit dem Namen Archani. Schaut genau. Sie sind euch beide nicht fremd.

Beide sind sie, gehütet und gut umsorgt, gemeinsam aufgewachsen am Fürstenhof und jede Trennung des einen vom andern erschiene ihnen undenkbar. Sie haben sich geliebt wie enge Geschwister; jetzt lieben sie sich, wie Liebende sich zu lieben beginnen. Beide sind mit Schönheit und mit einem klaren Verstand beschenkt. Die mädchenhafte Anmut, die Tansila verstrahlt, hat am Fürstenhof nichts Vergleichbares. Archani, der Sohn des ersten Ministers am Hof, strotzt vor jugendlicher Kraft.

Beide sind sie, in diesen Jahren der Jugend, ganz offen zum Leben, ganz offen zum Glück.

Nichts wird verbleiben in diesem Zustand des Glücks.

Es wird Schauspiele geben von Lüge und Hinterhalt, von Intrige, von Neid und Verrat. Es wird Schauspiele der Verrohung und Gewalt geben.

Es wird Trennung geben. Wege der Demütigung, bittere Einsamkeit.

Elend und Verzweiflung, langjährige Gefangenschaft und beginnenden Wahn.

Schauspiele von Vergeltung und Rache. Schauspiele immer neuer Verwundungen, grausamer Schmerzen.

Unversöhnlicher Feindschaften.

Nichts wird verbleiben im Glück.“

Das Schauspiel begann.

Ich erwähne hier wieder ein besonderes Phänomen, das unsere Wahrnehmung der Bilder und Worte begleitete.

Es gab eine Ähnlichkeit zu manchen Formen des Traums, die sich dadurch auszeichnen, dass wir im Anblick eines sich vor uns entfaltenden Szenarios die Zuordnungen intuitiv erfassen, ohne eine uns in Worten gegebene Erklärung. Manchmal sind es ganze Vorgesichten, über die wir augenblicklich in Kenntnis gesetzt sind, und alle gesprochenen Worte wie alle Gesten haben eine geheimnisvolle zweite Dimension, als begriffen wir auch das hinter den Worten und Gesten Gedachte.

Und immer wieder erfolgte, wie in einem üblichen Film, auch ein Zeitsprung – mit einem sich von einem Moment zum anderen verwandelnden Szenario.

Wo diese Zeitsprünge stattfanden, habe ich sie für Sie, den Leser, im fortlaufenden Text durch eine neue Überschrift markiert.

DIE STUNDE DES GLÜCKS

Der Palastgarten lag weiterhin im Licht der Abendsonne. Vom Palast her tönnte durch ein geöffnetes Fenster Balalaika-Musik.

Das Mondlicht versilberte die Blätter und Zweige. Man hörte das Rauschen der Springbrunnen.

Der junge Mann und das junge Mädchen saßen Hand in Hand, eng aneinandergeschmiegt.

Jetzt sollte sie die Augen schließen: Er wollte sie ein erstes Mal auf den Mund küssen.

Plötzlich ein Knacken im Dickicht. Ein kleiner etwa achtjähriger Junge war den beiden neugierig nachgeschlichen.

Der junge Mann sprang auf ihn zu, schnappte ihn sich, schüttelte ihn in der Luft.

„Dein kleiner Bruder Bentilow...“

Was machen wir mit ihm?“

Der kleine Junge schien wenig eingeschüchtert. Er entschuldigte sich, während er wohl doch nur flunkerte: Er habe nur eben in die Büsche gewollt. Das könne doch wohl nicht verboten sein?

Der junge Mann ließ ihn weiter in der Luft zappeln.

Da kam aus Richtung des Palasts ein Rufen: „Tansila!“

Eine junge Frau, ein Kammermädchen, kam durch den dämmrigen Abend näher.

„Archani, man ruft mich.“

Großmutter will mich sprechen.“

Archani, der junge Mann, verzog erneut unwillig das Gesicht. Noch immer hielt er den zappelnden Bentilow in der Luft. Das Kammermädchen war herangekommen.

Wirklich kam sie im Auftrag der Großmutter, die das junge Mädchen, Tansila, sprechen wollte.

Tansila machte eine bedauernde Geste und entfernte sich mit dem Kammermädchen.

Archani hatte Bentilow, ihren kleinen Bruder, inzwischen abgesetzt.

Der hatte unverändert einen selbstbewussten Ausdruck auf dem Gesicht. Anstatt sich ebenfalls zu entfernen, nahm er neben Archani Platz.

„Ihr beide liebt euch, nicht wahr?“

Er blinzelte, frech und zugleich ein bisschen mitleidig.

„Jeder im Palast hier weiß es.

Auch ich weiß es.

Aber ich weiß auch: Du kannst niemals wirklich ihr Geliebter sein. Jedenfalls nicht ihr Mann.“

Archanis Gesicht verdüsterte sich. „Welchen Unsinn redest du da?

Und was geht dich das alles überhaupt an?“

„Sie ist meine Schwester – Tansila.

Es sollte mich nichts angehen, wenn sie verliebt ist?

Doch du kannst sie nicht heiraten.

Die alte Glonka sagt es.

Du bist nur der Sohn des ersten Ministers. Das ist zwar auch etwas. Doch um Tansila zur Geliebten zu haben, musst Du aus einer Fürstenfamilie sein, so wie Tansila. So wie ich.

Du darfst sie zwar küssen, vielleicht. Du darfst sie auch manchmal umarmen, vielleicht. Doch heiraten kannst du sie nicht.“

„Alles dummes Geschwätz...“ In Archanis Stimme lag jetzt unüberhörbar ein Grollen. „Geh dich erst mal auspissen, kleiner Wichtigtuer und fürstlicher Knirps.“

Er gab ihm sanft einen Stoß auf die Büsche zu.

Doch sein Gesicht zeigte Betroffenheit.

Bentilows Sätze hatten einen Punkt berührt, den er wohl kannte und von dem er wusste, dass er eine schmerzhafteste Barriere zwischen ihm und Tansila bedeutete.

Auf Bentilows Gesicht überwog jetzt der Ausdruck von Mitleid.

„Sei nicht traurig.

Immerhin kannst du Minister werden, so wie dein Vater. Also kannst du auch immer hier im Palast bleiben und sie sehen und sie auch noch manchmal umarmen. Doch ein anderer Mann wird ihr Mann sein. Ein Fürst eben. Das ist das Gesetz.“

Ein längeres Schweigen.

„Morgen ist Jagd,“ sagte Bentilow schließlich. „Wirst du mit reiten? Ich reite mit!“

Arhani zeigte keine Reaktion.

„Auch Sligork und Jarscho, unsere beiden Cousins, die gestern gekommen sind, werden mit reiten.

Sie haben gewettet, wer von ihnen die meisten Wildscheine abschießen wird.

Du solltest mit reiten und ihnen zeigen, dass du noch besser schießen kannst als sie beide.“

Um Arhanis Mundwinkel lief ein Zucken, dann schüttelte er leicht den Kopf.

„Ich sage dir das, obwohl es meine beiden Cousins sind. Die zwei sind nur Angeber, das sehe ich doch.

Du merkst, ich halte zu dir.“

Wieder ein längeres Schweigen.

„Ich weiß, du liebst die Jagd nicht so wirklich,“ fuhr Bentilow fort. „Du bist nur dreimal mitgeritten. Doch

zweimal hast du die besten Schüsse gemacht. Besser als die Schützen von Vater.“

Er schnalzte sanft mit der Zunge, es sollte sein tiefes Anerkennen und Bewundern ausdrücken.

„Und überhaupt, wenn es nach mir ginge: Dann solltest du der Mann von Tansila sein.

Du wärst der beste, das glaube ich.

Doch leider geht es wohl nicht.“

Nochmaliges Schweigen. Bentilow beendete es, indem er aufsprang und über den Gartenweg verschwand.

Tansila kehrte zurück.

„Großmutter und ich – wir haben es kurz gemacht. Wir nehmen uns später Zeit für unser Gespräch.“

Sie setzte sich wieder auf die Bank neben ihn. Erneut schloss sie die Augen. Sie sprach lächelnd, flüsternd. Sie wollte, dass er weitermacht, genau wo er „eben aufgehört hat“.

Sie spitzte den Mund, wartete.

Arhani küsste sie jetzt.

Doch der Kuss geriet unentschlossen und flüchtig.

Sie schlug einen Moment enttäuscht die Augen auf.

Er küsste sie ein zweites Mal.

Doch wieder wurde es kein wirklich inniger lang anhaltender Kuss.

Tansila öffnete erneut die Augen. Sie bemerkte die Schatten grüblerischer Gedanken auf Arschanis Gesicht.

„Tansila – du weißt es... Einmal wirst du Fürstin sein im Palast.

Wir werden kein Paar sein können.“

Worte, die mit dem Gewicht schwerer Steine in die Abendstille des Palastgartens fielen.

Tansila wehrte entrüstet ab. „Archani! Wie kannst du so reden! Wenn ich die Fürstin bin, dann bestimme ich die Gesetze.

Nie werde ich einen anderen heiraten.“

Sie zog ihn heran. Sie erzwang den gewünschten langen innigen Kuss.

„Ich liebe dich, keinen andern. Nie werde ich einen anderen lieben.“

Wieder zog sie ihn heran. Erzwang den nächsten innigen Kuss.

„Und selbst wenn ich den Thron dafür aufgeben müsste – es wäre mir vollkommen gleichgültig.

Doch ich werde den Thron nicht aufgeben.

Und ich werde dich heiraten.

Ihr Gesicht leuchtete in mädchenhafter, heller Eiferung. Es leuchtete vor Glück.

Dieses Leuchten spiegelte sich zunehmend auch auf Archanis Gesicht. Ein Schimmern, das Stolz war, tiefe Berührung, schließlich heftiges Entzücken.

Er umfasste sie plötzlich mit rauschhafter Zärtlichkeit. Küsste sie mit äußerster Leidenschaft.

Er zog sie ins Gras. Ließ, sie heftig an den Schultern umklammernd, seinen Kopf über ihrem hin- und herrollen. Überdeckte sie immer wieder mit Küssen.

Kurze Zeit darauf waren sie eingeschlafen.

Erneut rief das Kammermädchen.

Schließlich kam sie und mit ihr die fürstliche Großmutter in den Garten, eine fast weißhaarige doch noch rüstige und stolz aufrecht gehende Alte.

Sie erreichten die Bank, neben der sich Archani und Tansila friedlich schlafend umschlungen hielten.

Helles Mondlicht lag auf ihren Gesichtern.

Der fürstliche Sinn für Ordnung, Anstand und Sitte in der Großmutter regte sich. Aber noch einmal näher tretend fühlte sie sich verzaubert: Es war ein Bild vollkommener Schönheit, das sie nicht stören konnte.

Wieder kamen zitternde Balalaikaklänge aus dem Palast.

Sie mischten sich mit dem Zirpen der Grillen, mit dem Froschquaken vom nahen Palastteich.

Der Mond war höher gestiegen – in einen weiten klaren, heftig von Sternen funkelnden Himmel.

DER TOD DES FÜRSTEN

Fernes Gebell von Jagdhunden.

Ein Reitertross näherte sich dem Palast.

Dahinter, ebenfalls von Pferden gezogen, ein größerer fürstlich geschmückter Wagen. Eine Gestalt lag darauf, aufgebahrt, Gesicht und Oberkörper waren mit einem dunklen Tuch überdeckt.

Es folgten zwei weitere Wagen, von kläffenden Jaghundrudeln umschwärmt.

Die Fürstin-Großmutter erschien vor dem Palast. Der Reitertross war angekommen. Die Reiter stiegen mit langsamen Bewegungen ab; traten vor die weißhaarige Frau, die Häupter gesenkt. Eine Stille. Der Anführer deutete mit einer kurzen Geste auf den allmählich heranrollenden Wagen.

Der kam bei der Fürstin-Großmutter nun zum Stehen. Der alten Frau entfuhr plötzlich ein Schrei. - Sie wollte

das dunkle Tuch fort heben. Doch einer der Reiter griff sanft und bestimmt ihren Arm.

„Tut es nicht, gute Fürstin.“

Ein schrecklicher Sturz.

Sein ganzes Gesicht ist zerschmettert.“

Die Fürstin-Großmutter begrub ihr Gesicht auf der Brust des Fürsten, von einem Schluchzen geschüttelt.

„Mein Sohn... Mein lieber Sohn...“

Auch Archani und Tansila waren inzwischen herangekommen. Immer weitere Leute strömten aus dem Palast.

Archani umklammerte mit dem Ausdruck größter Bestürzung Tansilas Arm. „Dein Vater...“

Tansila löste sich aus ihrer Erstarrung.

Sie ging auf den Aufgebahrten zu, zog das Tuch fort.

Sie blickte lange auf das Gesicht.

Es war blutüberströmt. Nase und Kinn waren völlig zertrümmert.

Zwei weitere Reiter hatten sich der Gruppe der Versammelten genähert - zwei junge Männer.

Archani beobachtete jetzt einen seltsam einvernehmlichen Blickwechsel zwischen beiden: Es lag ein böses Leuchten von Triumph darin, hemmungslos, gepaart mit Spott und Belustigung.

Archanis Lippen murmelten ihre Namen.

„Sligork. Jarscho.“

Die beiden bemerkten ihn. Ihre Gesichter erstarrten, wie sonderbar ertappt. Beide spuckten nun verächtlich aus und wandten ihre Pferde dem Palast zu.

Von dort schlug schrill eine Glocke. Der Wagen mit dem toten Fürsten setzte sich wieder in Bewegung, durchfuhr das Hoftor.

Tansila war zu Archani zurückgekehrt.
 Ihr Gesicht lehnte weinend an seiner Schulter.
 Archani drückte sie an sich, sichtbar zitternd.
 „Du hast noch deine Großmutter.
 Seit Jahren ist sie wie eine gute Mutter für dich. Und
 das wird sie lange noch sein.
 Und du hast meinen Vater, den Minister.
 Und die anderen Minister.
 Und deine Kammermädchen.
 Sie alle hier lieben dich.
 Sie schützen dich.
 Und vor allem hast du mich.“
 Wieder drückte er sie, wiegte sie tröstend und sanft.
 Vom Palast schrillte noch immer die Glocke.

DIE RECHTMÄßIGE FÜRSTIN

Ein fürstlich eingerichtetes Wohngemach. Die Fürstin-Großmutter hatte Tansila zu sich gerufen.

Tansilas Gesicht war noch immer erstarrt von Trauer und Schmerz. Sie wollte den warmen Tee, den ihr die Großmutter zubereitet hatte, nicht anrühren.

Die Fürstin-Großmutter griff sanft ihre Hand.

„Mein liebes Mädchen.

Morgen werden die Trauerfeierlichkeiten beginnen.

Dein Onkel Bóganow wird kommen und mit ihm die anderen Verwandten.

Du kennst sie alle schon von einigen kurzen Besuchen: Bóganows zweite Frau Pelaretta und ihre vier Brüder.

Sligork und Jarscho sind schon hier, auch die zwei anderen Brüder werden nun kommen.“

Sie schwieg eine Weile. Das Lächeln, das sich kurz auf ihr Gesicht gekämpft hatte, verschwand.

„Ich muss dir sagen, dass dein Onkel und seine neue Familie bis auf Weiteres hier im Palast bleiben werden.

So entspricht es einem Vertrag deines fürstlichen Großvaters: Im Fall, dass der ältere Sohn zu Tode kommt, darf der jüngere den Palast für sich beanspruchen. Es ist somit sein Recht. Es gilt bis zum Zeitpunkt, mit dem die Kinder des Verstorbenen selbst die Erbrechte übernehmen können.“

Tansila reagierte bestürzt.

„Sie sollen hier wohnen? mit uns?“

Bóganow - den ganzen Tag lang tut er nichts anderes als Karten spielen und rauchen und trinken.

Doch schlimmer sind Pelarettas Brüder. Sie schießen Vögel tot, nur zu ihrem Spaß. Sie reißen Fröschen die Beine aus und werfen sie zurück in den Teich. Wenn sie eine Schlange gefangen haben, zerstückeln sie sie und lassen sie elend verenden.“

Sie schüttelte sich. „Ich mag sie nicht. Keinen von ihnen.“

Die Blicke der Großmutter schweiften in die Ferne. Auch in ihnen lag große Bekümmernis.

„Du wirst stark sein müssen – mein liebes Mädchen Tansila.

Doch vergiss nie, dass du die rechtmäßige Fürstin bist.

Keiner kann dir dies Recht je streitig machen.

Es sei denn du selbst...“

Ein fragender Blick. Die Großmutter nickte.

War dies eine Anspielung auf ihre Beziehung zu Archani? Über Tansilas Gesicht flog plötzlich ein Schatten von Zorn. Sie sprang auf. „Die rechtmäßige Fürstin – das bin ich, ja. In fünf Jahren werde ich die Erbin des Palasts sein. Und ich werde alle hinauswerfen, die ich nicht mag.

Doch die ich liebe, die werden hier wohnen und alle Rechte haben, wie ich selbst es bestimme.

Allen voran Archani.“

Die Fürstin-Großmutter griff wieder ihre Hand.

„Du wirst stark sein müssen.

Ich habe die alte Glonka und ihre Karten befragt.

Sie sprach von schweren, sehr schweren Zeiten. Von einer Zeit schwerer und langer Prüfungen. Alles würde vorübergehen und dann könne es auch wieder licht werden.

Doch das Licht lag an einem fernen Punkt.“

Sie umschloss Tansila nun ganz mit ihrem Arm, drückte sie an sich.

„Ich stehe zu dir, das weißt du. Was auch geschieht.

Und was du auch planst – in deinem manchmal etwas eigensinnigen Kopf.“

Sie drückte sie lächelnd. Streichelte sie.

„Du wirst die Fürstin sein. Keiner kann dir dies nehmen.“

DIE ANKUNFT DER BARBAREN

Die angekündigten Gäste waren eingetroffen. Alle hatten sich im großen fürstlichen Thronsaal eingefunden und es begann das Ritual einer höflichen wie doch kühlen Begrüßung.

Bóganow, der Onkel, erschien festlich gekleidet, er war ein hochgewachsener Dickwanst mit fliehendem Kinn und rund hervorquellenden Augen. Pelaretta, seine junge Gemahlin, eine Frau Mitte zwanzig, war weiß gepudert, Mund und Augenbrauen hatte sie grell geschminkt und Ohren, Hals und Arme und waren mehrfach mit glitzern-dem Schmuck behängt.

Neben Sligork und Jarscho standen nun auch ihre zwei weiteren Brüder: Prigov und Tuborg. Sligork, mit scharf geschnittenen ebenmäßigen Gesichtszügen, war ein durchaus attraktiver Mann, doch in seinen Augen lag ein kaltes Lauern. Seine Brüder Jarscho und Prigov wirkten daneben ungeschlacht, wie Bóganow hatten sie grobe Gesichtszüge und eine eher dickliche bärenartige Gestalt.

Sonderbar anders erschien dagegen Tuborg, der jüngste und kleinste. Er trug schulterlange Haare, und es lag ein eher weicher fast noch jugenhafter, verträumter Ausdruck auf seinem Gesicht.

Die Szene wechselte.

Man sah Bóganow, wie er die Jagdausstattung und Waffensammlung seines Bruders besichtigte, kindliche Begeisterung und Gier in den Blicken.

Pelaretta war mit der Porzellansammlung im Flur zur Küche beschäftigt, sichtig, sortierend, ein abschätziges dann wieder ein begehrlisches Lächeln auf dem Gesicht, einiges räumte sie in ihre neue Kemenate ein.

Jede lässige Drehung in ihrem ausladenden Seidenkleid zeigte Selbstverliebtheit und berechnende Eitelkeit.

Die vier Brüder hatten sich im Garten zum „Spatzenschießen“ getroffen.

Jedem erfolgreichen Schuss folgte ein grobes und rohes Lachen, manchmal auch Händeklatschen; die nicht erfolgreichen Schüsse waren begleitet von grellen Pfiffen und Spott.

Tuborg, der jüngste, stand abseits.

Die älteren begannen ihn aufzuziehen, er solle keine „Memme“ sein und sich endlich am Schießen beteiligen. Sie zeigten auf einen kleinen Vogel, der sich eben auf einem Ast niedergelassen hatte, ein Rotkehlchen. Tuborg konnte sich dem Erwartungsdruck und den lauter werdenden Zurufen der Brüder nicht länger entziehen. Er zielte und schoss – das Rotkehlchen fiel zu Boden. Doch die Tat widerte ihn sichtbar an.

Die Brüder beglückwünschten ihn mit wilder Überschwänglichkeit, sie griffen ihn und warfen ihn in die Luft. Tuborg kam unsanft auf, er riss dabei einen der Brüder zu Boden, der unsanft auf einen Stein aufschlug. Fluchend sprang dieser auf und stürzte sich auf Tuborg.

Plötzlich hatte sich ein wildes Handgemenge entwickelt. Jeder stürzte sich auf jeden, jeder versuchte jeden am Boden niederzudrücken. Das ungezügelte Raufspiel kippte um in eine bedrohliche Härte.

Bóganow näherte sich, ein Jagdgewehr in der Hand. Mit dem Kolben schlug er auf die Hinterteile der

Kämpfenden ein. Die heftig brodelnden Aggressionen waren nun sekundenschnell auf ihn selbst gerichtet. Sligork, der älteste, entriss ihm das Jagdgewehr und brachte den Vater selber zu Fall – kurz darauf löste sich krachend ein Schuss.

Prigov war in die Wade getroffen. Er streckte mit schmerzverzerrtem Gesicht das Bein. Jetzt hielt man erschrocken inne.

Tuborg wagte es als einziger, Sligork zu maßregeln. Mehrmals schrie er: „Idiot!“

Prigov erhob sich humpelnd, man stützte ihn, alle traten den Weg zurück zum Palast an. Auf halbem Weg drehte Sligork sich um und verpasste Tuborg eine heftige Ohrfeige.

Der Beleidigungsschrei Tuborgs, des Jüngsten, hatte die Rangordnung verletzt, Sligorks harte, lauernde Blicke sprachen es deutlich aus. Dennoch: Tuborg trat respektlos und hart mit dem Fuß zurück - das Handgemenge schien erneut zu beginnen. Doch die anderen Brüder hielten Tuborg jetzt fest.

Dienerschaft säumte inzwischen den Weg, murmelnd, Kopf schüttelnd, tuschelnd.

DIE TRAUERFEIER FÜR DEN FÜRSTEN

Die Trauerfeierlichkeiten für den toten Fürsten hatten eingesetzt. Sie entwickelten sich rasch zur wilden Tanz- und Sauforgie.

Man übergoss sich mit Weinkrügen, tanzte auf Tischen, Bänken und Vitrinen.

Tansilas Vater, der tote Fürst, war in der Mitte des großen Palastsaales aufgebahrt. Bóganow, allmählich völlig betrunken, zog das nun silberne Tuch vom Gesicht des Toten fort und versuchte, dem toten Bruder aus seiner Flasche Wein einzuflößen. Schließlich kippte er den Rest der Flasche einfach über dem Kopf des Aufgebahrten aus.

Prigov und Jarscho konnten sich von dem gebratenen Wildschwein nicht trennen, immer neue große Fleischbrocken zerrten sie davon ab; Jarscho taumelte schließlich auf eine Veranda und lag dort wenig später in seinem Erbrochenen.

Wilde Musik. Grölendes Singen und Lachen. Im Tanzschritt wirbelndes Palastpersonal.

Die Fürsten-Großmutter griff Tansila am Arm und zog sie hinaus.

Sligork hatte sich in die Kammer der fürstlichen Waffensammlung davongemacht, fasziniert untersuchte er die Sammelstücke - eine große Fülle unterschiedlichster Waffen. Auch er war inzwischen reichlich betrunken und begann, auf Jagdtrophäen zu schießen, die polternd zu Boden fielen.

Einige Hofleute, die Berater und Minister des toten Fürsten, darunter Archani schon betagter Vater, hatten sich in einen Seitenflügel zurückgezogen.

Archani kam hinzu, und Vater und Sohn umarmten sich herzlich. Dann umarmte Archani einen noch jüngeren Mann mit feinen Gesichtszügen, dessen Name Kasturk war. Offensichtlich ein enger Freund.

Doch die Stimmung aller war schwer gedrückt.

Halb flüsternd beugte Archani sich zu seinem Vater. „Und - was sagst du?“

Der Vater antwortete gleichfalls mit gedämpfter Stimme. „Ich denke, was du denkst... Die Barbaren haben unseren Palast besetzt.“

„Kann niemand etwas tun, Vater?“

Der Mann schüttelte traurig den Kopf. „Das einzige ist: Nicht selbst zum Barbaren werden.“

Er umfasste Archanis Schulter, ging ein paar Schritte mit ihm weiter.

„Ein Minister ist kein Kämpfer. Ein Minister taktiert.

Es ist ein elendes Amt: So immer ein armseliger Taktierer zu sein. Und doch: Es ist die elende armselige Wahrheit, mein Sohn.“

Kasturk, der enge Freund, war entschlossen, die Stimmung etwas aufzuhellen. Er hob sein Weinglas.

„Es lebe unser Fürstentum Aserbaidschan! Es lebe der Palast der Goldenen Reihel!“

Doch seine Worte blieben fast ohne Echo.

Er trank allein.

Es war Nacht geworden.

Archani durchstreifte die Palasträume, überall stieß er auf schlafende Betrunkene. Auch Bóganow lag laut

schnarchend über einen Sessel gestreckt, mit aufgedunsenem Gesicht.

Plötzlich kreuzte Pelaretta Archanis Weg.

Sie bewegte sich schwankend, jetzt winkte sie ihn zu sich, klammerte sich an seinem Arm fest, deutete in Richtung ihrer Kemenate. Archani verstand - ein Hilfsersuchen für den Weg durch den langen Flur. Sie öffnete die Tür und zog ihn weiterhin mit sich, nun sank sie rückwärts aufs Bett, noch immer ließ sie seinen Arm nicht los; als er sich losreißen wollte, zog sie ihn mit sich aufs Bett.

Sie umschlang seinen Nacken, lallte brünstig und verzückt ein paar Liebesworte, je mehr er Widerstand zeigte, desto fester umklammerte sie ihn. Es war zuletzt wie ein Würgegriff, sie zerrte ihn zu sich aufs Kissen.

Zwei Diener waren in die offene Tür getreten, mit erstarrtem Gesicht, es bot sich ihnen ein Schauspiel, das nun nur noch einer Kampfszene glich.

Endlich konnte Archani sich loswinden, er sprang auf.

Pelaretta verfiel in ein wildes Gelächter, das plötzlich in aggressive Beschimpfungen umschlug.

„Er ist hier eingedrungen – der Wüstling.

Packt ihn euch! Morgen ziehen wir ihn zur Rechenschaft!“

Die Diener packten Archanis an den Armen.

Der riss sich, Scham und Wut im Gesicht, sofort wieder los, stieß den einen fort, dass er taumelte. In seinen Augen lag ein machtvoller knisternder Zorn. Keiner wagte es, ihn ein zweites Mal anzurühren.

DER KLEINE FÜRSTENSOHN

Tansila saß auf der Palasttreppe, neben ihr Bentilow, ihr kleiner Bruder. Vor ihnen lagen drei Doggen, alle drei von majestätischer Größe.

Tansila kämmte den einen der Hunde, Bentilow einen anderen.

„Noch vor zwei Jahren waren es beißwütige Kampfhunde. Erinnerst du dich?“ sagte Tansila. „Keiner würde es jetzt mehr glauben. Ganz brav und sanft sind sie geworden.“

Vater wollte, dass es Kampfhunde sind, sogar Kampfbestien wollte er, wie er sagte. Er wollte sie zu meinem Schutz. Weil ich nun eine junge Frau zu werden beginne.

Doch ich habe sie sanft gemacht. Sie würden keinen mehr anfallen.“

Sie kämmte liebevoll ihre Dogge.

Ein etwas fülliges Kammermädchen mit einem Wäschekorb kam vorbei.

Tansila winkte ihr freundlich zu. „Hallo Mirja!“

Plötzlich warf sie den Kamm weit in die Gartenbeete und gab dem dritten der Dogge den Befehl, ihn zurückzubringen.

Es handelte sich um eine kleine Demonstration vor dem Kammermädchen, das neugierig stehen geblieben war.

Der Hund jagte sofort davon und kam mit dem Kamm im Maul zurück.

Tansila befahl ihm, den Kamm in ihren Schoß fallen zu lassen. Der Hund gehorchte erneut.

Sie warf den Kamm ein zweites Mal weit in die Beete. Diesmal erteilte sie dem Hund, den sie eben gekämmt hatte, den Befehl ihn zu suchen.

Auch dieser Hund jagte augenblicklich los, diensteifrig brachte er den Kamm zurück, ließ ihn in Tansilas Schoss fallen.

Ein zweites Kammermädchen war dazugekommen. Beide klatschten nun Beifall.

Bentilow machte eine leichte Angeberpose. „Sie gehorchen! Immer!

Sie verstehen auch genau, was sie sagt.

Auch mir gehorchen sie.

Tansila kann ihnen alles befehlen.

Sie kann auch befehlen, dass sie plötzlich bellen.

Sie kann ihnen auch sagen, dass sie laut knurren und wütend sein sollen.“

Er wartete, dass die Schwester es demonstrierte.

Die zögerte. Dann machte sie doch die entsprechenden Zeichen: Sie ballte die Faust, sie verzog das Gesicht.

Bentilow unterstützte sie.

Die Hunde sprangen alle drei plötzlich auf – in Richtung der Kammermädchen, sie stimmten ein bedrohliches Knurren an, sie bleckten die Zähne, ihre Körper vibrierten in heftiger Aggression.

Mirja und das andere Kammermädchen wichen verschreckt zurück, sie ergriffen die Flucht.

Die Doggen wollten ihnen nachsetzen – da rief Tansilas helle Stimme sie zurück. Fast im selben Moment wurden sie wieder sanft, ließen sich zu ihren Füßen nieder.

Bentilow lachte, er wollte die Kammermädchen zurückwinken.

Doch die waren froh, auf und davon und in Sicherheit zu sein.

Tansila und Bentilow kämmten wieder ihre Hunde.

„Du sagtest: Wenn du die Fürstin bist,“ begann Bentilow zu sprechen, „dann wirst du selbst die Gesetze machen und dann wirst du Archani heiraten.

Wird Archani dann Fürst sein?“

Tansila wiegte den Kopf. „Ein Fürst ist man von Geburt.“

„Kannst du ein Gesetz machen, dass man von Geburt an Fürst ist?“

„Es genügt, wenn Archani mein Mann ist,“ gab Tansila schließlich zur Antwort. „Mein ganzes Leben.

Auch er will es so.

Es ist unsere Bestimmung.“

„Eure Bestimmung?“

„Wenn es eine Bestimmung gibt, dann fühlt man es. Man fühlt es mit völliger Sicherheit. Und nichts und niemand kann etwas ändern daran.“

„Wer macht das – die Bestimmung?“

„Sie ist da und man fühlt sie. Ich sagte es doch.“

„Und wenn doch etwas passiert oder jemand etwas tut, dass es nicht geschehen kann?“

„Dann werde ich es nicht akzeptieren.

Dann wählen wir beide eher den Tod – ich und Archani.“

„Den Tod -?“

Bentilow verfiel in ein Nachdenken.

„Wenn es so käme – wenn ihr beide den Tod wählt – muss ich dann Fürst sein und das Land regieren?“

„Ja. Du.“

Tansila gab ihm einen kleinen Stoß.

„Rede nicht solchen Unfug. Und denke ihn auch nicht erst.“

Bentilow blieb gedankenvoll. „Und doch - wenn es so wäre – wenn ich regieren müsste als Fürst: Ich würde es besser machen als Bóganow.

Ich würde es lernen - ein guter Fürst zu sein. Immer zu allen gerecht.“

Ein Schatten flog über sein Gesicht.

Er sprach plötzlich fast flüsternd. „Aber ich lebe nicht lange – vielleicht...“

Er starrte auf seine geöffnete rechte Handfläche.

Tansila blickte ihn verwirrt und fragend an.

„Die Glonka sagt es.

Die Lebenslinie,“ Bentilow zeigte auf die Handfläche und die gemeinte Linie, „ganz kurz...“

Die Glonka sagt: Sie sollen alle gut auf mich aufpassen.“

Tansila lachte auf. „Die Glonka sagt es?

Die redet viel.

Sicher, manchmal ist auch wahr, was sie sagt...“

Sie verfiel jetzt selbst in ein Grübeln.

„Auch über mich hat sie etwas gesagt.

Nicht nur fröhliche Dinge.

Ernste Dinge.

Das Licht liegt sehr weit entfernt, meinte sie.“

Sie streichelte Bentilow plötzlich liebevoll über den Kopf.

„In fünfzig Jahren, wenn es passiert ist, dann sprechen wir beide noch einmal darüber.

Du versprichst es mir?

Dann lachen wir beide, du und ich.“

Bentilow verzog frech das Gesicht. „Dann hast du keine Zähne mehr.“

„Und du graue Haare.“

Bentilow konterte: „Dann hast du Runzeln überall im Gesicht, dann hast du Hexenwarzen.“

„Dann gehst du am Stock,“ sagte Tansila.

Sie hielten sich an den Schultern umfasst, sie lachten.

Tansila griff Bentilows Hand. Sie schaute auf die Lebenslinie. Ihr Blick wurde ernst, wurde still.

DIE DICHTER FALLENDEN SCHATTEN

Tansila und Archani waren wieder im Garten zusammengetroffen, auf ihrer Steinbank. Es war ein grauer Regentag. Sie saßen Hand in Hand.

Sie schwiegen. Auf ihren Gesichtern lag Bedrückung, vor allem auf dem Archanis.

„Tansila...“

Vorgestern, spät abends. ist es zum zweiten Mal passiert.

Pelaretta hat mich in ihr Zimmer gerufen.

So wolle mit mir etwas bereden, sagte sie.

Dann sprach sie von diesem und jenem.

Ich merkte, dass sie kein Thema hatte.

Sie legte ihren Morgenrock ab und saß mit einem dünnen Nachthemd am Bettrand.

Sie winkte mich heran, griff meine Hand, und plötzlich zog sie mich wieder aufs Bett.

Ich wehrte mich, riss mich los.

Ich streifte einen schweren Kerzenhalter, sie hatte sich im Bett wieder aufgerichtet und der Kerzenhalter fiel ihr auf den Fuß.

Sie schrie.

Eine der Wachen stürzte herein.

Wieder bezichtigte sie mich: Ich sei in ihre Kemenate eingedrungen. Man solle mich greifen und heraus werfen...

Seit diesem Abend strahlt sie nur noch kalte feindliche Verachtung für mich aus.“

Er schwieg eine Weile vor sich hin.

„Bóganow– er ist fast zwanzig Jahre älter als sie. Er ist ein Fettwanst, einer auch noch, leider, mit einer roten gedunsenen Säufernase. Wie soll sie ihn lieben können?

Doch mich zum Geliebten nehmen?“

Er schüttelte angewidert den Kopf.

„Ich spüre ihre Verachtung – es ist die Verachtung, mit der sie sich selber verachtet.

Es könnte Hass werden, der doch wieder ein Selbsthass ist. Es gibt keinen schlimmeren.“

Tansila drückte seine Hand. „Archani – Dich trifft kein Vorwurf, Du weißt es.

Solange du selbst ohne Unrecht bist, kann keiner dir etwas anhaben.“

Der Regen tropfte auf ihr Haar, auf ihre Gesichter.

Archani blickte zum Palast. „Ich muss aufbrechen. Kasturk, der Schreiber meines Vaters, wartet auf mich. Wir wollen zu meinem Vater. Mein Vater ist krank.“

„Woran leidet er?“

„Seit Tagen ein schlimmes Fieber.

Der Arzt ist ratlos.“

Er versank wieder in Gedanken.

„Noch etwas anderes, Tansila.

Ich habe bisher nicht darüber gesprochen.

Als man deinen Vater tot von der Jagd zurückbrachte,
mit zerschmettertem Gesicht –

Da ritten Sligork und Jarscho heran. Ich sah dieses
Funkeln in ihren Augen, es war wie ein Triumph.

Sie waren damals mitgeritten zur Jagd. Und mit ihnen
zwei ihrer Diener...

„Archani, du meinst...?“

Tansila reagierte mit tiefem Erschrecken – während ein
zweiter stiller Blick doch verriet, dass auch sie diesen
Verdacht bereits in Gedanken bewegt hatte.

„Niemand wird es beweisen können,“ sagte Archani.

„Doch was ich sehe, sehe ich klar: die Lust zum
Verbrechen. Die Gier zum Herrschen.“

Kasturk, der junge freundliche Mann, war im Garten
erschienen, winkte.

„Er ist da – mein Freund Kasturk.

Ich muss gehen.“

Er küsste sie, erst eher flüchtig, dann wandte er sich ihr
noch einmal zu, und der zweite Kuss wurde innig und
schien nicht zu enden.

Er erhob sich und verschwand mit Kasturk zum Palast.

Der Regen hatte aufgehört.

Tansila war im Garten allein zurückgeblieben.

Sie nahm die Spangen aus ihrem Haar und begann es zu
kämmen.

Sligork und Prigov kamen heran. Sligork stieß Prigov
in die Rippen. Er trat an die Steinbank.

„Deine Haare sind nass...“

Warte!“ Sligork zog Prigov ein Tuch vom Hals. „Hier – wenn du dein Haar etwas trocknen willst.“

Er streckte ihr das Tuch zu, zog es aber gleich wieder zurück. „Auch dein Gesicht ist nass.“

Er zwinkerte Prigov zu. „Setzen wir uns neben sie.“

Er nahm direkt neben Tansila Platz, winkte Prigov, auf der anderen Seite Platz zu nehmen.

Es lächelte in gespielter schmieriger Fürsorglichkeit.

„Wir helfen dir! Prigov trocknet dein Haar.“

Ich trockne dir dein Gesicht.“

Er zog ein Tuch aus seiner Jacke. Wieder zwinkerte er Prigov zu.

In Tansilas Blick zitterte plötzlich Ängstlichkeit.

Sligork beugte sich zu ihr, wieder mit fürsorglicher Miene, er begann ihr mit dem Tuch über die Wange zu streichen, die Stirn, die Nase.

Tansila riss ihm plötzlich das Tuch aus der Hand.

Sie sprang auf.

„Keiner von euch rührt mich an!

Aus ihren Augen sprühte geballter Zorn und Verachtung. Sie warf Sligork das Tuch ins Gesicht.

„Verschwindet! Oder -“

Eine der Doggen sprang plötzlich heran, die Zähne gebleckt. Sie griff ihn am Halsband.

Sie drehte sich nochmals zu beiden um. Verzog den Mund wie zu einem verächtlichen Ausspucken.

Dann entfernte sie sich zum Palast.

Sligork und Prigov brachen in ein Lachen aus.

Tansila hatte eine ihrer zwei Haarspangen auf der Bank liegen lassen. Sligork entdeckte sie jetzt. Begutachtete sie mit spöttischem Blick.

Er steckte sie lachend ein.

DAS UNVERSTELLTE GESICHT DER GEWALT

Archani saß mit den vier Brüdern Pelarettas - Sligork, Jarscho, Prigov und Tuborg - im Palastgarten zusammen. Man hatte sich zu einem Kartenspiel getroffen.

Eben gewann er erneut ein Spiel.

Lächelnd sammelte er den kleinen Stapel der in der Mitte abgelegten Münzen ein.

Die Brüder verfolgten es mit finsternen Gesichtern.

Eine nächste Spielrunde begann.

Wieder wurden Münzen in die Mitte gelegt.

Doch jetzt begannen die Brüder zu betrügen. Sie reichten sich Karten hinter dem Rücken zu.

Archani bemerkte es.

Er forderte die Aufdeckung der Karten.

Daraufhin warf ihm Prigov seine Karten vor die Füße. Archani deckte seine Karten auf. Wieder waren es die besseren.

Er betrachtete das Spiel als beendet.

Er sammelte die Münzen ein.

Plötzlich warf Prigov ihm eine Haarspange zu. „Hier – von deiner kleinen Konkubine.“

Die Haarspange traf Archani genau im Gesicht. Er fing sie auf.

„Hat sie gestern Nacht bei Prigov liegen lassen, unterm Kopfkissen,“ ergänzte Sligork.

Ein wildes wieherndes Lachen setzte ein.

Archani sprang auf, er war jetzt eine einzige Flamme der Zorns. Er griff sich einen Stock und warf sich auf

Prigov, drückte ihn ins Gras, presste ihm den Stock wie ein Zaumzeug über den Mund.

„Noch einmal das Wort Konkubine! Nur ein einziges Mal!“

Prigov konnte kein Wort herauspressen. Er speichelte, prustete, mit blau anlaufendem Gesicht.

Sligork trat dazwischen, scheinbar vermittelnd, er griff Archani an der Schulter, zog ihn nach oben.

Die Blicke prallten aufeinander. In beiden lag feindliche Härte. Sligorks Griff um Archanis Schulter wurde härter.

Mit einer blitzschnellen Wendung doch hatte Archani plötzlich Sligorks Arm gegriffen und drehte ihn ihm auf den Rücken. Er schraubte ihn nach oben, Stück für Stück zwang er Sligork in die Knie.

Sligork wand sich, der quälende Griff saß fest, mit schmerzverzerrtem Gesicht hockte er zuletzt auf der Erde, Schaum vor dem Mund.

Die Brüder verfolgten das Schauspiel entsetzt, völlig stumm geworden. Unfassbar, dass Sligork, dem ältesten, vor ihren Augen solche Schmach widerfahren konnte.

Der Stock war von Prigovs Gesicht ins Gras gerutscht. Jarscho hob ihn jetzt auf, näherte sich Archani von hinten.

Ein voller Schlag ging nieder auf Archanis Kopf, der benommen aufschaute, taumelte, sich noch einmal fing. Aber schon traf ihn der zweite Schlag. Er sank in die Knie, Jarscho schlug ein drittes Mal zu. Archani rollte schließlich reglos ins Gras.

Die Brüder umstanden ihn stumm.

Sligork winkte Prigov zu sich. Er entnahm der seitlichen Innentasche von Prigovs Jacke einen Gegen-

stand: eine Golduhr mit einer Pfauenfederverzierung, ein kostbares Goldschmiedewerk.

Eine grimmige Geste folgte, die wortlose Absprache einer gemeinschaftlichen Verschwörung, ohne Duldung von Widerspruch.

Die Pfauenfederuhr wurde Archani in die Jacke gesteckt.

Sligork trat Archani, während sich die anderen schon zum Gehen wandten, noch einmal mit dem Fuß in den Rücken.

Archani lag ohne Bewegung.

Es war früher Abend geworden.

Ein roter Mond stand über den Kuppeln. Und über und unter ihm wie ein nicht endender Zug schwarzer Hexengestalten vorüberjagende Wolkenfetzen.

DIE VERFÜHRERIN IN DER FÜRSTLICHEN KEMMENATE

Schwarze Nacht lag über dem Garten.

Archani hatte sich mühsam und noch immer benommen aufgerappelt.

Er bewegte sich schwankend auf den Palast zu und ein kleineres Seitengebäude, die Wohnung seines Vaters. Als er direkt darauf zusteuerte, wurde er von zwei Palastwachen angehalten.

Man hatte Befehl, seine Kleidung zu durchsuchen.

Der eine der Männer zog schließlich die goldene Uhr aus Archanis Jacke hervor. Pelarettas Name war auf der Rückseite eingraviert.

Man erklärte Archani, man habe keine andere Wahl, als ihn mit diesem Beutestück zu Pelaretta zu bringen. Dort solle er sich rechtfertigen.

Kurz darauf klopfen sie, Archani in ihrer Mitte, an Pelarettas Kemenate.

Pelaretta öffnete. Der eine Mann der Palastwache trat ein; nachdem er sich einen Moment flüsternd mit ihr besprochen hatte, überreichte er ihr die Uhr.

Pelaretta winkte Archani ganz in ihre Kemenate herein. Sie schloss die Tür hinter ihm.

Sie wiegte lässig die Uhr in der Hand, dann reichte sie sie Archani. „Ich schenke sie dir.“

Sie hatte einen Krug und eine zur Hälfte geleerte Weinflasche auf ihrer Vitrine stehen wie außerdem ein halbvolleres Glas, das sie nun griff und aus dem sie trank.

Sie deutete auf einen Stuhl. „Nimm Platz!

Um eine Uhr beginnen wir keinen Streit.“

Archani hielt die Uhr noch unschlüssig in der Hand. Sie steckte sie ihm in die Jacke zurück. „Und überhaupt: Wenn es ein Missverständnis und Uneinigkeit zwischen uns gab – es ist alles vergessen.“

Sie wandte sich ihrer Vitrine zu, holte ein neues Glas hervor und goss aus dem Krug Wein hinein. Sie goss sich selber nach – aus der Flasche.

Sie reichte ihm das Glas. „Jedes Missverständnis ist ausgeräumt und vergessen.“

Sie nahm wieder auf ihrer Bettkante Platz und trank ihm zu. „Aller Unfriede ist vorbei und begraben.“

Archani zögerte. Dann trank er doch.

„Wir sind beide jung.

Du bist jung. Ich bin es auch.

Da kommt es manchmal zu impulsiven Handlungen, vielleicht auch unbedacht.“

Sie schnalzte. Sie senkte, die Beine vorgestreckt, ihren Rücken in Richtung des Bettes.

„Ich verzeihe dir.“ Sie streckte die Beine und rekelte sich leicht, während sie trank.

Auch Archani trank erneut.

„Man streitet sich und versöhnt sich wieder.

Man gibt den Dingen kein unnötiges Gewicht.“

Sie rekelte sich und trank. Sie lächelte süffisant.

„Man nimmt, was das Leben an Freude zu bieten hat.“
Sie streckte die Hand in seine Richtung.

Archani zeigte keine Reaktion.

„Du hast mir eine kostbare Uhr entwendet. Du bist in meine Kemenate eingebrochen.“ Ein kalter glatter Zug hintergründiger Bosheit blitzte plötzlich auf in ihrem Gesicht.

„Ich könnte dich verhaften lassen.“ Sie schnalzte.

Archanis Kopf sank plötzlich nach vorn. Es waren sichtbar die Anzeichen einer Betäubung, gegen die er ankämpfte.

„Sei kein Dummkopf!

Die Fürstin hat dir vergeben. Mit einer kleinen Geste der Gegenliebe wirst du zu zahlen bereit sein.“

Sie griff seine Hand, zog ihn wieder zu sich aufs Bett.

Archani fühlte Benommenheit, Schwäche. Dennoch setzte er sich erneut zur Wehr.

Pelaretta hatte ihn jetzt ganz auf ihren Körper gezogen. Sie begann, sein Gesicht mit Küssen zu überdecken.

Archani, schwach, benommen, ließ es einen Moment geschehen. Dann regte sich in ihm ein letzter Wille zur Gegenwehr: Er griff ihr Ohr, gewaltsam und hart, zog ihren Kopf daran in die Höhe.

Pelaretta schrie auf. Mehr als Schmerz war es maßlose Wut, Enttäuschung, Verachtung, Hass.

Sie schrie, auch als er sie längst wieder losgelassen hatte.

Ihre beiden Palastwachen stürmten in die Kemenate.

„Genug ist genug!“ Pelaretta schrie. „Führt ihn ab, den Lüstling! den Wüstling!“

Die beiden Palastwachen griffen Archani roh bei den Armen und verschwanden mit ihm. Pelarettas Blick verfolgte ihn wie ein giftiger Pfeil.

DIE GERICHTSVERHAND- LUNG GEGEN ARCHANI

Man blickte in einen kleineren als Gerichtssaal hergerichteten Raum des Palasts.

Archani saß, eskortiert von zwei Soldaten, mit gefesselten Händen auf einer vorderen Bank.

Auf einer seitlichen erhöhten Stuhlreihe saßen Bóganow, Pelaretta und deren vier Brüder; auf der gegenüberliegenden Seite Tansila und die Fürstin-Großmutter. Im mittleren Saal hatten sich alle Rangoberen des Palasts versammelt.

Der leitende Richter der Verhandlung, ein alter Mann mit ausgezehrten Gesicht und der Nase eines Bussards, verlas die Anklageschrift:

„Die Anklage lautet wie folgt: Archani, dem Sohn des ersten Ministers, wird vorgeworfen, dreimal in die Kemenate der jungen Fürsten Pelaretta eingedrungen zu sein, dies gezielt mit dem Vorsatz, ihr Gewalt anzutun. Durch die entschiedene Gegenwehr der Fürsten und den Beistand ihrer Wachen konnte dies jedes Mal in letzter Sekunde verhindert werden.

Die Zeugen werden sogleich aufgerufen. Beweisstück für das unerlaubte Einbrechen in die Kemenate der Fürstin ist im Weiteren eine Uhr, ein kostbares Schmiedekunstwerk mit zwei Pfauen.“

Er hob die Uhr allen sichtbar in die Höhe.

„Ich rufe die zwei Zeugen.“

Pelarettas zwei Palastwachen erhoben sich und traten vor den Richter.

Der erste Mann der Palastwache verbeugte sich tief. „So ist es. Drei Wochen liegt es nun zurück, da kam es zum ersten Überfall. Wir hörten die Hilfeschreie der Fürstin. Als wir eintraten, sahen wir, dass Archani eben dabei war, sich der Fürstin mit Gewalt zu nähern.“

Es klang wie das Aufsagen eines auswendig gelernten Textes. Er tauschte, wie Bestätigung suchend, Blicke mit Pelaretta.

Das Gesicht Bóganows verzog sich in Wut. Er hob eine Weinflasche an den Mund. Sein Gesicht war schon wieder gedunsen vom übermäßigen Weingenuß.

Der zweite Mann der Palastwache verbeugte sich. „Nur die beherzte Gegenwehr der jungen Fürstin und nicht

zuletzt unser Hinzutreten konnte die Vollendung der Gewalttat verhindern.“

Auch er sprach offensichtlich einen auswendig gelernten Text. Wieder flog ein Blick zu Pelaretta.

„Es blieb nicht bei diesem einen Übergriff?“ fragte der Richter.

„Der Übergriff wiederholte sich,“ erwiderte der erste Mann der Palastwache. „In der Woche darauf und dann erneut vor nun einer Woche, jedes Mal mit der gleichen Grobheit und Gewalt.“

Nur in Rücksicht auf den Rang des Täters wie vor allem dem Rang seines unbescholtenen Vaters, des Ministers, entschied sich die Fürstin -“

Die Wachen tauschten Blicke.

Der zweite Mann der Palastwache ergänzte. „Entschied sich die in ihrer Scham tief verletzte gütige Fürstin die Vorfälle nicht eher zur Anzeige zu bringen.“

„So verhielt es sich.“ Wieder nickte der erste Mann.

Bóganow schwenkte die Faust, mit wutverzerrtem Gesicht, mit der anderen Faust die Flasche.

Der Richter wandte sich Archani zu. „Wir haben die zwei Zeugen gehört.“

Wir haben diese Uhr, die in deiner Jacke gefunden wurde.

Was hast du zu deiner Verteidigung vorzutragen?“

Archani erhob sich, er blickte auf die Palastwachen – er tat dies so intensiv und durchdringend, dass sie seinem Blick nicht standhielten und die Augen abwandten; auch Pelaretta, die er in gleicher Art eindringlich fixierte, wich seinem Blick aus.

Kasturk, der Schreiber des Ministers, sprang plötzlich auf; er ging auf den Richter zu.

„Richterliche Hoheit! Es ist der Moment, Eure Weisheit zu beweisen. Eure Intelligenz. Euren Scharfsinn. Euren alles durchdringenden und entlarvenden Blick.

Diese zwei Männer lügen.

Ich kenne Archani, seit er als kleiner Junge aufwuchs hier im Palast. Es gibt keinen aufrichtigeren Freund. Keinen rechtschaffeneren Mann. Archani ist zu keiner Gewalttat fähig.

Ich beschwöre es – so wahr mir Gott helfe.

Die Palastwachen lügen.

Pelaretta lügt.“

Ein heftiges Zischen und Tuscheln setzte ein im Saal.

Der Richter schlug mit seinem goldenen Hammer auf, Ruhe gebietend. „Ein ungeheuerlicher Vorwurf gegen die Fürstin, den wir da hören.

Du bist dir des Gewichts deiner Worte bewusst?

Wer die Fürstin verunglimpft, wird selbst mit schwerer langjähriger Kerkerhaft bestraft.“

Er wandte sich Pelaretta zu.

„Fragen wir sie selbst.

Diese Wachen haben die Wahrheit gesprochen?

Fürstin – mir genügt ein Kopfschütteln oder ein Nicken.“

Pelaretta verzog abschätzig den Mund, ihr Gesicht hatte den Glanz einer kalten Maske.

Sie nickte.

Der Richter nickte zurück. „Wir danken, Fürstin.

Angeklagter, wie erklärst du dem Gericht den Fund dieser Uhr in deiner Jacke?“

Archanis Stimme füllte den Saal, eine Stimme wie von steingeschliffener Härte, ungebrochen und selbstbewusst. „Ich habe meine Aussage dazu gemacht.

Sie steht in Euren Akten, richterliche Hoheit.

Ich habe meine Aussage zu allen anderen Anklagepunkten gemacht.

Jetzt bin ich bereit sie zu ergänzen.

Ich hatte nicht die ganze Wahrheit gesagt.“

Es folgte ein Moment angespannter Stille und höchster Aufmerksamkeit.

„Ich half der vom Wein berauschten Fürstin zu ihrer Kemenate. Sie zog mich zu sich aufs Bett.“

Die Aussage provozierte empörte Schreie, man hörte lautes Zischeln. Archani musste bei den folgenden Sätzen mit lauter werdender Stimme dagegen ankämpfen.

„Beim zweiten Mal lockte sie mich unter einem Vorwand hinein. Wieder zog sie mich auf ihr Bett.“

Empörungsschreie, Zischeln.

„Auch beim dritten Mal, als mich die Palastwachen in ihre Kemenate führten und sie mich mit einem präparierten Wein zu betäuben versuchte, widersetzte ich mich.“

Die Empörungsschreie nahmen zu.

Der Richter hämmerte heftig auf den Tisch.

Kasturk mischte sich wieder ein.

„Richterliche Hoheit, die Ihr für Eure Weisheit und Euren Scharfsinn gerühmt seid! Bemüht Euer Ohr! Hört die rechtschaffene Stimme dieses Mannes.

Diese Stimme kann keine Lügen sprechen.

Anders die Palastwachen, die wir hörten.“

Er machte einen weiteren Schritt nach vorn.

„Gegen Archani läuft ein infames Spiel.

Keine Gerichtsbarkeit von Weisheit und Intelligenz wird darauf hereinfallen.“

„Was Weisheit und Intelligenz ist, bitte ich dem Urteil dieser Gerichtsbarkeit selbst zu überlassen.“ Der Richter strich sich selbstgefällig über die scharf gebogene Nase.

Kasturk fuhr fort: „Zeigt Scharfsinn! richterliche Hoheit. Zeigt Unbestechlichkeit.“

Die eigentlichen Angeklagten, die vor Euren Richterstuhl gehören, sie sitzen dort -“

Er zeigte auf die erhöhte Sitzreihe, die Pelaretta und ihre Brüder einnahmen.

Sein Blick schweifte kurz zu Archani, den engen Freund, mit dem er litt.

Dann brach es, während er wieder nach oben schaute, wie ein unkontrollierter Schrei aus ihm hervor: „Sie sitzen dort - die Mörder unseres Fürsten!“

Der Satz fiel wie ein krachender Blitzschlag in den Raum, es folgte für Sekunden entsetzte lähmende Stille.

Dann brach ein Tumult los.

Der Richter hämmerte wild.

Er machte einen Wink zu zwei Soldaten, und Kasturk wurde abgeführt.

Der Tumult dauerte an.

Der Richter hämmerte erneut.

Doch er konnte die Ruhe nicht wieder herstellen.

„Die Verhandlung ist unterbrochen.“ Mit schriller Stimme versuchte er sich Gehör zu verschaffen.

„Wir ziehen uns zur Urteilsfindung zurück.“

Wenig später waren alle wieder im Saal versammelt.

Allein Kasturk fehlte.

Der Richter hielt ein Papier in der Hand. „So verlese ich hiermit die Anklage und das Urteil:

Der Angeklagte ist in drei Fällen des unbefugten Eindringens in die Kemenate der Fürstin überführt worden. Er tat dies in der eindeutigen Absicht, der Fürstin Gewalt anzutun.

In Anbetracht seiner bislang unbescholtenen Lebensführung und seiner Jugend wie der Rechtschaffenheit und dem Rang seiner Familie fällen wir ein mildes Urteil.

Es lautet: Fünfzehn Jahre Festungshaft.“

Tansila entfuhr ein Aufschrei, sie sprang auf.

Dann sank sie benommen wieder auf ihren Stuhl zurück, ihr Kopf glitt auf den Schoß ihrer Großmutter.

Pelaretta und ihre Brüder Sligork, Jarscho und Prigov tauschten zufriedene Blicke – einvernehmlich feierten sie ihren Triumph.

Archani wurde abgeführt.

DER ABSCHIED VOM PALAST

Archani war ein Abschiedsbesuch bei seinem kranken Vater gestattet. Vier Soldaten standen Wache vor dem Gebäude, Archani waren für diesen Besuch die Fesseln abgenommen worden.

Der Vater doch nahm ihn kaum noch wahr.

Er lag in einem fiebrigen Delirium.

Archani bemerkte schnell, dass jeder Versuch eines Gesprächs und einer Erklärung sinnlos war.

Der Vater röchelte nur vor sich hin und malte Zeichen in die Luft. Archani kauerte neben ihm, mit versteinertem Gesicht.

Einer der Soldaten trat ein und kündigte einen weiteren Besuch an – einen Besuch für Archani.

Er kam zurück mit der Fürstin-Großmutter, die Tansila am Arm führte.

Die Großmutter hatte dieses Abschiedstreffen mit Tansila durchgesetzt.

Tansilas Gesicht war gezeichnet von Verzweiflung und maßloser Trauer.

Sie stürzte auf Archani zu und umklammerte ihn mit fast gewaltsamer Heftigkeit.

Beide versanken in einen Rausch immer neuer Umarmungen und Küsse.

Die Großmutter hatte mit einem scheuen Blick den Raum verlassen.

Archani zog schließlich einen kleinen Lederbeutel aus seiner Jacke. „Ein Geschenk für dich.

Öffne es nicht jetzt. Öffne es immer nur, wenn du allein bist.

Ich hatte es dir zu deinem kommenden Geburtstag übergeben wollen.

Gut. Nimm es jetzt.“

Wieder vereinnahmte sie ein Rausch der Zärtlichkeiten, wieder tauschten sie heftige Küsse.

Zwei Soldaten traten ein.

Archani wurde fortgewinkt.

Tansila brach zusammen.

Die Fürstin-Großmutter griff sanft ihren Arm, flüsterte ihr zu, versuchte sie aufzurichten.

Tansila fühlte, dass der Schmerz sie erstickte.

Es gab keinen Trost.
 Die Großmutter kniete bei ihr nieder.
 Tansila schluchzte und schrie unter Schmerzen.

DER BEFREIUNGSPLAN

Tuborg, der jüngste von Pelarettas Brüdern – es war der mit den fast noch jungenhaften weichen Gesichtszügen - klopfte an Tansilas Palastkammer.

Tansila lag apathisch, regungslos auf ihrem Bett.

Tuborg trat zu ihr. „Tansila – ich weiß, dass du seit Tagen jede Nahrung verweigerst.

Du wirst sterben, wenn du nichts isst, nichts trinkst.

Tansila – ich habe dir etwas zu sagen.

Stirb nicht! Denn wir werden Archani befreien.

Ich weiß, dass es unmöglich klingt. Sie haben ihn zur ‚Festung der Schwarzen Winde‘ gebracht. Niemand hat die Festungshaft in diesem Gemäuer mehr als fünf Jahre überlebt.

Eben deshalb werden wir ihn befreien.“

Er suchte ihren Blick.

Doch von Tansila kam keine Reaktion.

„Ich werde einen Trupp von Reitern zusammenstellen. Schon morgen. Es ist ein weiter Weg, vier Tage von hier. Doch schon morgen können wir aufbrechen.

Willst du mit reiten?

Kasturk, als er im Gerichtssaal für Archani stritt, hatte Recht mit jedem Wort, das er sagte. Ich hatte längst die Vermutung. Doch erst Kasturk hat mir endgültig die Augen geöffnet.“

Wieder suchte er fürsorglich ihren Blick.

„Sie haben ihn in den Gefängnisturm geworfen. Auch er soll zum Schweigen gebracht werden. Doch er konnte mir einen Ort im Haus von Archanis Vater verraten, wo dieser eine größere Summe gelagert hat. Ich lege mein Geld dazu. Es wird genug sein, die Wachen der Festung zu bestechen.

Wenn nicht – dann kommt es zum Kampf. Dann metzeln wir sie nieder.“

Er betrachtete sie erneut fürsorglich, liebevoll. „Stirb nicht, liebe kleine Fürstin!

Willst du selbst mitkommen?“

Wieder ein Klopfen.

Ein Kammermädchen stand in der Tür.

Sie kündigte den Besuch Pelarettas an.

Tuborg schrak etwas zusammen, blickte sich vorsichtig um – waren sie belauscht worden?

Pelaretta trat ein, mit einem Essenskorb. „Ich darf unterbrechen?

Ich bringe nur etwas zu essen.“

Tuburk nickte.

Er machte eine verabschiedende Geste und ging.

Pelaretta trat an Tansilas Bett. „Wie tut mir das alles unendlich leid.“

Sie stellte den Korb ab, setzte sich auf einen nahen Stuhl. „Doch ich versichere dir: Ich hätte es nie zur Anklage gegen Archani kommen lassen.

Unser Zusammensein, als wir in meiner Kemenate allein waren, geriet etwas außer Kontrolle. Ich gebe es zu. Ich hätte mich nicht mit diesem Leichtsinn darauf einlassen dürfen.

Es war jugendlicher Übermut.

Die Wachen haben es mit zu strengen Augen gesehen. Ich hätte mir dessen bewusst sein müssen, dass sie es falsch deuten.

Doch was hätte ich tun können? Nachdem sie erst ausgesagt hatten, war alles verloren. Hätte ich das Gegenteil erklären sollen? Hätte ich einen Unsinn sagen sollen wie den, dass ich es selbst war, die Gewalt ausübte? Oder ihn selbst verführen wollte? Der Fürst hätte mich für Jahre in den Turm sperren lassen.“

Sie sprach mit der Stimme einer schnurrenden Katze.

„Iss endlich und trink, liebe kleine Fürstin.

Wir werden einen Ausweg finden. Es wird nicht sehr bald sein. Doch ich werde den Fürsten um eine Begnadigung für Archani bitten. Wenigstens um eine Verkürzung der Haftjahre. Doch sein Zorn muss verrauscht sein.“

Sie hob den Korb auf ihren Schoß. „Es ist nicht leicht, ein richterliches Urteil aufzuheben. Es ist nicht leicht, einen Mann wie Bóganow umzustimmen. Wir werden viel Geduld haben müssen. Und gewiss: Archani hatte seinen eigenen Anteil an Schuld...“

Tansila richtete sich plötzlich mit funkelnden Augen auf: „Ich sage dir die Wahrheit über ihn und dich:

Du widerst ihm an.

Nie hätte er freiwillig nur einen Schritt in deine Kemenate getan.

Du allein hast dieses ganze Lügennetz gegen Archani gesponnen.

Was du auch immer sagst: Es ist jedes Mal eine Lüge. Verschwinde mit deinem Korb!“

Es war der endgültige Bruch, die offene Feindschaftserklärung.

Pelaretta griff ihren Korb und erhob sich. „Du wirst es bereuen!“

Ihre Stimme war kalt. In ihrem Blick lag wieder Verletzung. Und nun zunehmend kalte Verachtung. Und das Bewusstsein ihrer Überlegenheit und Macht.

Es war, als bliebe dunkel ihr Schatten im Zimmer zurück, als die Tür hinter ihr zuschlug.

DIE FESTUNG DER SCHWARZEN WINDE

Eine Szene von schrecklicher Trostlosigkeit:

Archani kauerte in einem kleinen dunklen Verlies. Überall nur nackter und kalter Stein.

Zwei vergitterte schmale Luken. Die Mauern waren fast einen Meter dick.

Für einen Moment erschien die Festung im Bild: ein großes graues Gemäuer mit einer Vielzahl von Türmen und kleinen Luken.

Das graue Gefängnisgebäude umzog nochmals eine dicke graue meterhohe Mauer.

Keine Chance hier zu entfliehen.

Der Blick wechselte auf einen kleinen Trupp von acht Reitern.

Voran ritten Tuborg und Tansila.

Es war ein Weg durch eine gleichfalls graue gebirgige Gegend voll schmaler Bergpässe und tiefer Schluchten.

Tansila war erschöpft und am Ende ihrer Kräfte, fast sank sie vom Pferd.

Tuborg beschloss eine Rast.

Man lagerte und zündete ein Feuer an.

Da – Pferdegetrappel.

Ein anderer Reitertross.

Sligork und Jarscho ritten heran.

Tuborg sprang auf sein Pferd. Er gab das Kommando zum sofortigen Aufbruch, zur Flucht.

Da kam ihm ein weiterer Reitertross von rechts entgegen. Prigov führte ihn an.

Beide Truppen, die Sligorks und Jarschos wie die Prigovs, hatten zusammen die doppelte Mannstärke.

Tuborg erkannte rasch, dass Widerstand und Kampf zwecklos war.

Er hob die Hände – ein Zeichen der Ergebung.

Die Brüder musterten ihn finster.

Sligork gab den Befehl zur Umkehr.

Stumm. Auch kein anderer sprach.

Es war Nacht geworden.

Alle hatten sich in Zelten zum Schlafen eingerichtet.

Das Schlaflager war von vier Wachen umstellt.

Zwei davon waren inzwischen eingeschlafen.

Man sah Tansila eines der Zelte verlassen.

Sie schlich sich auf die seitwärts versammelten Pferde zu.

Sie griff nach dem Zaumzeug eines der Pferde und band es los.

Sie schwang sich auf seinen Rücken.

Die zwei Wachen bemerkten sie nun, schlugen Alarm.

Tansilas Pferd entfernte sich mit lautem Wiehern.

Der eine der Wachposten schwang sich gleichfalls auf ein Pferd und nahm die Verfolgung auf.

Doch Tansila war im Nachtdunkel verschwunden.

Tiefe Nacht.

Tansila hatte eine Bergkuppe erreicht. Sie suchte, geduckt, Schutz hinter einer Reihe von Felsen.

Sie lauschte. Niemand verfolgte sie mehr.

Ihre Augen schweiften durch einen weiten kalt funkelnden Nachthimmel. Angst und Trauer, maßlose Trauer lag auf ihrem Gesicht.

Sollte sie den Weg allein fortsetzen?

Ohne Nahrung? Ohne genaue Kenntnis des Wegs?

Ohne den Schutz der Freunde? Ohne Waffen?

All dies war sinnlos.

Und irgendwo in dieser rauen Wildnis, vielleicht noch zwei Tagesreisen entfernt, schlug das Herz Archanis. Inmitten eines engen dunklen Festungsverlieses.

Sie hörte dröhnend ihr eigenes Herz schlagen.

Müsste er es nicht hören können?

Müsste sie das seine nicht schlagen hören?

Rau trommelte der Wind gegen die Felsen.

Hier gab es keinen menschlichen Laut.

DAS GESICHT DER ANGST

Tansila war zum Palast zurückgekehrt.

Man sah sie im Zimmer der Großmutter.

Die alte Frau wusch eine Wunde an ihrem Fuß.

Dann säuberte sie die Wunde mit einer Flüssigkeit.

Es brannte. Tansila verzog unter Schmerzen das Gesicht.

„Ertrage es, mein liebes Kind.

Es ist nur für einen kurzen Moment.

Die Schmerzen, die es dir sonst einbringt, sind ein Vielfaches dessen, was du jetzt spürst.“

Sie säuberte weiter den Fuß.

„Es braucht keinen klugen Arzt. Die Ärzte wissen oft wenig. Es braucht die Weisheit der alten Kräuter, mit denen man die bösen Keime vernichtet.

Manchmal tut es auch einfach das klare Wasser.

Die bösen Keime – sie sind winzig und unsichtbar, doch sie zerfressen Gewebe, Muskeln und Knochen.

Haben sie sich erst eingeknistet, entwickeln sie rasch eine große Macht.

Doch schon ein reines Quellwasser, wenn es sie fortspült, kann diese Macht zerstören.“

Sie verband die Wunde.

Jetzt streichelte sie Tansila liebevoll über das Haar.

„Großmutter –

Ich habe Angst.“ Tansilas Worte kamen gepresst, wie ankämpfend gegen einen schweren Atem.

„Angst dass ich leben muss.

Muss ich denn leben?

Ich habe oft Angst gespürt. Im nächtlichen Garten. Wenn ich allein war im nächtlichen Zimmer.

Immer merkte ich schließlich, dass es nur eingebildete Ängste waren.

Jetzt weiß ich, dass die Angst wirklich ist.

Sie hat ein Gesicht: Es ist die Bosheit, die es gibt in der Welt.

Sie ist schwarz. Sie hat eine grausame dunkle Gewalt.

Muss ich denn leben?“

Sie stand auf. Ihr Blick schweifte aus dem Fenster.

Ein grausiger Anblick. Man blickte auf eine kleine Erhöhung hinter dem Palast, sechs Galgen waren dort aufgestellt, an jedem baumelte eine Gestalt. Alle Reiter, die Tuborg begleitet hatten, waren gehängt worden.

Die Großmutter trat zu ihr. „Du hast keine Wahl.

Alle haben wir keine Wahl.

Es ist unsere Pflicht, den uns zugewiesenen Platz auszufüllen.

Ob uns dabei Gnade zuteil wird oder nicht – das liegt nicht in unserer Hand. Wir müssen nur standhalten. Müssen nur unsere Pflicht tun.“

Sie streichelte ihr wieder über das Haar.

„Dein Platz und deine Pflicht sind die einer großen Aufgabe, eines großen Versprechens.

Du bist auserwählt. Auserwählt ein Land zu regieren. In Weisheit, in Gerechtigkeit.

Willst du dies Bóganow und Pelaretta und ihrer Schurkenbande überlassen?

Tansila – es gibt nur die eine Sünde für dich: dich zu entziehen.

Halte durch! Nur wenige Jahre noch. Dann bist du die Fürstin.

Dann hast du die Macht, Archani zu begnadigen und er wird zu dir zurückkehren können.

Nur wenige Jahre, Tansila!“

Tansila umarmte sie „Und doch, Großmutter:

Ich habe Angst. Dunkle Angst.“

Jetzt sah sie, dass die Großmutter weinte.

Sie lebte schon lange kein Leben mehr für ihr eigenes Glück.

Ihr Glück war der ältere ihrer Söhne gewesen. Ihr Glück war ihre Enkelin. Ihr Glück war ein junger Mann mit klarem Kopf und mit gutem Herzen, der Archani hieß und ausersehen schien, der Liebhaber ihrer Enkelin zu sein und sie glücklich zu machen.

Alles schien bitter zerstört.

Die Bosheit hatte gesiegt.

Tansila war bestürzt. Sollte sie die Großmutter trösten?

Diese wischte die Tränen fort und entschuldigte sich. Sie habe sich gehen lassen. Sie wisse sicher, so sagte sie, dass Tansila am Ende siegen werde – gegen alles Unrecht und dass auch Archani lebend und heil zum Palast zurückkehren wird.

Sie wisse es sicher.

Doch noch immer flossen die Tränen.

Tansila drückte sie an sich.

„Ich werde es durchstehen. Ich werde siegen,“ flüsterte sie.

DER KLEINE TROMMLER UND DIE STUNDE DER SÄNGERINNEN

Ein später warmer Vorsommerabend.

Eine längere Zeit, mehr als ein Jahr war vergangen.

Tansila saß zusammen mit Mirja, dem etwas fülligen Kammermädchen, auf der Palastterrasse, beide knüpften sie Teppiche. Mirja lächelte ihr gelegentlich zu, sie war eine enge Freundin. Zu ihren Füßen lagen ruhig die drei großen Doggen ausgestreckt.

Im nahen Garten arbeitete noch Palastpersonal.

In einem Palastzimmer über der Terrasse saß Pelaretta am offenen Fenster vor einem Spiegel, Schmuck behangen, sie schminkte sich und mit edelsteinfunkelnden Haarspangen probierte sie neue Frisuren aus. Ab und zu stieß sie trillernde Laute hervor und begann ein arienähnliches Singen. Ihr Anblick im Spiegel und der ihr reich anhaftende Schmuck schaukelte sie in ein Hochgefühl. Und hörbar genoss sie mehr und mehr auch ihr Singen, das keineswegs kunstlos war, doch im ambitionierten Höhenflug wurde es schrill und im Überschwang nahm es mehr und mehr affektierte Züge an.

Plötzlich kam, während sie kurz verstummte, aus dem Garten ein Trommelschlagen. Es war Bentilow, Archanis kleiner Bruder, der dort in den Büschen mit einer Trommel saß und nun auch zu pfeifen begann. Er pfiß ein rhythmienreiches schwungvolles aserbeidschanisches Tanzlied, offenbar war es hier allen bekannt, denn leise mischte sich auch ein Pfeifen der anderen ein.

Dieser Einbruch in die abendliche nur von Pelarettas Gesang erfüllte Stille hatte etwas Respektloses, Freches. Und Bentilow, mit verschmitztem grinsendem Gesicht in den Büschen hockend, war sich dessen bewusst.

Wieder sang Pelaretta, in den Höhen affektiert und schrill.

Es antwortete Bentilow mit seinem Pfeifen und Trommelschlagen.

Pelaretta, hörbar erzürnt, sang jetzt in das Pfeifen und Trommeln hinein.

Bentilow beeindruckte dies nicht. Er trommelte und piff nur entschiedener, und auch die anderen piffen.

Bóganow war zu Pelaretta ins Zimmer getreten.

„Eine Frechheit, in dieser Abendstille zu trommeln,“ zischte Pelaretta.

Sie wandte sich wieder dem Spiegel und ihren Haaren und Spangen zu.

Unten begann das Palastpersonal das Lied Bentilows mitzusummen, mitzuklatschen und jetzt auch mitzusingen.

Bentilow wechselte plötzlich zu einem gemütvollen Abendlied, ein Lied ruhiger langer Melodiebögen.

Tansila und Mirja summten es mit. Schließlich begannen beide zu singen.

Es war ein eher schlichter Gesang – doch die Stimmen der beiden jungen Frauen, vor allem die Tansilas, klangen so glockenklar, dass alle berührt und andächtig aufhorchten.

Sie sangen das Lied im Duett, in einfachen Terzen. Doch Tansilas Stimme strahlte deutlich hervor. Immer klarer, immer inniger blühte ihre Stimme auf, es gab

nichts Künstliches, nichts Schrilles, darin. Es war nur schwebender, klarer Gesang.

Bóganow blickte durch das Fenster nach unten, auch er war berührt, lauschte verzückt. „Sie singt wie eine Nachtigall, das junge Ding.“

Pelarettas Lippen spitzten sich verächtlich zu.

„Ah - ihre Stimme liebst du?

Ich sehe, dass du ihr seit Wochen nachstellst. Jeder hier sieht es.

Blick in den Spiegel. Dann erkennst du deine Gier in den Augen.

Und betrachte deinen Wanst. Den Speck unter deinem Kinn. Dann siehst du auch gleich, was ihr Ekel bereitet.“

Sie schüttelte sich. Es war nicht zu überhören, dass sie über den eigenen Ekel sprach.

Bóganow reagierte mit dumpf bellender Stimme. „Vergiss nicht, dass ich der Fürst bin und du nur durch mich die Fürstin.“

„Vergiss nicht, dass du hier nur ein Fürst bist auf Zeit, ein Lückenstopfer,“ spottete Pelaretta. „Das Palastpersonal lacht über dich. Hätte nicht wenigstens ich sie hart im Griff, der ganze Palast und alle seine Liegenschaften ringsum wären in wenigen Wochen verwahrlost und heruntergekommen.“

Während du trinkst und Karten spielst, führe ich die Regierungsgeschäfte.“

„Besser als wenn du trällerst und singst...“ grollte Bóganow zurück. Er machte eine verächtliche Geste und verließ das Zimmer.

Wieder hörte man Tansilas Singen – schwebend leicht, glockenklar. Mirja summte. Bentilow trommelte nur noch leise.

Die ersten Sterne hatten zu funkeln begonnen.

Pelaretta lehnte am Fenster, ihr Blick verfinsterte sich.

Das Fenster schlug zu.

Sie bewegte sich an einen hinteren Schrank, öffnete ein Fach voller Dosen und kleinen Flaschen.

Sie hob zwei Fläschchen heraus, die in gelben und grünlichen Farben funkelten.

Ein böser Schatten huschte über ihr Gesicht.

Sie wusste, sie hatte ein Mittel gegen den Glanz dieser Stimme.

Sie hatte ein Mittel gegen den Glanz solcher Schönheit, die sie quälte und ihr immer unerreichbar sein würde.

GEWALT UND GEGEN- GEWALT – DIE SCHRANKEN- LOSE VERROHUNG

Der Sommer war ein paar weitere Tage vorangeschritten. Wieder ein schon dämmeriger Abend.

Tansila befand sich mit Mirja im Palastgarten, sie durchwanderten den hinteren reich mit Sträuchern bewachsenen Teil.

Mirja berichtete leise: Seit Wochen erhielt sie Liebesbriefe - die letzten waren zunehmend voller Zeilen mit feurigen Liebesschwüren. Sie wusste nicht, von wem diese Briefe geschrieben waren, doch sie vermutete einen der vier Brüder Pelarettas dahinter.

Plötzlich ein Knacken im Gesträuch.

Es waren die drei Brüder Sligork, Jarscho und Prigov, die sich mit einem Bumerang vergnügten.

Der Bumerang sauste jetzt in hohem Bogen in Richtung der beiden jungen Frauen. Sligork fing ihn auf, und schickte ihn erneut in Richtung der beiden Frauen auf den Flug.

Diesmal kehrte der Bumerang nicht zurück.

Er hatte sich irgendwo im dichten Gesträuch verfangen, nahe bei den Frauen.

Die Brüder begannen zu suchen.

Sie fanden nichts. Sie zwinkerten sich zu.

Man murmelte, man witzelte, man grummelte: Tansila und Mirja mussten den Bumerang heimlich an sich genommen und in ihrer Kleidung versteckt haben.

Sie stellten sich den beiden Frauen in den Weg.

Sie forderten die Herausgabe des Bumerangs.

Sie stießen sich gegenseitig in die Rippen, ein verstecktes lauernes Grinsen im Blick.

Tansila und Mirja drängten zurück zum Palast.

Doch die Brüder hatten sie eingekreist, kamen näher, ihre Blicke suchten begehrllich die Kleidung der Frauen ab.

Plötzlich gab Jarscho Prigov einen Stoß in Richtung des Kammermädchens. Der Stoß war so stark, dass Prigov Mirja mit sich riss und beide ins Gras stürzten.

Prigov war der verliebte Briefschreiber. Die Brüder wussten es und begleiteten seinen Sturz ins Gras mit kleinen Anfeuerungsschreien. Er sollte jetzt zeigen, dass er ein Mann war, dass er wusste, wie ein junges Mädchen zu nehmen war.

Prigov, auf Mirja liegend, griff ihren Kopf, er fühlte ein heftiges Begehren, er spürte ihren irritierten Blick, dem

doch kein Aufschrei des Widerstands folgte, keine Gegenwehr. Er beugte sich ganz über sie, begann sie zu küssen.

Er streichelte ihren Hals, er näherte sich ihrer Brust.

Jetzt kam ein Aufschrei. Mirja versuchte, sich aufzurichten, ihn abzuschütteln.

Doch Prigov konnte nicht mehr von ihr ablassen. Die Hand streckte sich weiter nach ihrer Brust, zog das Hemd darüber zurück.

Tansila trat dazu, sie griff Prigov hart an der Schulter, versuchte ihn fortzureißen.

Da warf sich Jarscho plötzlich über Tansila, auch er jetzt ergriffen von einer übermächtigen Gier. Er stieß Tansila gleichfalls ins Gras, hielt sie in einer gewaltsamen Klammer am Boden.

Auch seine Hände tasteten nach der Bluse, der Brust.

Tansila wand sich. Schrie.

Plötzlich ein ferner greller Pfiff.

Sekunden später sprangen die Doggen heran.

Tansila schrie. Prigov hatte Mirjas Brust ganz entblößt. Auch Mirja wand sich, schrie.

Die Doggen hielten an, mit aggressivem Knurren, mit gebleckten Zähnen.

Tansilas Schrei war ein deutlicher Hilfeschrei.

Die Hunde fielen über die Brüder her.

Es war ein grausamer Angriff. Die eintrainierte Kampflust der alten Kampfhunde brach sich ungehindert Bahn.

Einer der Hunde sprang Sligorg am Rücken an. Sligorks Gegenwehr reizte das Tier nur zu größerer Aggression. Der Hund biss sich an seiner rechten Schulter fest.

Ein anderer der Hunde verbiss sich in Jarschos Gesicht.

Am schlimmsten traf es Prigov: Die dritte Dogge packte ihn direkt an der Kehle, biss sich dort fest.

Alle Gegenwehr war zwecklos. Die scharf gewordenen Kampfhunde ließen von ihren Opfern nicht ab.

Tansila konnte sich von Jarscho befreien, sich wieder ganz aufrichten.

Sie war noch benommen. Doch was sie sah, erfüllte sie mit Schrecken.

Sie rief die Doggen zu sich.

Die folgten nur unwillig. Den einen, der Prigov in seinen Zähnen hielt, musste sie an einem Ohr hart wieder zu sich ziehen.

Die Hunde hatten ein Blutbad angerichtet.

Jarscho bedeckte sein zerbissenes Gesicht.

Sligork hatte eine zerfleischte Schulter.

Prigov lag inzwischen völlig regungslos in seinem Blut.

Bentilow erschien.

Er hatte mit seinem Pfiff die Hunde herangerufen.

Doch das Bild, das sich ihm bot, erfüllte auch ihn mit Schrecken. Er zitterte. Ängstlich griff er nach der Hand der Schwester.

Dies hatte keiner von ihnen gewollt.

DAS VERSTUMMEN DES KLEINEN ZEUGEN

Man hatte Tansila in den Gefängnisturm des Palasts gebracht.

Pelaretta trat zu ihr ein.

„Ich weiß, dass dir meine Gegenwart zuwider ist.

Doch ein grausames Verbrechen ist geschehen durch dich.

Du hast deine Hunde auf meine Brüder gehetzt.

Prigov ist tot. Schrecklich verblutet.

Jarscho hat ein Auge verloren.

Sligorks rechter Arm ist taub und bewegungslos.

Du wirst für alles das büßen!“

Ein kalter und langer Blick, voll schneidender Feindlichkeit.

Sie verließ den kleinen Raum.

Wenig später:

Ein Rufen kam von unterhalb des Turms.

Es war Bentilow.

„Schwester – du hörst mich?

Sei nicht traurig, Schwester!

Ich werde sagen, was ich gesehen habe.

Prigov, Jarscho und Sligork sind über euch hergefallen.

Wie wilde Tiere. Ich kann es sagen.

Sei nicht traurig, Schwester. Ich kann alles erzählen.

Alles wird gut.“

Es war Nacht geworden.

Plötzlich hörte man ein helles empörtes, dann zuzunehmend angstvolles Schreien des Widerstands. Wieder war es Bentilows Stimme.

Es klang nach Gegenwehr. Es klang nach Kampf.

Es folgte das Geräusch eines im Wasser aufschlagenden Körpers.

Bentilows Schrei des Widerstands war ein Schrei der Verzweiflung geworden. Er kam von dem einen der beiden Palastteiche.

Jetzt waren es Todesschreie, die langsam erstickten.

Tansila stand am vergitterten Fester. Lauschte. In steinerne Starre.

DIE TODESNACHRICHT

Tansila befand sich in ihrem Gefängnisturmzimmer.

Ein Kammermädchen trat ein. Er war nicht Mirja.

Sie brachte einen Korb mit Essen.

Tansila lag wieder apathisch auf ihrem Bett ausgestreckt. Das Kammermädchen nahm vor ihr Platz.

„Ich habe dir etwas mitzuteilen.

Etwas sehr Trauriges.

Doch ich habe den Auftrag erhalten, es dir zu sagen.“

Tansila richtet sich in Stück in die Höhe.

„Mein Bruder Bentilow –

sie haben ihn im Gartenteich ertränkt --?“

„Er ist tot, ja,“ sagte das Kammermädchen leise.

„Er ist im Gartenteich ertrunken.

Er muss unglücklich gestürzt sein und das Bewusstsein verloren haben.

Man konnte ihn am anderen Morgen nur noch tot aus dem Wasser ziehen.“

Sie schwieg eine Weile, mit gesenktem Kopf.

Tansila begrub weinend ihr Gesicht.

„Es ist die eine Auskunft,“ sagte das Kammermädchen.

„Es gibt eine weitere traurige Nachricht.“

Sie zögerte.

Dann tropfte grausam dies eine Wort aus ihrem Mund:

„Archani...“

Tansila umklammerte ihre Hand, mit schreckgeweiteten Augen. „Man hat ihn ebenfalls umgebracht -?“

„Nicht umgebracht, nein,“ sagte das Kammermädchen.

„Er lebt -?“

Das Kammermädchen schwieg.

Ihr Schweigen ging langsam in ein Kopfschütteln über.

Tansila spie verzweifelte Wortbrocken.

„Also doch! Auch ihn hat man ermordet!“

„Nicht ermordet. Nein.

Er selber hat...“

Er hat zuletzt alle Nahrung verweigert.“

Das Kammermädchen wiegte bedauernd den Kopf.

Tansila warf sich auf das Kissen, von Schmerz, von Verzweiflung geschüttelt.

Plötzlich doch richtete sie sich auf, sie sprach mit fester intensiver Stimme.

„Wie kommst du dazu, dies zu behaupten?

Wer sagt es?“

Das Kammermädchen wich aus, mit unsicher flimmerndem Blick. „Ich sollte es dir ausrichten.“

Sie zuckte leicht mit den Schultern. „Pelaretta hat es kürzlich erfahren. So jedenfalls sagte sie.“

Und sie meinte, wir wären es dir schuldig, es dich wissen zu lassen.

Er selbst wollte seinen Tod.“

Tansila hatte sich ganz aufgerichtet „Sie lügt!

Wie auch du mich belügst.

Lass mich allein.

Archani – er würde es niemals tun!

Archani lebt!

Niemand kann uns mit einer Lüge trennen.

Geh fort! Geh fort!“

Sie griff den Korb und schleuderte ihn auf den Boden.

Das Kammermädchen, verschreckt, hob ihn wieder auf. Sie beeilte sich, das Zimmer zu verlassen.

DIE GIFTMISCHERIN / DAS VERSTUMMEN TANSILAS

Der nächste Tag.

Diesmal erschien Mirja mit einem Essenskorb bei Tansila im Turmzimmer.

Sie setzte sich zu ihr auf die Bettkante, den Korb auf ihrem Schoß.

„Tansila, iss!“ Sie streichelte ihr über das Haar.

Tansilas Hand lag auf ihrem Hals, ihre Worte formten sich nur mit Mühe. „Mein Hals schmerzt! Es brennt.“

„Dein Hals?“ fragte Mirja besorgt.

„Warte! Ich bringe dir einen Kamillentee, warm und mit Honig. Warte! Ich bin ganz bald zurück.“

Sie verließ das Turmzimmer.

Mirja wollte mit dem Krug warmen Tee vom Palast zum Turmzimmer zurückkehren.

Plötzlich traten ihr Sligork und Jarscho in den Weg.

Beide waren noch immer schwer gezeichnet. Jarscho trug eine Augenbinde. Sligork rechter Arm hing in einem breiten Tuch.

Auf einmal zog er ein Messer. Er drückte Mirja gegen einen Baum. „Ein falsches Wort aus deinem Mund -!“

Die Drohung war unmissverständlich.

Mirja zitterte, wand sich im Anblick des nahen Messers.

Der Krug fiel zu Boden, zerbrach.

Mirja kehrte in den Palast zurück, die Scherben des Krugs in der Hand.

Sie traf mit Pelaretta zusammen.

„Mirja, mein Mädchen – was ist passiert? Dein Krug ist zerbrochen?“

Mirja nickte, noch befangen in großer Ängstlichkeit.

Pelaretta lächelte in katzenhafter Freundlichkeit.

„Warte! Ich helfe dir.

Ich habe es bereits erfahren: Tansila hat einen schmerzenden Hals.

Ich habe eine gute Hilfe für sie. Komm mit!“

Sie winkte ihr, ihr in ihr eigenes Palastzimmer zu folgen.

„Tansila glaubt, dass ich ihre Feindin sei.

Das hat sie selbst so entschieden.

In meinem Herzen bin ich es nicht.

Wir hatten ein Zerwürfnis, gewiss.

Doch ich wünschte mir nichts mehr, als dass wir dieses Zerwürfnis endlich begraben könnten.“

Sie ging an ihren Schrank, holte zwei Fläschchen heraus. „Hier habe ich etwas, besser als jeder Kamillente. Ich rühre es einfach mit etwas Wein an.“

Sie begann ein Getränk zu mischen.

Wieder schnurrte katzenhaft ihre Stimme. „Mirja, höre: Wenn es anders war, wenn meine Brüder den gebührenden Anstand vergessen haben –

Wenn sie es waren, die über dich und Tansila hergefallen sind –

Dann werden sie zur Rechenschaft gezogen, nicht Tansila.

Ich kenne die drei. Ich weiß, dass sie roh und verdorben sind.

Wenn es zur Anklage gegen Tansila kommt, glaub mir, ich werde für Tansila kämpfen – auch wenn es zum Nachteil meiner eigenen Brüder ist.“

Sie lächelte – mit dem Lächeln einer fürsorglichen Mutter. Sie hatte das Getränk in einen silbernen Krug gefüllt, reichte ihn Mirja.

Mirja dankte und ging.

Spät in der Nacht.

Ein voller Mond leuchtete vom Himmel. Er erhellte auch Tansilas Zimmer im Turm.

Der silberne Krug stand auf einem kleinen Tisch neben ihrem Bett, von dem Nass war etwas auf der Tischplatte vergossen und blinkte im Licht.

Tansila lag regungslos.

Bentilow, ihr kleiner Bruder, war tot, ertränkt im Gartenteich.

Man hatte ihr die Nachricht vom Tod Archanis überbracht.

Warum sollte sie noch leben?

Doch ihr Hals brannte und schmerzte.

Sie griff nach dem Krug.

Nur ein Schluck sollte ihren Schmerzen Linderung verschaffen.

Sie trank. Die ausgetrocknete Kehle sehnte sich nach dem kühlen Nass.

Sie trank einen zweiten Schluck.

Doch jetzt nahm der brennende Schmerz plötzlich zu.

Sie fasste sich an den Hals, sie rang nach Luft.

Sie spürte Todesangst. Sie wollte rufen.

Doch ihre Kehle entließ nur ein schwaches Krächzen.

Auf der Tischplatte in dem verschütteten Nass entdeckte sie einen toten Käfer.

Sie griff ihn, betrachtete ihn genau. Die Flügel und Beine waren sonderbar zerfressen, verätzt.

Wieder wollte sie schreien.

Sie konnte es nicht.

Etwas in ihrer Stimme war zerrissen, zerstört.

DER URTEILSSPRUCH GEGEN TANSILA

Erneut trat der Gerichtssaal ins Bild.

Wie bei der Gerichtsverhandlung gegen Archani waren die Rangoberen des Palasts versammelt. An der Seite saßen Bóganow und seine Frau Pelaretta, Sligork und Jarscho.

Die Fürstin-Großmutter fehlte. Auch Mirja war nicht geladen worden.

Tansila saß auf der Anklagebank, allein.

Der Richter verlas die Anklage:

„Angeklagt sind die Fürstentochter Tansila und ihr Kammermädchen Mirja. In böswilliger Weise haben sie drei Kampfhunde auf die jungen Männer Sligork, Jarscho und Prigov gehetzt, die im Palastgarten mit einem Bumerang spielten.

Auch als die Hunde sich gefährlich an den drei Genannten festbissen, hielten sie es nicht für nötig, ihnen Einhalt zu gebieten.

Einer der drei Brüder hat es mit dem Leben bezahlt. Ein zweiter verlor ein Auge. Der dritte Bruder wird für immer einen gelähmten rechten Arm zurückbehalten.“

Er wandte sich an Tansila.

„Angeklagte – was habt Ihr zu den Vorwürfen zu sagen? Bitte erhebt Euch!“

Tansila stand auf.

Der plötzlich in die Höhe gerichtete Blick glühte von einem intensiven Licht. – Der Blick des Richters wich aus.

Doch kein Wort kam über ihre Lippen.

„Ich warte. Was habt Ihr uns zu sagen?“ fragte der Richter.

Tansila wusste, dass jedes nochmalige Ringen um ihre Stimme vergeblich war.

Kein Wort der Verteidigung, der Rechtfertigung war ihr möglich.

Ihre Stimme war tot.

Im Saal entstand Getuschel:

„Die Stimme versagt ihr!“ – „Sie kann nicht reden!“ – „Ein Gottesurteil!“ – „Gott hat sie mit Stummheit geschlagen!“ – „Die schöne Hexe!“ – „Ist sie auch schön - sie hat einen Lügenmund!“

Der Richter griff einen kleinen Papierbogen „Ich habe ein Schreiben vor mir.

Es ist darauf festgehalten, wie sich das Kammernädchen Mirja, die heute leider durch Krankheit verhindert ist, zu dem Vorfall geäußert hat.

Sie sagt, es habe zwischen Prigov und ihr einen Austausch kleiner Zärtlichkeiten gegeben. Keine Gewalt war im Spiel. Prigovs Zuneigung war ihr willkommen. Keineswegs empfand sie dies selbst als Übergriff.

Junge Fürstin – ich frage noch einmal: Was war der Grund, die Hunde auf ihn und seine Brüder zu hetzen?

Wie wir durch mehrere Zeugen wissen: Die Hunde sind Euch ergeben. Sie gehorchen auf jeden Wink Eurer Hand. Nicht einmal Einhalt habt Ihr geboten.“

Er schüttelte in stummer Empörung den Kopf.

„Ihr wollt Euch nicht dazu äußern?“

Wieder wartete er.

Tansila blieb stumm.

Der Richter drehte sich zu Sligork und Jarscho. „Ich frage die Brüder:

Hat sich einer von euch der Fürstentochter Tansila in ungebührlicher Weise genähert?“

„Nein, richterliche Hoheit,“ presste Sligork hervor.

Ebenso Jarscho. „Nein, richterliche Hoheit.“

„Wir baten höflich um Herausgabe unseres Bumerangs,“ ergänzte Sligork.

„Sehr höflich, richterliche Hoheit,“ echote Jarscho.

„Keiner hatte einen Gedanken an Gewalt,“ presste Sligork hervor.

„Keiner dachte an Gewalt, richterliche Hoheit,“ echote Jarscho.

Es folgte ein Blickwechsel zwischen Tansila und Pelaretta. Es war, von Seiten Tansilas, wie ein brennend abgeschossener Pfeil.

Pelaretta duckte sich fort, ein Zucken auf dem bleichen Gesicht.

„Gut. Die Angeklagte selber will sich nicht äußern.“

Der Richter griff einen anderen Papierbogen.

„So brauchen wir keine Zeit der nochmaligen Prüfung und Beratung.

Ich spreche das Urteil aus.“

Er las von dem Bogen.

„Die Fürstentochter wird all ihrer fürstlichen Erbrechte enthoben.

Sie hat den Palast zu verlassen.

Sie kann an Habseligkeiten mitnehmen, was sie zu tragen fähig ist.

Es ist ihr für immer versagt, den Palast noch einmal zu betreten.

Ich beende die Verhandlung.“

Er schlug kurz mit dem Hammer auf und erhob sich.

Pelaretta saß noch immer geduckt. Sie hätte es als die Stunde ihres großen Triumphs sehen können. Doch ihr Gesicht war fahl und leer.

Zwei Wachen ergriffen Tansila. Sie musste zurück in ihr Turmzimmer.

Vor dem Palast sah man drei Galgen aufgerichtet. Die toten Doggen hingen daran.

DIE VERSTOßENE

Tansila lag wieder auf ihrem Bett im Turmzimmer, den Blick starr zur Decke gewandt.

Pelarettas Kammermädchen erschien, das ihr vor Tagen die Nachricht von Archanis Tod überbracht hatte. Wieder trug sie einen Essenskorb mit sich.

„Ich bringe Euch Proviant. Für Euren Aufbruch am kommenden Morgen.“

Sie stellte den Korb ab.

Plötzlich sank sie vor Tansilas Bett in die Knie.

Sie schluchzte, sie sprach halb murmelnd.

„Tansila – liebe Fürstentochter... Ich sehe Euer schreckliches Leid. Ich sehe das Unrecht, das Euch geschieht.“

Ein heftiges Weinen brach aus ihr hervor.

„Wir alle sehen es. Und keiner doch weiß zu helfen. Verzeiht mir! Verzeiht mir!“

Sie schluchzte. Sie begrub ihr Gesicht in den Händen.

Tansila blickte überrascht auf.

Sie streichelte dem Kammermädchen sanft über die Stirn.

Auch dieses blickte nun überrascht.

Sie war gegen Tansila ohne jede Bosheit. Doch sie kannte Gehorsam. Und Pelaretta war es, der sie diente und der sie Gehorsam schuldete.

„Tansila – liebe Fürstentochter, ich will Euch noch warnen.

Es könnte sein, dass man Euch verfolgt. Geht weit! Geht so weit, dass sich alle Spuren verwischen. Lasst nirgendwo eine Spur!“

Wieder verfiel sie in ein Schluchzen.

Tansila streichelte erneut ihr Gesicht.

Der nächste Morgen.

Tansila war aufgebrochen, in einem alten grauen Mantel, einen größeren Leinensack mit Tragriemen auf dem Rücken.

Sie wanderte eine Waldstraße entlang.

Sie wanderte über die Felder.

An einem Teich machte sie Halt.

Sie beschmierte ihr Gesicht mit Lehm.

Sie legte ein großes graues Kopftuch über ihre Haare, zog es weit ins Gesicht.

Sie betrachtete sich in einem kleinen Handspiegel. Nochmals beschmierte sie ihr Gesicht.

Sie wanderte erneut.

Ihr Erscheinungsbild glich dem einer Bettlerin.

Es war Abend geworden.

Sie erreichte ein Dorf.

Sie kam an einen Brunnen.

Sie beugte sich über ihn und trank.

Als sie aufblickte, bemerkte sie einen Hund, der neben ihr gleichfalls aus dem Brunnen trank.

Ein noch jüngerer Mann, vielleicht ein Bauer, kam mit einem Pferdekarren vorbei.

Er lachte. War diese Frau eine Alte? Oder war sie noch jung? Etwas lockte sonderbar sein Interesse. Schließlich fragte er lachend, ob er sie auf seinen Wagen aufladen sollte.

Tansila wanderte weiter.

Wieder befand sie sich in einem Wald.

Es war Nacht. Der Mond schien silbern durch die Blätter.

Tansila hatte den Platz unter einer Tanne zu ihrem Nachtlager gewählt. Sie breitete eine Decke aus..

Sie entnahm dem Leinensack den kleinen Lederbeutel, den ihr Archani gegeben hatte.

Sie öffnete ihn.

Sie fand eine handgroße Muschel darin.

Sie merkte, dass sie sie öffnen konnte.

Es waren kunstvoll zwei Bilder in die Muschel gemalt: ein junges Mädchen, ein junger Mann.

Die Züge in den klein gemalten Gesichtern waren nicht eindeutig, nicht scharf. Doch Tansila verstand: Die eine Hälfte der Muschel zeigte sie selbst. Die andere Archani.

Sie lächelte.

Silbern funkelte der Wald.

Sie lächelte erneut.

Sie blickte hinauf in den Sternenhimmel.

In diesem Moment setzte für uns, Patrick und mich, die wir gebannt dieses Schauspiel verfolgt, eine sonderbare, alle Sinne zunächst verwirrende Veränderung ein.

In der Art wie Teleskope in das Dunkel des Weltalls vordringen, den Betrachter zu Sonnen und Sterneninseln fliegen lassen, ihn scheinbar Galaxien annähern, begann ein Flug in die Weite des Alls.

Kurz darauf war eine Stimme vernehmbar. Es war wieder die des „Meisters“.

„Lasst uns an dieser Stelle etwas berichten über uns selbst.

Wir, die wir hier zu euch sprechen, entstammen einem euch fernen Planeten dieser Galaxie. Wie entstammen einer Planetenmenschheit, die alt zu nennen ist im Vergleich zu der euren.“

Die Reise durch den kosmischen Raum setzte sich fort, begleitet von einer sphärischen, alle Höhen und Tiefen der Tonskala durchschreitenden, von vielfachen Echo-klängen - flüsternd, dröhnend, vibrierend - durchströmten Musik.

„Es gibt viele Planetenorte mit intelligenten Lebensformen im All – manche haben humanide Gestalt wie ihr und wir, andere entwickeln sich in sehr abweichenden Erscheinungsformen, manche so anders, dass euch der Anblick erstaunen würde.

Wir selber kennen bereits einen großen Teil dieser fremden bewohnten Planeten. Zu manchen pflegen wir inzwischen einen engen freundschaftlichen Kontakt. Es sind alte Planetenmenschheiten wie wir, die wie wir eine lange Strecke der Evolution durchlaufen haben und zu deren Fähigkeiten es inzwischen gehört, im Raum reisen zu können. Dies geschieht mit Techniken, die euch noch fremd sind. Ihr werdet sie selbst einmal entdecken.

Auf unseren Reisen durchs All stießen wir vor schon längerer Zeit auf einen jungen Planeten mit einer jungen Planetenmenschheit. Die Bewohner hatten humanide Körperformen wie wir, doch was wir sonst sahen, erstaunte uns. Ihre Intelligenz, die in einigen Fällen gut, in anderen erst sehr rudimentär ausgeprägt war, richtete sich vor allem auf ihre materielle Körperwelt, ihre Wahrnehmung war fast ausschließlich die ihrer Körpersinne.

Gleichzeitig hatten sie viele Götter erschaffen, denen sie huldigten und denen sie mit ihren Emotionen Macht verliehen. Hatte die eine Gruppe dieser Planetenbewohner einen Gott gewählt, so konnten sie es nicht dulden, dass eine andere Gruppe sich diesem Gott nicht gleichfalls unterwarf und einem anderen huldigte. Über Jahrtausende führten sie die grausamsten Kriege deshalb.

Und überhaupt verhielten sich viele wie rohe Barbaren: Gewalttätigkeit gehörte zu ihrem Alltag, anstatt von der Waffe des Wortes Gebrauch zu machen, stürzten sie über einander her. Manchmal waren es lediglich wilde Raufspiele, die ihnen doch unersättliche Lust zu bieten schienen. Nur allzu oft doch waren es auch blutige Gemetzel.

Zugleich doch stießen wir auf diesem jungen Planeten auf etwas, das uns sonderbar bannte; das unser Interesse und unsere Neugier mehr und mehr auf sich zog. Wir werden sehr bald darüber berichten.

Doch erst seht und hört, wie unsere Geschichte sich fortsetzt.“

Der Flug durch All war beendet.

Die Stimme des „Meisters“ verstummte.

Wovon hatte der „Meister“ gesprochen?

Etwas das ihnen ein besonderes Interesse wert schien auf einem Planeten, den sie als einen Wohnort von Barbaren betrachteten?

Wir sollten es erfahren, doch nur von Schauspiel zu Schauspiel, von Schritt zu Schritt.

DAS HAUS OHNE MUTTER

Man blickte wieder auf den Wald - auf das Schlaflager von Tansila unter der Tanne.

Es war der nächste Tag.

Eine Regenfront war aufgezogen. Eine graue Wolkendecke wuchs über den Himmel.

Tansila blieb unter ihrer Tanne.

So auch am folgenden Tag.

Sie lag auf ihrer Wolldecke ausgestreckt.

Es war ihr Entschluss, an diesem Ort zu sterben.

Der dritte Tag:

Ein Pferdekarren näherte sich auf einem Waldweg ihrem Lagerplatz. Ein junger Mann führte das Pferd, ein Hund sprang auf dem Weg voran.

Plötzlich entfernte sich der Hund ins Gesträuch.

Er hatte Tansila entdeckt. Er schnupperte an ihr. Er ließ sich von seinem Herrchen nicht einfach zurückrufen.

Der junge Mann ging nachschauen.

Es war jener Mann, dem Tansila vor Tagen am Brunnen begegnet war. Er hatte ein breites, eher gutmütiges, etwas grobes Gesicht - eine Erscheinung ohne Bosheit

und Verschlagenheit, wenn diese Gesichtszüge auch ein gutes Maß an kindlicher Draufgängerlust spüren ließen, gemischt mit Bauernschläue.

Er hatte Tansila entdeckt. Sie lag mit geschlossenen Augen. Er bückte sich zu ihr und fühlte ihren Puls. Da schlug sie plötzlich die Augen auf. Er betrachtete sie genau – verwirrt und entzückt über dieses Ausmaß jugendlicher Schönheit, die Ebenmäßigkeit ihrer Gesichtszüge.

Tansila schloss wieder die Augen. Da hob er sie einfach mit seinen Armen auf und trug sie zu seinem Pferdekarren. Sie ließ es geschehen.

Wenig später hielt er mit dem Pferdekarren vor einem einfachen Haus, dessen linke Hälfte ein großer etwas baufälliger Schuppen war. Auf einer Wäscheleine hingen viele bunte Tücher.

Der Mann hatte Tansila zwischen seine Bündel mit abgeschnittenen Weiden und seine Körbe mit Borkenstücken gelegt.

Zwei Kinder sprangen ihm jetzt entgegen, beides Jungen, der eine etwa sieben, der andere etwa fünf Jahre alt.

Tansila richtete sich sitzend auf.

Der Mann wirbelte die Kinder mehrmals durch die Luft. „Schaut mal, wen ich euch hier mitgebracht habe.“

Die Kinder blickten verwirrt und mit Neugier auf die fremde Frau.

Er wandte sich Tansila zu. „Täglich fragen sie mich, die kleinen Drecksrüben, wo ihre Mutter ist.

Ich kann es ihnen nicht sagen, sage ich dann. Ich weiß es nicht.

Willst du unsere Mutter sein?“

Ein erwartungsvoller Blick auf Tansila.

Auch die Kinder blickten erwartungsvoll.

Der Mann griff Tansila und trug sie vor die Haustür. Er setzte sie in einem Korbstuhl ab.

Er wandte sich wieder an seine Kinder, mit einer Mischung aus Witz und Fürsorglichkeit. „Ihr habt keine Mutter. Ihr seid ganz einfach vom Himmel gefallen, so wie ihr seid. Anders als alle anderen Kinder.

Jetzt wird erst einmal für alle richtig gekocht.“

Er ging ins Haus.

Die beiden Jungen blieben bei Tansila. Der Fünfjährige begann nach ihrem Gesicht zu tasten. Er fühlte es sorgfältig ab – Nase, Wangen, dann auch den Mund.

Tansila ließ es geschehen. Als er erneut ihre Oberlippe streichelte, lächelte sie plötzlich. Das Kind erschrak einen Moment – es war das erste wirkliche Lebenszeichen. Dann lächelte es zurück.

Der ältere Junge, ein Holzpferdchen in der Hand, hielt noch verlegen Abstand, doch auch er lächelte nun.

Etwa zwei Tage später.

Der jüngere Mann stand mit einem älteren schon grauhaarigen vor dem offenen Schuppen. Es war sein Nachbar.

Im Schuppen befanden sich, über viele Regale verteilt, Flaschen und andere kleine Behälter und auf dem Boden drei Wannen, in die Tücher getaucht waren. Der junge Mann war Färber.

Tansila saß im Korbstuhl und flickte eine kleine Kinderhose.

Der Mann wurde vom Nachbarn Rukop genannt.

„Wo sie herkommt?“ fragte Rukop zurück.

„Ich weiß es nicht. Sie spricht nicht - seit ich sie vorgestern im Wald gefunden habe, kein einziges Wort.“

„Aber sie hört und versteht?“

Vielleicht ist sie stumm.

Und sie will bleiben?“

„Wie soll ich das wissen,“ sagte Rukop. „Wenn sie doch nicht redet?“

Natürlich bleibt sie!“

Tansila erhob sich und ging ins Haus. Sie schien wieder voll bei Kräften, sie bewegte sich in ihrer üblichen Anmut.

Der Nachbar folgte ihr mit den Blicken. „Etwas jung noch, das hübsche Ding.“

Doch wenn das erst einmal fertig gewachsen ist...“ Er machte ungeniert eine runde Geste vor seiner Brust. Lachte breit.

Tansila kam mit dem jüngeren Kind, das unten nur mit einer kleinen Stoffhose bekleidet war, wieder aus dem Haus. Sie setzte es sich auf den Schoß und zog ihm die geflickten Hosen an.

Der Junge umarmte, nach hinten greifend, ihren Kopf.

Als der Junge die Hosen anhatte, stellte sie ihn auf dem Boden vor sich hin. Beide lächelten sich zu, der Junge glücklich. Doch der Kleine wollte zurück auf ihren Schoß und eine Geschichte erzählt bekommen.

Der andere Junge kam gleichfalls aus dem Haus. Auch er wünschte sich eine Geschichte.

Tansila schüttelte den Kopf, traurig.

Kein Wort, keine Silbe löste sich von ihren Lippen.

DER VERGELTUNGS- SCHLAG

Tage später. Tansila reinigte mit einer Bürste Farbtöpfe vor dem Schuppen.

Rukop kam dazu und erklärte ihr, dass sie bei einem der Töpfe sehr vorsichtig sein müsse: Bei dem Inhalt handelte es sich um eine ätzende Säure.

Kurz darauf sah man ihn mit dem schon bekannten und noch einem anderen Nachbarn in der Wohnstube des Hauses zusammen. Die Männer tranken.

„Sie ist eine gute Mutter,“ sagte Rukop. „Die Kinder lieben sie.“

Doch noch immer redet sie nicht. Keinen einzigen Satz, keine Silbe.“

Aber er hatte noch einen weiteren Kummer.

„Vor einem Jahr ist meine Frau mir davon gelaufen.“

Ich sehne mich danach, wieder eine Frau an meiner Seite zu fühlen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Sie liegt immer nur auf dem harten Strohlager nebenan bei den Betten der Kinder.“

Eines Nachts griff ich vorsichtig ihre Hand und wollte sie zu mir ins Bett ziehen.

Sie zog ihre Hand zurück. Rollte sich seitwärts und schlief gleich weiter.“

In den Ausdruck von Traurigkeit auf seinem Gesicht mischte sich leichter Zorn; er trank.

Der Nachbar begann begütigend auf ihn einzureden: Das sei alles eine Sache der Zeit... „Geduld! Geduld!“

Warte, bis sie fertig gewachsen ist.“

Wieder Tage später.

Rukob, seine zwei Kinder und Tansila waren mit dem Pferdekarren zum Markt einer näheren kleinen Stadt gefahren.

Auch der Nachbar befand sich bei ihnen, er fuhr einen eigenen Pferdekarren, der mit Gemüse, vor allem Rüben beladen war.

Beide Männer bauten ihre Marktstände auf. Rukob hängte seine gefärbten Tücher aus, in einige waren hübsche Farbmuster eingearbeitet, wirklich war er ein Könner in seinem Fach. Auch bot er gefärbte Weidenkörbe an, wie zu seinem Angebot schließlich ein kleines Arsenal von Schminktöpfchen und Parfümfläschchen gehörte.

Das übliche Geschrei der Markthändler war plötzlich unterbrochen. Etwas wie ein Raunen ging über den Markt. Fürstliche Herrschaften waren eingetroffen.

Eine ältere Frau, die am Nachbarstand Zwiebeln verkaufte, überbrachte die Neuigkeiten:

Die Frau des Fürsten war soeben erschienen – zusammen mit ihrer Cousine, bei der sie zurzeit ein paar Urlaubswochen verbrachte.

Man munkelte: Sie langweilte sich in der neuen fürstlichen Residenz, dem Palast der Goldenen Reiherr, vor allem ihrer Ehe mit dem Dickwanst Bóganow sei sie längst überdrüssig.

Die Frau des Fürsten – sie war es: Pelaretta. Eben tauchte sie an einem der Marktstände auf, an ihrer Seite befand sich eine etwa gleichaltrige Frau, offenbar ihre Cousine, beide trugen sie Federhüte und faltenreiche

Kleider. In kurzem Abstand folgten zwei Kammerzofen und der Kutscher.

Pelaretta ließ sich Obst und Gemüse zureichen, um es zu begutachten, die Früchte waren ihr sämtlich zu sauer, nach jeder Kostprobe warf sie das angebissene Stück mit spöttischem Lachen in hohem Bogen hinter sich. Bei einem der Händler, der Obstsäfte in kleinen Tonkrügen anbot, ließ sie schließlich verächtlich den ganzen Krug fallen. Der Mann beteuerte, dass seine Getränke alle frisch seien, ungezuckert und ohne Wasserzusatz, und jeder der Töpfe sei eigenhändig gebrannt und gut gesäubert.

Pelaretta griff einen zweiten Krug, roch kurz hinein, dann ließ sie auch diesen fallen. Beide Krüge lagen in Scherben am Boden.

Ein noch jüngerer Mann, offenbar der Sohn des Händlers, mischte sich ein. Er forderte unerschrocken Ersatz. Er sprach aggressiv und wagte sogar eine drohende Geste. Alle Blicke richteten sich nun auf den Stand – ein Spannung versprechendes Schauspiel bahnte sich für die Marktleute an.

Pelaretta griff einen dritten Krug und ließ ihn zu Bruch gehen, dann einen vierten. Der junge Mann verfiel in Beschimpfungen, er schreckte jetzt auch vor einer groben Beleidigung nicht zurück. Pelaretta winkte eine Kammerzofe heran, sie erkundigte sich nach dem Namen des Händlers, das Kammermädchen sollte ihn notieren. Die zwei Männer an diesem Stand würden ihren Auftritt schon bald bitter bereuen.

Der Vater warf sich vor Pelaretta jetzt auf die Knie und bat um Verzeihung. Seine Stimme war ängstlich und eindringlich, er bettelte. Pelaretta musterte seinen Sohn,

sie konnte eine Regung des Gefallens nicht unterdrücken. Sie änderte ihren Entschluss: Der junge Mann sollte morgen in ihrer Sommerresidenz erscheinen und zur Entschuldigung eine Ladung von Blumentöpfen bringen. Wieder musterte sie ihn, spöttisch und begehrllich zugleich. Man wusste, dass sie gern junge Männer in ihre Residenz lud.

Sie schnipste nach ihrer Kammerzofe und alle vier Frauen und der Kutscher setzten ihren Weg über den Markt fort. Den Markttisch von Rukob und der jungen Frau im einfachen Bauernkittel beachtete sie nicht.

Man sah Tansila wieder beim Haus des jungen Bauern. Tage waren vergangen.

Sie spielte mit den beiden Jungen ein Fangspiel mit einem Lederbeutel. Die Jungen sprangen ausgelassen herum und lachten viel.

Der jüngere der beiden hing inzwischen sichtbar mit besonderer Liebe an ihr, seiner „neuen Mutter“. Nach dem Spiel brachte er ihr Himbeeren und Brombeeren, dann auch zwei Pilze und sie musste mit geschlossenen Augen kosten. Dann wollte er auf ihren Arm, so groß und schwer er schon war, und sie sollte ihn durch die Luft wirbeln, wie Vater es tat. Nach drei Würfeln war sie erschöpft, sie sank auf die alte Holzbank neben der Tür. Jetzt saßen die Jungen rechts und links und begannen, aus ihrem offenen Haar einen Zopf zu flechten.

Tansila ließ es geschehen. Sie lächelte dann und wann. Doch sie war nicht bereit für längere Augenblicke eines unbeschwerten Glücks. -

Am Abend sah man sie im Schuppen, allein.

Sie füllte aus einem Topf eine grünlich schimmernde Flüssigkeit um in einen kleineren Topf. Ihr Blick wurde dunkel und hart. Und dunkel und hart war, was reifte hinter ihrer Stirn.

Wieder waren Tage vergangen.

Tansila war diesmal nur in Begleitung des älteren Nachbarn zum Markt aufgebrochen. Auf seinem Pferdekarren hockend, wieder mit ihrem alten grauen Mantel bekleidet, der nun auch eine Kapuze hatte, holte sie während der Fahrt zwei Schminktöpfchen aus ihrem Verkaufskorb und färbte ihr Gesicht dunkelbraun, schwarz zog sie die Brauen nach. Der Nachbar registrierte es mit Belustigung, als sie den Markt erreicht hatten. Dort breitete sie auf einem kleinen Teppich ihre Ware aus: Parfümfläschchen und Schminktöpfchen und bunt gefärbte Leinentücher. Die Kapuze tief in die Stirn gezogen, mit dunkelbraunem Gesicht, bot sie das Bild einer fahrenden Zigeunerin.

Das übliche Geschrei der Marktleute, das Brüllen des Viehs füllte den Platz.

Pelaretta erschien, wieder mit ihrer Cousine und ihren zwei Kammerzofen.

Wieder begutachtete sie Obst und Gemüsestücke, das ihr zu bitter erscheinende Obst warf sie mit verächtlichem Lachen hinter sich. Sie triefte vor Spottlust.

Jetzt hatte sie Tansilas Teppich erreicht. Sie entdeckte die Parfümfläschchen und Schminktöpfchen, sie rief eine Kammerzofe heran, um ihr eines der Fläschchen zuzureichen. Sie öffnete es und schnupperte, es fand ihr Gefallen, sie bat die Kammerzofe, ihr ein zweites Fläschchen zu reichen. Wieder schnupperte sie. Plötzlich

war die Gestalt mit der Kapuze aufgesprungen, sie hatte ein Gefäß an der Seite gegriffen und mit einer blitzschnellen Bewegung schüttete sie Pelaretta den Inhalt ins Gesicht.

Die schrie im selben Moment schrecklich auf. Sie wand sich unter Schmerzen und taumelte rückwärts. Nach mehreren Schritten sank sie in die Knie, die Kammerzofe fing sie auf. Auch die zweite Kammerzofe und die Cousine eilten hinzu und stützten sie. Was war geschehen? Weitere Menschen versammelten sich um die Frauen.

Pelaretta wand sich. Sie war unfähig, etwas zu sehen, unfähig etwas zu erklären.

Tansila hatte alle Fläschchen, Töpfchen und Tücher blitzschnell in ihren Teppich gerollt, war hinter einen der Marktstände gesprungen und dort verschwunden. Dann verlor sie sich im Gewimmel von Menschen und Vieh.

Wenig später sah man sie hinter dem hohen Grabstein eines nahen Friedhofs kauern. Verfolgte sie jemand? Fern dröhnten die Stimmen des Markts. Tansila entfernte sich zum nahen Wald und legte den Kapuzenmantel ab. Das Grün der Büsche schluckte sie auf.

DIE HÄSCHER

Tage darauf, es war ein regenrauer Abend.

Rukob stolperte betrunken ins Haus.

Tansila sah ihn kommen, Angst im Gesicht, offenbar kannte sie ihn so bereits - in diesem Zustand seiner Betrunkenheit. Sie wich hinter den Küchentisch aus.

Rukob blinzelte ihr dunkel zu. Kam näher, zerrte sie am Arm vor den Tisch. Er begann ihren Kopf abzutasten, ihren Hals, mit klammernden Fingern, schließlich die Schulter, die Brust. Ein unentrinnbarer Griff, der nur härter wurde, als sie eine Geste der Gegenwehr machte. Er begann sie mit sich auf den Boden zu ziehen.

Er beugte sich über sie, mit saugenden, schmatzenden Lippen. Nur mühsam unterdrückte sie ihre Schreie der Abwehr. Ein Ringen setzte ein, beide wälzten sich keuchend am Boden, in einem Moment, als er unkontrolliert seitwärts rollte, gelang es Tansila zu entweichen.

Doch gleich hatte er sich wieder aufgerichtet, blockierte die Tür. Stürzte sich dann ein zweites Mal über sie. Riss sie aufs Neue zu Boden.

Auf einmal schien es, dass sie den Widerstand aufgab. Sie griff wie spielerisch seine Hand, führte sie zum Mund – dann schlug sie plötzlich mit aller Kraft die Zähne hinein.

Rukob schrie auf, überrumpelt, er trat mit dem Fuß aus, doch diesmal war sie näher an der Tür. Sie jagte hinaus ins Dunkel der Nacht. Rukob folgte, winselnd vor Schmerzen, er konnte sie nicht einholen. Er kehrte zurück in das Haus.

Er warf sich, winselnd und fluchend, auf sein Nachtlager.

Der folgende Morgen.

Zwei Reiter sprengten heran. Die Sattel und Uniformen waren mit den Wappen zweier goldener Reihern geschmückt. Ein dritter Reiter folgte, hinter sich auf dem Pferd ein älterer Mann in Fesseln: der Nachbar.

Der Anführer klopfte laut. Rukob trat schwankend in den Türrahmen.

Man zeigte ihm ein Bild: die Zeichnung eines jungen Mädchens.

Der Anführer herrschte ihn an: „Wo ist sie?“

Rukob zuckte verwirrt mit den Schultern.

Der Anführer schrie: „Durchsuchen!“

Er drang mit den beiden anderen Reitern ins Haus ein, alles darin wurde gewendet und umgeworfen, dann fielen die drei über den Schuppen her; auch dort stießen sie auf kein Versteck.

Tansila kauerte im Dickicht am nahen Waldrand. Sie verfolgte das Geschehen mit starrem Blick.

Der Anführer wandte sich wieder an Rukob.

„Sie hat hier gewohnt.

Wohin ist sie verschwunden?“

Rukob zuckte bedauernd die Schultern. „Seit gestern Nacht ist sie fort.

Wohin, das wüsste ich selbst gern.“

„Hör zu!“ sagte der Anführer. „Wenn sie zurückkehrt, dann wirst du ihr etwas ausrichten.“

Er schüttelte Rukob heftig am Kragen.

„Es handelt sich um die frühere Fürstentochter, Tansila. Jemals gehört?“

Rukob schreckte sichtbar zusammen.

„Sie soll zum Palast zurückkommen und wieder Prinzessin werden. Sage ihr das!

Das frühere Urteil gegen sie ist aufgehoben. Sie kann zurück zum Palast!“

Rukob nickte, völlig benommen.

Der Anführer versetzte ihm einen harten Stoß.

Alle drei Reiter bestiegen wieder ihr Ross; sprengten davon.

Den älteren Nachbarn hatte man wieder freigelassen.

Wenig später saß er zusammen mit Rukob in dessen Haus, auch der zweite schon bekannte Nachbar war dazugekommen; alle drei tranken sie.

Rukob schlug sich immer noch einmal fassungslos an den Kopf. „Die Fürstentochter...!

Es war die Fürstentochter...!

Und sie hat hier in meinem Haus gewohnt!

Sie hat unsere Wäsche gewaschen.

Sie hat gekocht und genäht...

Die Fürstentochter! Es war die Fürstentochter!“

Er hatte Mühe, fertig zu werden mit dem, was er da eben gehört hatte.

DIE WEGE DER FLUCHT

Es war später Abend geworden.

Tansila huschte mit leisen Schritten ins Haus.

Rukop lag schlafend und schnarchend auf seinem Bett, eine Schnapsflasche neben sich.

Tansila trat an das Schlaflager der Kinder. Betrachtete sie lange.

Dann, sich weiter mit leisen Schritten bewegend, füllte sie einen Korb mit Brot, Obst und Gemüse und setzte ihn ab vor die Tür.

Sie kehrte ins Haus zurück und hob den kleineren Jungen von seinem Schlaflager auf.

Rukob bewegte sich im Schlaf, er redete, er fluchte.

Plötzlich richtete er sich auf.

Tansila legte den Jungen wieder zurück und duckte sich auf den Boden.

Rukob begann wie zuvor zu schnarchen.

Tansila hob den kleineren Jungen erneut auf ihren Arm und trug ihn zur Tür. Den Korb greifend verschwand sie in das Dunkel der Nacht.

Im Licht des frühen Morgen machte sie bei einer Waldbach Rast. Sie aß, sie trank.

Der kleine Junge war friedlich wieder an ihrer Seite im Gras eingeschlafen.

Sie griff nach der Muschel an ihrer Halskette.

Sie öffnete sie, ihre Augen verweilten über dem Bild Archanis.

Der Himmel färbte sich rot. Er war wie durchzogen von Flammen.

Immer noch blickte sie auf die Muschel.

Lächelnd, in tiefer Traurigkeit.

Wieder war es Abend geworden.

Tansila war mit dem Jungen in ein neues entferntes Dorf gelangt.

Sie machte Rast in einer kleinen Wirtsstube. Ihr Gesicht hatte sie wieder mit brauner Farbe beschmiert.

Am Nachbartisch lauschte sie dem Gespräch dreier Männer:

Seit Tagen waren Reiter vom Palast unterwegs und suchten nach der früheren Fürstentochter, Tansila. Man wollte sie wieder in den Palast aufnehmen, so hieß es. Man hatte den alten Urteilsspruch und ihre Verbannung aufgehoben.

Doch der eine der Männer wusste es besser:

Man suchte sie, weil sie im Verdacht stand, einen schweren Anschlag auf die junge Frau des amtierenden Fürsten Buganow verübt zu haben.

Das Gesicht der Fürstin war seitdem schrecklich von einer Säure zerfressen und entstellt, ihr linkes Auge war fast erblindet. Wenn man die Fürstentochter Tansila aufspürte, würde sie es grausam mit dem Leben bezahlen müssen.

Für die Männer am Nachbartisch war es eine Geschichte voller Nervenkitzel und Spannung.

Tansila erhob sich. Sie entfernte sich in ein kleines Nachtquartier, für das sie bereits für den Jungen und sich gezahlt hatte.

Doch noch mitten in der Nacht brach sie auf. Suchte sich wieder ein Schlaflager zwischen den Tannen.

Nachts träumte sie.

Auch ihr Junge träumte.

Nach dem Erwachen erzählte er ihr, sie hätten an einer Quelle gegessen. Es wuchs dort ein Strauch mit dunkelroten stacheligen Beeren, doch sie waren so bitter, dass er sie gleich wieder ausspuckte.

Was hatte sie selbst geträumt?

Sie konnte sich nicht erinnern.

Sie setzte mit ihrem Jungen die Wanderschaft fort, immer durch dichtes Gehölz. Ihr Weg musste in eine weite Ferne führen, fort, weit fort vom Palast der Goldenen Reiher.

DAS DORF DER ELENDS- GESTALTEN - DIE EPIDEMIE

Der wieder folgende Abend.

Tansila hatte mit dem Jungen erneut bei einem Waldbach Rast gemacht. Sie verzehrten die letzten Reste aus dem Korb.

Plötzlich wusste sie, dass sie von diesem Waldbach geträumt hatte. Und auch der Junge erkannte ihn nun. Und es gab auch den Strauch mit den stacheligen Beeren.

Sie sammelte ein paar ab und kostete sie. Sie waren von einer beißenden Schärfe und Bitterkeit. Doch die Wirkung war wohltuend. Sie spürte, wie es den Hals und dann auch die Brust durchprickelte. Ihr Atem strömte so voll und frisch durch ihre Kehle, wie sie es selten gefühlt hatte.

War es ein Gift?

Sie hatte von dem Bach und den Beeren geträumt, so wie ihr Junge. Und so wie er es geträumt hatte, spuckte er die erste Beere gleich wieder aus. Sie aber pflückte immer neue Beeren vom Strauch. Lange nicht mehr fühlte sie ihre Atemzüge so voller Leben und Kraft.

Durch die Tannen hindurch blickte sie auf ein Tal und dort auf ein größeres Dorf.

Als sie sich wenig später mit dem Jungen dem Dorf näherte, begegneten ihnen drei seltsame Gestalten: ausgezehrt, mit fleckiger Haut, gebückt und mit glasigen Augen taumelten sie des Wegs.

Drei Reiter mit den Emblemen der Goldenen Reiher galoppierten heran.

Tansila flüchtete sich hinter einen Baum.

Die Reiter hielten plötzlich an und besprachen sich. Ein kurzer Wortwechsel, ein Streit. Zwei der Reiter wollten nicht weiter – in diesem Dorf wütete eine Epidemie.

Sie wandten ihre Pferde und galoppierten davon. Auch der dritte Reiter machte nun kehrt und folgte ihnen.

Tansila trat wieder auf die Dorfstraße. Unentschlossen: Sollte auch sie besser kehrt machen?

Da erschien eine große stämmige Frau in einem langen grauen Nonnengewand auf der Straße. Als sie Tansila erblickte, ging sie direkt auf sie zu und musterte sie.

„Darf ich dich etwas fragen?“ sagte sie schließlich.

„Eine schreckliche Epidemie wütet in diesem Dorf, schon seit Wochen. Die Menschen sterben zu Dutzenden, vor allem Frauen und Kinder.

Du bist hierher gekommen, um uns zu helfen?“

Tansila blickte sie erstaunt an.

Die Frau musterte sie wieder eindringlich.

„Eine der sterbenden Frauen hatte vor ihrem Tod eine Vision. Sie sagte: Eine junge Frau wird erscheinen und die Epidemie wird in wenigen Wochen besiegt sein.

Bist du diese junge Frau?

Sie sah einen kleinen Jungen an der Seite der Frau.“

Über Tansilas Gesicht flog ein stilles Erschrecken. Sie legte die Hand behütend auf den Kopf ihres Jungen.

Doch die stämmige Nonne, die sich jetzt mit dem Namen Utruscha vorstellte, hatte ihre Entscheidung getroffen. Sie winkte Tansila ihr zu folgen.

Sie führte sie in eine große Scheune, in der Dutzende von Erkrankten auf Strohlager gebettet waren. Alle hatten sie dieselben Symptome: eine fleckige Haut, sie waren ausgezehrt, viele gaben stöhnende Laute von sich, andere starrten nur noch apathisch vor sich hin.

Tansila war zögernd gefolgt. Der Anblick erschreckte sie, er bereitete ihr Furcht – und auch Ekel. Ein schrecklicher Geruch erfüllte den Raum.

Vier andere Frauen in Nonnentracht versahen den Krankendienst, von Lager zu Lager eilend und Wasser reichend, manchmal hielten sie inne für ein kurzes Gebet, doch auf ihren Gesichtern lag Verstörung und tiefe Ratlosigkeit.

Utruscha führte Tansila in einen weiteren kleineren Schuppen. Dies war ein Krankenlazarett nur für Kinder. Auch diese hatten die fleckige Haut, aus manchen der tiefen Augenhöhlen schimmerte kaum noch Leben.

Utruscha sah Tansila erwartungsvoll an. „Wirst du bleiben?

Du kannst hier im Lazarett der Kinder beginnen. So wenige du auch retten kannst – wir werden dir immer dankbar sein.“

Tansila griff nach der Halskette mit der Muschel.

Ihr Blick schweifte über die Strohlager der kleinen ausgezehrten Gestalten.

Sie zögerte.

Plötzlich nickte sie.

Utruscha wies ihr und dem Jungen einen nahen Stall zu, das Stroh war trocken und sie richtete sich ein Nachtlager ein.

Der nächste Morgen.

Tansila hatte sich an den Waldbach erinnert, wo sie am Abend gerastet hatte. Und ebenso entsann sie sich eines Rats. Er hatte mit einem klaren sauberen Wasser zu tun, das die Fähigkeit hatte, das Kranke fortzuspülen.

Sie erbat sich einen Handwagen und drei Eimer. Zwei Männer aus dem Dorf begleiteten sie.

Das Wasser aus dem Dorfbrunnen, das man den Kranken verabreichte, wies sie zurück. Sie duldeten es auch nicht zum Waschen der Kleidungsstücke und Decken. Die Männer mussten ununterbrochen Wasser vom Waldbach nachbringen. Und mit dem gleichen pausenlosen Einsatz machte sich Tansila daran, gemeinsam mit einer Gruppe von Frauen Wäsche zu waschen und den Boden der Scheune zu säubern. Alle Kinder wurden auf frisches sauberes Stroh gebettet.

Es war erstaunlich, wie man sie, die nicht sprach, auch ohne Worte verstand. Jede ihrer Gesten war ein Befehl, Utruscha hatte den Leuten eingeschärft, dass mit ihr ein von Gott gesandter Engel erschienen sei; keiner hätte es gewagt, sich einer von Tansilas Anordnungen zu widersetzen.

Tansila fühlte Schrecken und Ekel. Sie fühlte Furcht. Sie fühlte maßloses Mitleid. Sie fühlte Liebe. Sie ging von Krankenlager zu Krankenlager. Und während sie sich niederkniete und die eine Hand die Stirn der Kinder berührte, umklammerte die andere Hand die Muschel auf ihrer Brust. Stärker waren Mitleid und Liebe.

Für eines der Mädchen kam jede Hilfe zu spät. Tansila, an ihrem Strohlager kniend, spürte, wie der Atem des Mädchens allmählich aussetzte. Sie schloss ihr schließlich die Augen.

Das Mädchen wurde auf einen der Leichenkarren getragen, mit denen man die Toten forttransportierte. Zwei andere Leichenkarren standen daneben, mit den ausgezehrten fleckigen Leichen alter Leute gefüllt.

Tansila spürte erneut Schrecken und Ekel, tiefe Furcht. Sie flüchtete sich in den Stall und zu dem Jungen zurück. Sie fühlte ein Würgen im Hals.

Plötzlich hielt sie die Muschel in ihrer Hand. Die Kette um ihren Hals war gerissen, doch sie konnte sie ohne Mühe wieder zusammenknöten. Ganz dicht neben der Muschel schlug ihr Herz.

DIE HEILERIN MIT DEM WUNDERWIRKSAMEN BILD ÜBER DEM HERZEN

Überall vor den beiden Scheunen, der kleineren wie der großen, hingen mit frischem Quellwasser gewaschene Laken und Decken und Kleidungsstücke.

Ein beständiger Dienst von Wasserträgern war eingerichtet, der fortwährend Quellwasser nachbrachte. Überall wurde gewischt, geputzt und gewaschen.

Tansila ging von Lager zu Lager und fühlte die Stirn der Kinder ab, ob sie noch fiebrig waren. Während ihre Hand die Stirn befühlte, lag ihre andere auf der Muschel. Einige Kinder saßen jetzt aufgerichtet, ein erster Glanz war in ihre Augen zurückgekehrt.

Tansila wurde in die große Scheune gerufen.

Eine alte Frau lag im Sterben und ihr größter Wunsch war es, noch einmal ihre Enkel zu sehen.

Tansila brachte die Enkel, einen Jungen und ein Mädchen, an ihr Lager. Die beiden erklärten, dass sie sich seit gestern wieder ganz gesund fühlten, auch hatten sie schon sehr viel gegessen. Die Flecken auf der Haut waren kaum noch sichtbar.

Die Großmutter lächelte glücklich.

Utruscha war zu ihnen getreten.

„Wir verstehen es selber nicht. Das Fieber und die Flecken verschwinden. Auch bei den anderen Kindern.

Es scheint, dass sie alle wieder gesund werden.

Nach dem Tod des kleinen Mädchens Ilisa ist kein Kind mehr gestorben.

Es ist wie ein Wunder.“

Sie blickte mit liebevollem Respekt und voll Dank auf Tansila.

„Es ist ein Wunder. Und wir verdanken es dieser jungen Frau.“

Die Großmutter lächelte selig. Die Enkel verabschiedeten sich.

Tansila verharrte weiter am Lager der alten Frau.

Wenig später war die Alte gestorben. Auch ihr schloss Tansila die Augen.

Tansilas Krankeneinsatz hatte sich längst auch auf die große Scheune mit den Krankenlagern der Erwachsenen ausgedehnt.

Sie machte es dort wie zuvor im Kinderlazarett:

Sie ging von Lager zu Lager und legte ihre Hand auf die Stirn der Kranken, ihre andere Hand umfasste dabei die Muschel.

Wenn sie die Reihe wechselte, nahm sie die Muschel einen Moment heraus. Sie öffnete sie und blickte auf das Bild darin.

Wieder gab es Augenblicke, in denen Ekel und Angst übermächtig zu werden begannen. Sie war dann froh, in die kleine Scheune und zu den Kindern zurückzukehren, von denen schon viele munter im Kreis saßen, manche mit kleinen Tonkugelchen spielend.

Auch in der großen Scheune war das Stöhnen der Kranken selten geworden.

Tansila ging von Lager zu Lager und blickte in immer wacher aufstrahlende Augen.

Wieder stand Utruscha neben ihr.

„Wie machst du dies?“

Auch hier geht es allen Erkrankten von Tag zu Tag besser. Die Großmutter, die vor einer Woche Abschied von ihren Enkeln nahm, war unsere letzte Tote.“

Tansila lächelte flüchtig, ihre Hand umfasste die Muschel.

„Ist es das heilende Wasser der Quelle, die du gefunden hast oder sind es deine heilenden Hände?

Oder ist es beides zusammen? -

Ich weiß es: dass du mit Stummheit geschlagen bist. Doch Gott hat dir die Gabe der heilenden Hände verliehen.

Es ist das viel größere Geschenk.

Ohne dein Kommen würde in diesem Dorf noch immer grausam der Tod wüten.“

Sie griff, in ein glückliches Lächeln gehüllt, sanft und ehrfürchtig nach Tansilas Händen.

„Bist du ein Engel? ein Engel aus Fleisch und Blut?

Du wirst es uns nicht sagen können. Dein Mund ist stumm.

Und eines Tages wirst du hier wieder verschwunden sein.

Doch wir werden uns immer deiner erinnern.“

DIE RÜCKKEHR

DER STIMME

Nochmals eine Woche war vergangen.

Die Epidemie war besiegt. Niemand erkrankte mehr. Alle konnten ihr Lager verlassen.

Ein kleines Fest wurde gefeiert.

Ein Leierkastenmann spielte auf dem Dorfplatz. Einige Leute tanzten. Ein Schlachtermeister verteilte gebratene Schweinswürste.

Tansila erschien auf dem Platz – überall begrüßt und begleitet von Blicken der Freude wie zugleich einer großen Ehrerbietung; manche wichen sogar zurück in etwas wie Scheu.

Der Schlachter umwarb sie und den kleinen wie immer quicklebendigen Jungen an ihrer Seite mit seinen Schweinswürsten, dann auch ein Bäckermeister, der ihr und dem Kind ein Tablett mit Bretzeln und Zuckergebäck entgegenstreckte. Der Junge griff begierig zu.

Der Leierkastenmann rollte seinen Kasten genau neben sie und begann zu seinem Leierkastenspiel schließlich zu singen: ein Loblied auf Gott und die Dreifaltigkeit - und auf Tansila, die als Sein Engel und Retter kam.

Am Ende ertönte überall Beifall - der doch wieder mehr Tansila galt als dem Leierkastenmann und seinem Gesang.

Der Tag ging zur Neige.

Tansila betrat den abenddämmerigen Stall, den man ihr inzwischen als einem wohnlichen Raum eingerichtet hatte – mit zwei Betten und anderen Möbelstücken.

Wieder aß sie eine der dunkelroten stacheligen Beeren, von denen sie sich allmorgendlich, wenn sie die Männer mit dem Handwagen auf dem Weg zum Waldbach begleitete, eine Handvoll gepflückt hatte.

Der kleine Junge hatte sich in sein Bett gelegt, noch immer eine Tüte mit Bretzeln und Zuckersachen in der Hand. Er begann einzuschlafen.

Tansila setzte sich bei ihm nieder.

Plötzlich spürte sie ein Zittern auf ihren Lippen. Es formte sich ein summender Ton.

Ungläubig hielt sie inne – und versuchte es erneut.

Sie konnte summen. Es formten sich unterschiedliche Töne und sie gestalteten sich zu einem einfachen alten Wiegenlied – genau, wie sie es eben „in ihren Gedanken zu singen“ begonnen hatte.

Sie konnte summen! Sie versuchte, flüsternd ein Wort zu formen.

Das Wort war „Archani“.

Sie öffnete die Muschel und blickte auf sein Bild.

Sie wiederholte: „Archani“.

Das Wort strömte deutlich vernehmbar über ihre Lippen, wenn auch nur wie ein zarter Hauch.

Sie konnte ein Wort sprechen – und so gewiss auch weitere Worte.

Sie versuchte es: „Sonne.

Mond.

Himmel.

Erde.“

Alle Worte waren sehr zart doch deutlich vernehmbar.

Sie konnte es nur mühsam begreifen.

Hätte sie es nur vorher versuchen sollen?

Sie hatte jeden Glauben daran verloren.

Erneut formte sie Worte – und ihre Stimme, so schien es, wurde von Mal zu Mal kräftiger.

Sie trat an das schmale Fenster und öffnete es.

Sie sah hinaus in den weiten Nachthimmel.

Der funkelte, brannte in übermächtiger Klarheit.

Sie sammelte das Licht der Sterne mit ihrem Blick, es war wie das Trinken nach einem lange gefühlten Durst, und doch blieb Trauer in diesem Blick.

Es gab diesen einen fortdauernden Schmerz, die eine Wunde, die niemals zu heilen war.

Wieder unterbreche ich hier – wie auch das Schauspiel jäh unterbrochen wurde.

Erneut begann eine Reise hinaus ins All.

Es zog unsere Blicke fort zu den nahen Planeten-Bahnen, dann zu den ferneren, es zog sie fremden Sonnensystemen entgegen, durch Kugelhaufen, in unendliche Weiten der Galaxie.

Und wieder begleitete diesen schwindelerregenden Flug eine alle Höhen und Tiefen durchmessende, sphärische, Echo-hallende Weltraummusik.

Erneut hörten wir die Stimme des „Meisters“:

„Ich fahre nun fort mit meinem Bericht.

Vieles erstaunte uns, als wir auf die Menschheit dieses Planeten trafen.

Was uns am meisten erstaunte, war dies: ein sonderbar dichter Schatten, der jeden dieser Planetenbewohner begleitete. Auch wir hatten unsere Schatten – wie auch wir in unserer Planetenevolution Phasen der Disharmonie, Phasen der Zerstrittenheit und manchmal auch unkontrollierter Aggression durchlebt hatten. Auch wir kannten Unfriede und lang andauernden

Schmerz, kannten die Erfahrung von Krankheit, von Trennung, von Trauer und Tod.

Doch unsere Schatten waren weit weniger dicht. Hier, auf eurem Planeten, waren sie von einer Dichte, dass die Wesen manchmal wie völlig eins damit schienen.

Es waren die Schatten einer oft ungezügelter Gewalttätigkeit. Es waren die Schatten einer die Wesen oft völlig besetzenden Angst, mit würgendem Griff übten sie eine verdunkelnde Macht aus. Es waren die Schatten einer tiefen Trauer und Melancholie, oft jeden Funken der Lebensfreude erstickend. Es waren die Schatten der Gier, einer Gier, die oft unersättlich zu wuchern begann und sie blind machte für das Wohl und Wehe der andern.

Es waren die Schatten eines uns in diesem Ausmaß nicht bekannten Verlangens nach Macht. Durch alle Zeiten hatten sie Hierarchien geschaffen. Sie teilten ein in die Herrschenden, die meist eine kleine Gruppe waren, und die Dienenden, die oft lebenslang Unterdrückung, Ausbeutung und Demütigung erfuhren.

Es gab ein reiches Spektrum sehr unterschiedlicher Schatten.

So dicht waren diese Schatten, dass die Wesen ihren eigentlichen universellen Ursprung oft völlig vergessen hatten.

Wir sahen Not, wie sahen Verzweiflung. Wir sahen, dass ein schweres Leiden über dieser Menschheit lag.

Und doch: Unser anfänglich so großes Bedauern nahm nach und nach eine andere Farbe an.

Wir machten eine Entdeckung.

Wartet noch ab. Wir werden davon berichten.“

Der Flug durch die Fernen des Alls war wieder beendet.
Die Stimme verstummte.

Die Geschichte der dreidimensionalen lebendigen
Leinwand setzte sich fort.

DER TODGEWEIHTE

Die „Festung der Schwarzen Winde“ mit ihren dunklen
Festungsmauern erschien wieder im Bild.

Man blickte schließlich in ein dunkles Kellerverlies.

Zwei Männer, offenbar Gefängniswärter, kamen mit
Fackeln die Treppe herab.

Eine Gestalt lag auf dem nackten Steinboden, die Füße
mit schweren Eisenketten gefesselt.

Archani.

Als er das Licht der Fackeln bemerkte, öffnete er einen
Moment die Augen. Dann rollte sein Kopf apathisch zur
Seite.

Er war schrecklich ausgezehrt. Auch als die
Gefängniswärter ganz herantraten, reagierte er mit keiner
Bewegung.

Der eine der Wärter stieß ihm mit dem Fuß in den
Rücken. Wartete.

Er stieß nochmals.

„Kein Lebenszeichen,“ sagte er schließlich. „Wir
können ihn abholen.“

Der zweite Wärter kniete bei Archani nieder.

Ein winziges Zucken lief plötzlich über Archanis
Lippen.

„Gut. Bring den Sack!“ sagte der zweite Wächter. „Wir schaffen ihn in die Grube.“

Der erste Wärter entfernte sich, um einen Sack zu holen.

Der zweite Wärter, ein noch jüngerer Mann, beugte sich flüsternd über den reglos am Boden Liegenden.

„Archani - Archani -!“

Er klopfte ihm gegen die Wangen.

Archani schlug wieder flüchtig die Augen auf.

„Archani - ich bin es: Kasturk.“

Archani nickte, lächelte einen Moment.

Tatsächlich, er war es: Kasturk, der enge Freund Archanis, der unerschrockene Fürsprecher bei seiner Gerichtsverhandlung. Er hatte es geschafft, vielleicht schon seit einiger Zeit, sich unter das Gefängnispersonal zu mischen.

Archani schloss wieder die Augen.

„Archani - solange ich hier bin, wirst du nicht sterben.

Dein Hungertod ist beschlossen. Aber ich kann - solange niemand es weiß --“

Der erste Wärter war mit dem Sack und einer großen Zinkenschaufel zurückgekommen. Er hörte den zweiten sprechen, er hielt misstrauisch an.

„Er redet noch -?“

Kasturk erhob sich rasch und schüttelte den Kopf.

„Du bist noch neu hier. Ich rede nie mit den Toten,“ sagte der erste Wächter.

Er hob die Zinkenschaufel. „So funktioniert es -: Man macht diese Probe am Schluss.“

Er wollte auf Archani einstechen.

Kasturk hielt seinen Arm fest. „Ehre die Toten! – Ich sagte dir: Er ist tot.“

Der zweite Wächter schüttelte seinen Arm wieder frei, unverändert entschlossen zuzustecken.

Da traf ihn unversehens ein harter Schlag in die Hüfte, er taumelte, stürzte zu Boden. Kasturk entriss ihm die Schaukel und schlug damit auf seinen Kopf - dreimal, viermal, bis der andere regungslos liegen blieb.

Dann zog er hastig den Sack über ihn und verschnürte ihn. Zog ihn schließlich zur Treppe.

Er lief erneut zu Archani, hockte sich bei ihm nieder. „Archani - es gibt einen kleinen Raum - ein Versteck –

Ich kann dich dorthin schaffen.“

Zwei weitere Wärter erschienen mit Fackeln auf den oberen Treppenstufen.

„Wo ist er - der Tote?

Kasturk eilte zur Treppe. „Hier!“

Er begann, den Sack die Treppe hinaufzuziehen. „Reif für die Grube! Ab in die Grube mit ihm!“

Wenige Tage später.

Man blickte in ein schmales Turmzimmer. Archani saß auf dem Boden, den Rücken gegen die Wand gelehnt, einen Essenstopf neben sich.

So ausgezehrt seine Gestalt noch war - seine Augen hatten wieder einen lebendigen Glanz.

Ein Rasseln im Schloss.

Kasturk trat ein, ein Seil in der Hand. Er war in Unruhe.

„Wir müssen handeln, Archani.

Man hat Verdacht geschöpft.

Ich kann dich nicht länger versteckt halten.“

Er schloss das Gitter vor dem Turmfenster auf.

Dann öffnete er das Fenster und befestigte das Seil an den Eisenstäben.

Das andere Seilende sauste in die Tiefe.

Kasturks Geste war unmissverständlich: Archani sollte sich abseilen.

Archani kroch durch das enge Fenster. Bis zum Boden war es eine Strecke von gut zwanzig Metern. Er griff das Seil und ließ sich hinab gleiten. Plötzlich schienen ihn die Kräfte zu verlassen. Die letzten Meter stürzte er unkontrolliert in die Tiefe. Doch er rappelte sich rasch und unverletzt wieder auf. Es war geschafft!

Nun kroch Kasturk durch das Fenster, um sich ebenfalls abzuseilen.

Er war die ersten Meter nach unten geglitten, als der behelmte Kopf eines Soldaten am Fenster erschien. Ein Messer blitzte, eine Hand zerschnitt das Seil.

Kasturk stürzte. Schlag hart auf den Boden.

Schwer verletzt lag er im Gras.

Seine letzten Worte waren ein mühsames Stammeln.

„Archani – lauf fort! Du bist frei. Es ist deine Chance.

Vergiss mich! Es ist nicht wichtig um mich.“

Er starb.

Vom Turm gab eine schrille Glocke Alarm.

Archani schloss dem Freund die Augen.

Er erhob sich. Verschwand mit raschen Schritten im nahen Gesträuch, das in einen dichten Wald mündete.

DIE GRAUSAM ENTSTELLTE / DER MEUCHELMORD

Man sah Pelaretta mit einer Kutsche über Land fahren.
Ihr Gesicht war verschleiert.

Die Kutsche nähert sich einen Galgenberg. Fünf Menschen hatte man dort gehängt, mit blau und grün verfärbten Gesichtern baumelten sie an den Stricken.

Pelaretta tauschte ein paar Worte mit ihren beiden Begleitern, zwei Ministern. Deren Kommentare bestanden jedoch vor allem aus einem dienstbeflissenen Nicken.

Die Kutsche setzte ihren Weg fort zu einem nächsten Galgenberg, wenig von dem ersten entfernt.

Sieben Leute baumelten dort am Strick.

Die Szene wechselte zum Palast der Goldenen Reiher.

Auf der Palastterrasse saß Bóganow mit drei Palastdamen, eine Reihe von geleerten Weinflaschen neben sich. Er beteuerte lallend, nun nichts mehr trinken zu können - während eine der Damen, eine neue Weinflasche schwingend, auf seinem rechten Knie Platz nahm und ihm auch diese Flasche sofort an den Mund setzte.

Bóganow reagierte mit keinem bemerkenswerten Widerstand. Schließlich prustete er und spie, zum Vergnügen der Hofdamen, den größten Teil wieder aus - woraufhin die Hofdame auf seinem Knie ihm die Flasche unverzüglich erneut an den Mund presste.

Er griff ihr an die Brust, was seine Hände schnell in ein gieriges Verlangen versetzte, auf einmal kippte er dabei nach hinten fort, rollte jämmerlich auf den Boden. Auch die Hofdame stürzte, die zwei anderen ließen sich nun

ebenfalls auf ihn fallen, mit kreischenden Stimmen, sie durchwühlten sein Kopfhair, zupften am Haar seiner Brust.

Pelaretta saß in ihrem Palastzimmer, verschleiert.

Zwei Leibwächter erschienen. Sie schloss die Tür hinter ihnen.

Sie ging an eine Kommode. Holte zwei kleinere Beutel mit Münzen hervor.

Jedem der Leibwächter reichte sie einen.

Einer der Männer öffnete den Beutel, schaute prüfend hinein – schließlich erschien ein zufriedenes Grinsen auf seinem Gesicht.

„Wenn es getan ist, die gleiche Menge noch einmal,“ sagte Pelaretta.

Die Männer nickten. Sie verließen das Zimmer. -

Ein Kammermädchen trat ein. Sie hatte ein etwa dreijähriges Kind auf dem Arm, Pelarettas und Bóganows gemeinsamen Sohn.

Das Kammermädchen lächelte scheu, etwas ängstlich. „Der kleine Fürst. Er möchte der fürstlichen Mutter eine gesegnete Nacht wünschen.“

Pelaretta nahm den Jungen kurz auf den Arm.

Besnupperte ihn flüchtig.

Ihre Stimme klang geschäftsmäßig, kalt. „Kleidung gewechselt? gewaschen?“

Das Kammermädchen nickte eilig.

Pelaretta reichte das Kind zurück. „Wenn er wieder unter Zahnschmerzen schreit - ich brauche meine Nachtruhe. Geh mit ihm in die hintere Kammer.“

Das Kammermädchen verabschiedete sich mit tiefem, folgsamem Knicks.

Das Zimmer lag im Abenddämmer.

Pelaretta trat vor den Spiegel.

Kurz entschlossen zog sie plötzlich den Schleier zur Seite.

Sie starrte ihr Gesicht an - seit langem wieder einmal wagte sie den Blick in den Spiegel.

Es war von Säure zerfressen, schrecklich entstellt. Die rechte Unterlippe hing wie verfaulendes Fleisch hinab, die rechte Wangenhaut und die Nasenflügel waren wie bläulich vernarbt und von Löchern durchsetzt.

Der Spiegel zitterte heftig in ihrer Hand. Ein die geballte tiefe Verzweiflung ausspeiender, schrecklicher Aufschrei brach sich Bahn. Sie griff nach dem Messer auf einer Obstschale. Richtete es gegen die eigenen Wangen, die Stirn.

Da - eine männliche Stimme von unterhalb: gleichfalls ein Schrei, Ausdruck eines wilden Erschreckens, dann Gnade erbettelnd, winselnd. Es folgte ein gellender Schmerzscrei, der überging in ein Röcheln.

Schließlich Stille.

Pelaretta war auf den Balkon getreten. Sie lauschte mit gepresstem Atem.

Kein menschlicher Laut mehr von unterhalb.

Eine Tür schlug zu. Schwere Männerschritte entfernten sich.

Pelaretta kehrte in ihr Zimmer zurück.

Sie trat erneut vor den Spiegel, schob wieder den Schleier zur Seite. Griff erneut nach dem Messer.

Plötzlich, in hemmungsloser Verzweiflung und Wut, stach sie wie besinnungslos auf den Spiegel ein. Begann ihn Stück für Stück zu zertrümmern.

Ihre Hand wühlte, immer noch in rauschhafter Wut, in den Splittern. Blutverschmiert hob sie die Hand vors Gesicht. Riss wieder den Schleier beiseite, beschmierte Wangen, Nase und Stirn.

Sie starrte zum Spiegel. Kein Bild mehr im Spiegelrahmen. Sie lachte ein irres Lachen.

Nachtstille. Kein Laut im Palast.

DER TAG DER PALASTREINIGUNG

Ein früher Morgen.

Im nahen Wald zum Palast lagerte eine Gruppe von bewaffneten Männern. Tuborg, der jüngste der vier Brüder Pelarettas, stand spähend am Waldrand.

Jetzt tauchte eine andere größere Gruppe Bewaffneter auf.

„Dort kommt er endlich – Schentiko.“ Tuborg atmete auf.

Der zweite Trupp bewaffneter Männer machte halt.

Zwischen ihrem Anführer, Schentiko, und Tuborg kam es zu einer herzlichen Begrüßung.

Tuborg zog eine Zeichnung aus seiner Jacke. Der Palast war im Grundriss und mit all seinen Zimmern darauf abgebildet, Tuborg erläuterte die Bedeutung der eingezeichneten Pfeile.

Kurz darauf ritt er mit wenigen Leuten vor das Palasttor. Er nannte seinen Namen und wurde von den

Posten, die ihn durch ein kleines Schiebefenster musterten, erkannten ihn. Man ließ ihn ein.

Sofort fielen seine Leute über die Wachen her, warfen sie nieder und fesselten sie. Augenblicke später ritten alle anderen bewaffneten Männer heran und stürmten durch das weit geöffnete Tor in den Palasthof.

Ein lautes Klopfen an der Tür Pelarettas.

Die schreckte aus dem Schlaf auf.

Die Tür wurde aufgestoßen, drei Bewaffnete drangen ein.

Tuborg und Schentiko betraten, von bewaffneten Männern gefolgt, das Schlafgemach Sligurks und Jarschos. Die Brüder richteten sich schlaftrunken auf.

Auf Tuborgs einmal so sanftem Gesicht lag Härte und finsterner Ernst. „Eure Zeit, Sligork und Jarscho, ist um.

Ergebt euch!“

Sligork schüttelte den Schlaf ab. Er griff sein Schwert neben dem Bett.

„Wer kampfflos den Palast räumt, der wird ihn unbehelligt verlassen – das ist mein Versprechen,“ fügte Tuborg hinzu.

„Verräter!“ stammelte Sligork.

Er hob sein Schwert - mit der linken Hand, die unverändert kampftüchtig war, er wollte sich auf Tuborg stürzen. Jarscho, der das Aussichtslose der Lage erkannte, trat dazwischen. Doch Sligork war nicht aufzuhalten, er schwang weiter sein Schwert, allerdings verletzte er nun Jarscho dabei am Knie, der schrie unter Schmerzen.

Jetzt stürzten sich drei bewaffnete Männer zugleich auf Sligork und überwältigten ihn. Sie banden ihm die Hände hinter dem Rücken zusammen.

Zwei andere Krieger führten Pelaretta herein. Sie hatte notdürftig zwei Tücher um den Kopf gewickelt, eines das tief in die Stirn gezogen war, ein anderes, das die untere Hälfte ihres Gesichts bis zur Nase verdeckte. - Es folgte das Kammermädchen, den kleinen Jungen auf dem Arm.

Tuborg wandte sich an die zwei eingetretenen Krieger, während noch eine Palastwache folgte. „Wo ist Bóganow? Auch Bóganow solltet ihr bringen.“

Tuborg richtete seinen Blick auf Pelaretta. „Dir wird nichts geschehen durch uns, Schwester. Auch Deinem Kind nicht.“

Auch Bóganow wird nichts geschehen. Doch er wird nicht mehr Fürst sein.

Und du nicht mehr Fürstin, Schwester.

Wo ist Bóganow?

Der Palast und das Fürstentum hat seine Zeit der Schrecken erlebt. Sie ist für immer vorbei.

Wo ist Bóganow?“

Pelaretta wich seinem Blick aus.

Die eben eingetretene Palastwache beugte sich an Tuborgs Ohr, flüsterte.

Tuborg fixierte Pelaretta scharf, durchdringend.

„Bóganow wurde umgebracht?

Du hast zwei Wachen dafür bezahlt?“

Pelaretta brach in ein schrilles Lachen aus.

„Ich habe es vor euch erledigt, ja.“

Der alte debile Fettwanst...!“

Sie spuckte verächtlich aus.

„Jetzt hast du nur mich. Sligork und Jarscho.“

Sie lachte – wieder war es wie das Lachen einer Verrückten.

Tuborgs Lippen verspannten sich. „Wenn es feiger Mord war, wird ein Gericht das Urteil über euch sprechen.“ Jetzt spuckte auch er verächtlich aus.

„Ihr werdet als Bettler durchs Land ziehn.

Ohne jeden Besitz.

Verstoßen für immer.“

Nochmals spuckte er aus.

Auf seinen Wink hin wurden alle drei abgeführt: Pelaretta, Sligork und Jarscho.

DER UNERWIDERTE RUF DER RÜCKKEHR

Tage später.

Tuborg und sein fürstlicher Freund Schentiko waren mit einem Reitertross unterwegs.

Einer der Reiter hielt eine Geländezeichnung in der Hand. „Noch diese Straße am Hügel vorbei - dann müsstest wir das gesuchte Dorf sehn.“ Er spähte umher. „Mit Sicherheit ist es die richtige Gegend.“

Tuborg beugte sich zu Schentiko. „Kein Wort zu ihr über Archani...“

Schentiko nickte.

Nach kurzem Schweigen: „Sie wird dir folgen, wenn du sie bittest. Ich zweifele nicht.

Und auch lieben wird sie dich schließlich.

Du bist ein Fürst – so wie sie eine Fürstin ist.

Sie weiß, dass sie und Archani niemals ein Paar sein können.“

In einvernehmlichem Schweigen ritten sie nebeneinander her.

Ein großes, schon älteres Bauernhaus mit etwas schiefem Dach trat ins Bild.

Man sah Tansila auf dem offenen Hof, umgeben von einer großen lärmenden Kindergruppe. Einige warfen sich lederne Bälle zu, andere spielten mit Peitschen und Kreiseln, die Kleineren saßen in einer Sandgrube und bauten Häuser und Burgen aus Sand. Alle trugen sie ärmliche Kleidung, doch es herrschte eine heitere fröhliche Stimmung.

Der Trupp der Männer ritt ins Dorf ein.

Tuborg fragte einen der Leute nach Tansila, fragte dann einen nächsten. Der Name war keinem im Dorf bekannt.

Die gerüsteten Männer mit ihren edlen gepflegten Pferden zogen zunehmend die Neugier der Dorfbewohner auf sich, man folgte den Reitern die Straße entlang.

Zwei Bäuerinnen berieten sich. „Ein junges Mädchen, das Tansila heißt...

Ob sie die junge Frau meinen, die das Haus mit den Waisenkindern betreut?“

Sie gingen zu Tuborg, boten an, ihn zu dem Bauernhaus zu führen.

Der Reitertrupp gelangte vor den offenen Hof.

Tuborg ließ anhalten. Die Kinder verstummten, starrten mit ängstlichem Respekt und mit Neugier auf die fürstlich gekleideten Ankömmlinge.

Tuborg wartete dieses Erstaunen ab. Er kam nur behutsam näher.

„Tansila - -

Ich bin Tuborg. Erkennst du mich?

Du kannst zurückkehren, Tansila.“

Er wartete.

„Sligork und Jarscho sind vertrieben.

Pelaretta ist vertrieben.

Bóganow ist tot.

Der Palast ist befreit.“

Tansila nickte. Sie stand unbeweglich und stumm.

Tuborg stieg vom Pferd.

„Ich weiß, dass Du nicht sprechen und mir nicht antworten kannst, Tansila.

Pelaretta hat dir dies zugefügt.

Wir alle wissen von diesem Verbrechen. Von ihrer Bosheit. Wissen von der Bosheit und den Verbrechen ihrer Brüder.

Keiner von ihnen wird den Palast je wieder betreten dürfen.“

Einige Kinder überwandten jetzt ihre Scheu und näherten sich zögernd den Pferden und Reitern.

„Ich weiß, dass du stumm bist, Tansila.

Doch noch immer bist du unendlich schön.“

Er betrachtete sie in zunehmender Verzauberung.

„Nein, noch immer viel schöner bist du geworden.“

Tansilas Gesicht blieb ohne jedes Zeichen einer Antwort, wie ein regloses Bild.

„Ich weiß, dass ich das Unrecht meiner Brüder und Pelarettas nicht wieder gut machen kann.

Doch bitte ich dich: Kehre zurück, Tansila.

In allen Ehren werden wir dich willkommen heißen.“

Tansila lächelte flüchtig ein erstes Mal.

Tuborg kam näher, auf seinem Gesicht lag Verzauberung.

„Erinnerst du dich, Tansila – wie wir aufgebrochen sind zur Festung der Schwarzen Winde? Fünf Jahre liegt es zurück.“

Wie viel Leid wäre uns möglicher Weise erspart geblieben! uns – und vielen Menschen im Land...“

Er lächelte sie an. Sein Blick zeigte tiefe Zuneigung, Liebe.

„Komm zurück zum Palast, Tansila!“

Fast alle Kinder waren jetzt nahe herangetreten. Auch andere Leute aus dem Dorf hatten sich versammelt.

„Man berichtete uns davon: Du hast ein Waisenhaus hier im Dorf eingerichtet.“

Es gab eine schwere Epidemie. Viele Kinder haben ihre Eltern verloren.“

Er blickte auf die Kinder.

„Du hast hier ein segenvolles Werk getan, Tansila.“

Er machte eine ehrerbietige Geste, gut sichtbar auch für den Trupp seiner Reiter.

„Doch die Zeit der harten Arbeit und Armut ist nun vorbei.“

Komm zurück, Tansila!

Du bist in alle Thronrechte wieder eingesetzt.“

Unter den Dorfleuten begann ein Tuscheln.

„Ihr Name ist Tansila...“ „Sie ist es - es ist die Tochter des alten Fürsten...“

Tansila lächelte. „Tuborg – guter Freund...“

Ich danke dir.“

Tuborg starrte ihr verwirrt auf die Lippen.

„Du bist mein Freund. Und ich weiß es,“ sagte Tansila.

Tuborg starrte nur weiter verwirrt. „Du kannst wieder sprechen?“

„Mit leiser und noch etwas rauer Stimme, du hörst es,“ sagte Tansila. „Sprechen. Doch nicht mehr singen, wie damals.“

Es genügt, um ein Haus mit Waisenkindern zu führen.“

Sie lächelte.

„Tuborg, guter Freund.“

Der Palast ist für mich ein Ort blutiger Erinnerungen. Grausamer Schatten.“

Sie zeigte auf die Kindergruppe. „Mein Platz ist jetzt hier.“

Ich hörte von den Ereignissen im Palast.

Keiner nannte deinen Namen. Doch ich wusste: Nur du könntest diese Befreiung vollbracht haben.

Ich danke dir, Tuborg.

Danke dir, dass du gekommen bist.

Doch mein Platz ist nun hier.“

Tuborg beugte sich ein Stück näher zu ihr. „Tansila – ich habe noch ein Geheimnis für dich.“

Zwischen den Kindern war plötzlich Streit ausgebrochen – wer weiter vorn bei den Reitern stehen durfte. Tansila musste sich einmischen und schlichten. Der letzte Satz Tuborgs ging ungehört an ihr vorbei.

„Diese Kinder hier brauchen mich, Tuborg.“

Die Palastwände waren für mich häufig nur kalt. Nur selten war ich den Menschen dort nah, so nah wie ich es hier diesen Kindern bin –

Außer --“

Sie senkte plötzlich den Kopf, mit versagender Stimme.

Wieder musste sie sich den Kindern zuwenden und Frieden stiften.

„Tansila – alles ist anders und neu im Palast.
Der Palast ist gereinigt. Alles kann einen neuen Anfang
nehmen.“

Sein Blick hing an ihr mit Verzauberung.

„Tansila – du weißt, wie sehr ich dich –
Seine Augen leuchteten.

Tansila spürte es unmissverständlich, dass er ihr seine
Liebe ausdrücken wollte.

Sie trat jetzt ganz nahe zu ihm.

Legte ihre Hände um seinen Hals. Umarmte ihn
liebepoll. Lange.

„Leb wohl, Tuborg. Guter Freund - der du ein guter
Freund für mich immer bleiben wirst.

Doch ich kann nicht zurück zum Palast.“

Tuborg löste sich, leicht taumelnd, zitternd.

Plötzlich sprang er zurück auf sein Pferd, mit sich
verdunkelndem Gesicht.

Es zeichnete sich Zorn darauf ab, Trauer, Enttäuschung,
doch am stärksten Verletzung – die Verletzung einer
unerwiderten Liebe.

Er nahm sie noch einmal voll in den Blick. „Tansila...“

Doch ihre Entscheidung war sicher gefallen.

Er wendete abrupt sein Pferd und gab das Kommando
zum Aufbruch.

Schentiko beugte sich im Davonreiten zu ihm. „Du hast
ihr dein Geheimnis nicht anvertraut...“

Tuborgs Antwort kam mit harter Stimme: „Sie ist es
nicht wert.“

Der Reitertrupp entfernte sich über die Dorfstraße.

Die Kinder standen noch immer mit staunenden Augen.

DIE TODFEINDINNEN

In Tansilas Dorf war eine Gruppe von Bauern eingetroffen.

Ein Fußmarsch von einem Tag lag hinter ihnen. Ihre grauen Gesichter drückten tiefe Erschöpfung aus. Sie kamen aus einem Dorf, in dem gleichfalls eine Epidemie ausgebrochen war.

Man hatte von Tansila und ihren „wundersamen Heilkräften“ gehört.

Man bat sie inständig, mitzukommen und wieder „Werke des Wunders und der Heilung“ zu vollbringen.

Tansila zögerte. Sie war sich ihrer „heilenden Kräfte“ nicht sicher. Auch sie hatte es wie ein Wunder erlebt. Konnte ein „Wunder“ sich wiederholen?

Doch schließlich war es ihr unmöglich, sich dem Ruf zu entziehen.

Man sah sie auf einem Pferdekarren in das andere Dorf einfahren.

Es waren die schon bekannten Bilder: ausgezehnte Elendsgestalten mit fleckiger Haut.

Viele lagen auf einfachen Pritschen vor einem Gebäude im Freien. Das Gebäude war bereits mit Kranken überfüllt. Überall Stöhnen und Schreie.

Ein alter Arzt war anwesend. Er machte Gebrauch von dem einzigen Mittel, dem er vertraute: die Patienten zur Ader zu lassen. Eimerweise hatte er bereits Blut abgezapft. Ein Zur-Ader-Gelassener schwankte eben zu seiner Pritsche zurück und brach dort zusammen; kurz darauf war er tot. – Der Arzt hatte sich bereits den nächsten Patienten zugewandt, die er zur Ader ließ.

Vor einer Pumpe drängte sich eine Gruppe von Menschen mit Gefäßen jeder Art. Die Pumpe entließ nur noch kleine Rinnsale von Wasser. Die Dorfbewohner pumpten mit letzter verzweifelter Kraft. Doch jedes Mal strömten nur kleine Rinnsale.

In der Menschenschlange stand eine Frau mit dunkler Kopfbedeckung und verschleiertem Gesicht, ein etwa vierjähriges Kind auf dem Arm. Auch das Kind hatte die Symptome der Epidemie: Es war ausgezehrt, seine Haut fleckig.

Tansilas Auge, die Gruppe der Wartenden abtastend, blieb hängen an dieser Frau und dem Kind.

Sie spürte, dass – durch den Schleier hindurch – ein stechender Blick auch auf sie gerichtet war.

Nahe am Dorf befand sich ein Fluss.

Doch von diesem Fluss hieß es, sein Wasser sei schwer verseucht. So hatten es einige der Frauen Tansila erklärt. Und es war auch die Meinung des Arztes. Eine kleine Gruppe von Durchreisenden, die von seinem Wasser getrunken hatten, seien danach plötzlich erkrankt – und mit ihnen verbreitete sich die Epidemie über das ganze Dorf.

Alle mieden seitdem das Flusswasser – das sie doch zuvor täglich genutzt hatten, um sich zu waschen und ihre Kleidung und Wäsche zu reinigen.

Das Wasser des einzigen Brunnens war inzwischen fast erschöpft.

Tansila ließ sich an den Fluss führen.

Sie schöpfte mit einem Eimer Wasser und füllte es anschließend in zwei Glasgefäße.

War das Wasser verunreinigt? Vergiftet?

Im Wasser bewegten sich kleine Fische und andere winzige Lebewesen. Sie zeigten keine Anzeichen eines Krankheitsbefalls.

Tansila griff nach der Muschel an ihrer Kette und umschloss sie fest mit der Hand.

Dann hob sie das eine der Gläser an den Mund und trank es leer.

Der folgende Tag.

Tansila suchte den Arzt auf. Sie erklärte: Das Wasser des Flusses sei rein und gesund – wenn es einmal vergiftet gewesen war, dann sei diese Zeit vorbei.

Alle sollten sich wieder mit dem Flusswasser waschen und ihre sonstige Wäsche reinigen.

Der Arzt warnte.

Und auch der Großteil der Leute reagierte mit Misstrauen. Zu tief saß die ihnen eingeredete Furcht vor dem Flusswasser. Tansila demonstrierte die Ungefährlichkeit des Wassers, indem sie für alle sichtbar auch das zweite der Gläser leer trank.

Jetzt liefen ein paar erste Leute zum Fluss und schöpften mit Eimern Wasser.

Der Arzt warnte. Doch weitere folgten.

Ein großes Waschen und Reinigen der maßlos verdreckten Kleider und Laken begann.

Immer mehr Leute fassten Mut.

Immerhin wussten sie: Tansila hatte mit ihren unerklärlichen Heilkräften bereits ein ganzes Dorf von der Epidemie heilen können.

Es war Nacht geworden.

Tansila stand allein an der Flussböschung.

Es näherte sich eine verschleierte Frau.

Nachtstille. Tiefschwarze Wellen.

Die Verschleierte machte wenige Schritte vor Tansila halt. In ihrer rechten Hand, die sie hinter ihren Mantel hielt, blitzte ein Messer.

„Man erzählt sich im Dorf, dass du die Kraft der heilenden Hände hast,“ sagte die Verschleierte.

Sie kam ein weiteres Stück heran.

„Man sagt, dass deine Hände gesegnet sind und du unangreifbar für jede Krankheit bist.“

Dunkel rauschte der Fluss.

Der Wind orgelte dumpf im Dickicht des Flussufers.

Pelarettas Hände umkrallten das Messer.

„Schon einmal hast du ein Dorf geheilt.

Du bist sicher, dass du es immer wieder kannst: ein solches Wunder vollbringen?

Du bist sicher, dass dich selbst nichts verletzen und töten kann?“

„Ich habe dich wartend an der Pumpe gesehen,“ sagte Tansila.

„Ich habe deinen Sohn gesehen, auch er ist erkrankt.

Ich habe deine Angst gespürt, auch er könnte sterben.“

„Du hast meine Angst erkannt – hinter dem Schleier?

Was hast du hinter dem Schleier gesehen?“

Plötzlich riss sie den Schleier zur Seite.

Tansila blickte auf das schrecklich entstellte Gesicht, die zerstörten Lippen, die mit Narben und Löchern durchsetzten Wangen.

Sie wich verstört einen Schritt zurück.

Pelaretta umkrallte das Messer.

Ein böses, gespenstisch-grimassierendes, in der Macht seines Schreckens triumphierendes Lächeln huschte durch ihre Augen.

Da hörte sie ihren Namen rufen.

Ein Mann näherte sich.

Nochmals rief er: „Pelaretta!

Dein Sohn braucht dich.

Fortwährend schreit er. Er braucht zu trinken. Sein Kopf glüht von Fieber.“

„Nimm nicht mehr das Wasser der Pumpe,“ sagte Tansila. „Wasche dich und deinen Sohn mit dem Flusswasser. Gib ihm zu trinken vom Flusswasser.

Nur dort gibt es Wasser reichlich. Und das Wasser ist rein und gesund.“

Die Verschleierte nickte. Sie ließ das Messer in ihrer Manteltasche verschwinden.

„Und wenn du Vertrauen zu meinen heilenden Händen hast – Du kannst deinen Sohn zu mir bringen. Jederzeit.“

Die Verschleierte verschwand mit dem Mann in der Dunkelheit.

DIE VERZWEIFELTE – DIE VERZEIHENDE

Der wieder folgende Tag, wieder war es die Stunde der beginnenden Nacht.

Pelaretta war erneut zum Flussufer gegangen.

Diesmal hatte sie ihr Kind auf dem Arm.

Tansila war gefolgt.

Jetzt standen sie wenige Schritte voneinander entfernt.

Eine lange Stille. Nur das dunkle Orgeln und Rauschen des nächtlichen Flusses.

Doch der schwarze Wolkenhimmel war diesmal aufgerissen. Mondlicht blitzte hervor und warf einen silbernen Glanz auf die Wellen.

„Ich habe während des Tags auf dich und deinen Sohn gewartet,“ sagte Tansila. „Du bist nicht gekommen.“

Wieder eine lange Stille

„Ich hatte dein Leben zerstört,“ sagte Pelaretta.

„Du hast meines zerstört. Du hattest den Mut – obwohl ich mächtig war. Damals.

Jeder mit diesem Mut hätte gehandelt wie du.“

„Alles was du mir angetan hast, hätte ich schließlich ertragen.

Was du Archani angetan hast, ertrug ich nicht.

Es war mir nicht wichtig, dass du leidest wie ich.

Doch jeder Schmerz, den Archani durch dich spüren musste, sollte auf dich zurückfallen – mit der schwarzen bitteren Wucht göttlicher Gerechtigkeit; wo doch Gott selber nicht sprach.“

Stille. Silber blitzten die Wellen.

„Ich hoffte, dich schwach zu machen.

Dich in deiner Härte zu brechen.

Das Gegenteil doch geschah.

Mit grausamer Hand, grausamer noch als zuvor, hast du das Land regiert, es überzogen mit Terror und Tod.

Wie du hässlich geworden bist, so bist du noch härter und böser geworden.“

Pelaretta griff wieder nach ihrem Messer.

„Du hast mich hässlich gemacht. Mich für immer entstellt.

Böse und hart war ich längst.

Hässlich bin ich, maßlos.

So wie ich böse bin, maßlos.“

Ihre Hand umkrallte das Messer.

„Ich war es, die dieses Kampfspiel begonnen hat.

Ich fühlte Genugtuung, dein Unglück zu sehen.

Archani ins Unglück zu stürzen, war nicht mein Wunsch.

Es geschah. Meine Gier war es, die seine Vernichtung in Gang setzte.

Dann folgte alles einer bösen Verkettung.

Dich wollte ich treffen.

Hätte ich Archani retten können, ohne dich zu schonen, ich hätte es getan.“

Wieder eine längere Stille.

Die Uferbäume ächzen im nächtlichen Wind.

„Er war nicht tot – damals, als ich es dir von meiner Kammerzofe ausrichten ließ.

Nicht damals.

Deinen Schmerz wollte ich. Deinen Schmerz im sicheren Wissen, dass Archani für dich für immer verloren war.“

Dumpfes Rauschen der schwarz glitzernden Wellen,
des nächtlichen Winds.

„Ich fühlte Genugtuung.

Du warst im Glück.

Ich war im Unglück.

Auch damals schon.

Die Langeweile der Hofetiketten. Meine Ehe mit einem
senilen Barbaren, dessen Atem und Nähe ich nicht
ertragen konnte.

Glaube nicht, erst du hast mich ins Unglück gestürzt.

Unglücklich war ich lange davor.

Unglücklich war ich immer.“

Ein Schütteln überfiel sie, ein Schluchzen – ihr ganzes
Leiden, ihr Elend brach sich ungehemmt Bahn. Ein
Ausbruch tiefster Verzweiflung.

Tansila sah es mit Ratlosigkeit.

Vorsichtig streckte sie den Arm aus in Pelarettas
Richtung.

Doch Pelaretta hatte sich zum Gehen gewandt.

Ihr Messer glitt zurück in die Manteltasche.

Plötzlich drehte Pelaretta sich nochmals um.

Ihre Stimme war für einen Moment ein vibrierender
Schrei – selbstverachtend, verzweiflungsvoll.

„Du kannst zurückkehren zum Palast.

Du kannst wieder Fürstin sein.

Selbst deine Stimme hast du zurück.

Du bist Siegerin geblieben in unserem Kampf.

Warum gehst du nicht?

Man wird dich lieben am Hof. Alles wird für dich sein
wie früher.“

Tansila schüttelte den Kopf.

„Du hast alles verloren, ich weiß.

Wie ich.

Auch ich habe alles verloren.

Und werde es nie mehr zurückgewinnen.“

Sie griff nach der Muschel an ihrer Halskette.

Ihre Stimme war stark und hart geworden.

„Und doch: Ich habe es nicht wirklich verloren.

Ganz habt ihr ihn nicht umbringen können – Archani.“

Ihr Blick lag auf der Muschel.

„Er lebt weiter: in mir.

Dieses Glück ist es, das mir bleibt.

Die Menschen sprechen von der ‚heilenden Kraft meiner Hände‘.

Das Geheimnis ist einfach. Es ist das meiner Liebe, die unzerstörbar geblieben ist.“

Pelaretta nickte stumm.

Sie nickte ein zweites Mal.

Sie verschwand im Dunkel der Nacht.

Der folgende Tag. Es war früher Abend.

Ein in flammenden Farben leuchtender Himmel lag über dem Fluss.

Pelaretta stand mit ihrem Kind am Flussufer, das Gesicht mit dem Schleier bedeckt.

Tansila näherte sich mit behutsamen Schritten.

Der spiegelnde Fluss füllte das Flussbett wie rotes strömendes Gold.

„Du hast mich vieles zu lernen gezwungen.“ Tansila sprach mit gesenktem Blick. „Ich habe vieles gelernt:

Wasser in schweren Eimern schleppen.

Brote backen für hungernde Kinder.

Mahlzeiten kochen – aus Kräutern und Knochen und magerem Fleisch.

Die Erde mit meinen Händen nach Wurzeln durchwühlen. Mit den Tieren mein Nachtlager teilen.

Die Menschen kennen in ihren einfachen Hütten, in ihren Dörfern.

Ihre Tränen kennen, ihr Lachen. Ihre verschwiegenen Träume.

Ihre Schmerzen und Wunden kennen... Und manchmal zu wissen, wie ich sie lindern kann.“

Ein liebevoller Blick glitt auf Pelarettas Sohn. „Seine Augen haben wieder einen kleinen Glanz angenommen – du merkst es?

Es geht ihm mit jedem Tag besser.

Er wird es überstehen. Ich spüre es sicher.“

Die Wellen funkelten im Licht.

Eine lange Stille.

„Wie ist es, einen Menschen zu lieben?“ Auch Pelaretta sprach ohne aufzusehen. „Wie ist es, von einem Menschen geliebt zu werden?

Ich habe es nie erfahren.

Und es wird niemals für mich geschehen.

Nie.“

Sie stand wie eingehüllt in ein tiefes Grau.

„Weißt du, was Neid ist?

Du weißt es nicht.

Weißt du, was Hass ist?

Was Bosheit ist?

Bosheit im eigenen Herzen?

Du weißt es nicht.

Weißt du, wie es ist, sich selber zu hassen?

Alles das weißt du nicht.

Nur ein einziges Mal warst du grausam hart – in deinem Moment der Rache.

In diesem einen Moment warst du wie ich.“

Es war, als würde ein Flackern sichtbar in ihren Augen, auch hinter dem Schleier.

„Doch es war nur die Antwort auf ein Kampfspiel, das ich begonnen hatte.

Mit gleicher Härte und unerbittlich.

Es wäre mein größter Triumph gewesen, hättest du dich in ein schwarzes Scheusal verwandelt, wie ich es war.

Doch deine Grausamkeit war nur Gerechtigkeit.“

Erneut schüttelte sie ihr ganzes Elend, ihr Selbsthass, ihre Selbstverachtung.

Wieder ein langes Schweigen.

„Auch ich habe Hass gespürt,“ sagte Tansila.

„Tiefen Hass.

Ich habe bitter gelitten durch dich.

Beide haben wir aneinander gelitten.

Doch dass du leidest – es erfüllt mich nicht mit Genugtuung. Ich fühle kein Glück.

Dein Anblick...“ Ihre Stimme stockte.

„Ich sehe dich an, und ich wünschte, was durch mich geschah, wäre niemals geschehen.“

Schweigen.

Beide blickten auf den rot funkelnden Fluss.

„Kannst du es – mit den Händen heilen?“ fragte Pelaretta.

„Man sagt es mir nach, wie ich weiß.

Ich habe dir die eine Antwort genannt.

Doch ich spüre, es gibt ein zweites Geheimnis.

Ich spüre es so, dass ich nur das innere Licht in den Menschen wecke.

Ihr eigenes inneres Licht, das die Krankheit besiegen kann.

Es ist nur, als wenn jemand eine kleine Kerze entzündet.

Doch wenn die Flamme sich ausbreitet und viele Kerzen zu brennen beginnen, dann können sie eine große Macht entfalten.

Es ist nicht meine Macht.

Es ist die Macht des inneren Lichts.“

„Fühlst du noch deinen Hass gegen mich?“

„Und du?“

Ist es noch immer dein Wunsch, mich zu vernichten?“

„Kann es sein, dass das innere Licht in manchen Menschen nicht leuchtet? dass es einfach tot ist in ihnen?“

„Ganz tot? für immer erloschen?“

Ich glaube es nicht.“

Von Tansilas Augen glitt ein Lächeln.

„In dir ist es. Ich zweifle nicht daran,“ sagte Pelaretta.

Wirst du mir jemals verzeihen können?“

„Und du?“

„Du hast mit meinen Mitteln gekämpft.

Es gibt nichts, was ich dir verzeihen muss.

Was ich nie können werde: mir selber verzeihen.“

„Wenn du es hören willst: Du hast mein Verzeihen.

Dir selbst verzeihen - das ist die Arbeit, die du selbst leisten musst.

Die niemand dir abnehmen kann.“

Der Himmel verglühte in dunklem Rot. Das Gold des Flusses hatte sich verwandelt in ein tiefes schimmerndes Nachtblau.

Leute kamen vom nahen Dorf.

Sie riefen nach Tansila.

„Man braucht mich.“

Es ist noch viel Arbeit zu tun.“

Sie machte ein paar Schritte. Wandte sich wieder um.
„Wenn du mir helfen willst -?“

Aus Pelarettas starrem Körper löste sich langsam ein Nicken.

Sie folgte ins Dorf.

DER MOMENT DES UNSÄGLICHEN WUNDERS

Ein früher sonniger Abend

Etwa drei Wochen waren vergangen.

Auch in diesem Dorf hatte man die Epidemie fast besiegt. Nur noch wenige Menschen lagen auf ihren Pritschen. Eine Gruppe von Kindern tanzte bereits fröhlich auf der Dorfstraße.

Tansila war vor dem Krankenlazarett beschäftigt, Wäsche aufzuhängen. Zwei Nonnen waren ihr behilflich – und eine verschleierte Frau, Pelaretta.

Tansila hatte ihren nun neunjährigen Sohn aus dem Dorf ihres Waisenhauses zu sich holen lassen. Zusammen mit dem kleinen Sohn Pelarettas saß er vor einer Ameisenburg, sie hielten Äste und Blätter hinein und lenkten in stiller Aufregung und mit angespannten Gesichtern die Ameisen auf ihre Äste und Blätter um.

Es näherte sich ein Reitertrupp von acht Mann. Der Anführer gab, als er die Frauen bemerkte, ein Zeichen anzuhalten.

Nur er selbst ritt weiter.

Er ritt ruhig auf Tansila zu.

Im Abstand dreier Meter hielt er, die Abendsonne im Rücken, vor ihr an.

Tansila blickte auf.

Die Sonne traf mit grellem Glanz ihr Gesicht. Tansila blinzelte, plötzlich schien sie zu schwanken, wie eine Geistererscheinung abwehrend hob sie die Hand.

Der junge Mann zeigte kein Lächeln.

Er war schön.

Doch alles in seinem Gesicht war herb, gezeichnet von einem schrecklichen Ernst. Gezeichnet von maßloser Entbehrung.

Es war Archani.

Aller jugendliche Glanz war verschwunden aus seinem Gesicht. Er lächelte nicht.

Tansila flüsterte, stammelte. „Archani...“

Er glitt jetzt sanft aus dem Sattel, griff ruhig sein Zaumzeug, wartete.

Tansila ging zitternd auf ihn zu, tastete sein Gesicht ab – noch immer als sei er nicht wirklich.

„Archani... Archani...“

Endlich wagte sie es, ihre Hände um seinen Hals zu legen. Ihre erst vorsichtige Umarmung wurde plötzlich zur heftigen Umklammerung.

Archani streichelte ihr sanft über den Kopf. Doch sonst verblieb er in einer Starre.

Sein Gesicht zeigte in jedes Fältchen hinein Härte und Bitternis, einen steinernen Ernst, der kaum noch etwas Menschliches hatte.

Pelaretta war kurz hinter einer Reihe aufgespannter Laken und Wäschestücke hervorgetreten, sie hatte den

Vorgang beobachtet; jetzt zog sie sich rasch hinter eines der Laken zurück.

Tansila hatte sich von Archani wieder gelöst. Noch immer rang sie um Fassung.

„Es ist, wovon ich Jahre ersehnte, es solle geschehen.

Wovon ich glaubte, es wäre für immer unmöglich.“

Sie kämpfte mit einem Schluchzen. „Wovor ich begann mich zu fürchten: Es nicht zu ertragen.“

„Sie haben dir die Nachricht von meinem Tod überbracht...?“ Herb und bitter wie Archanis Gesichtszüge war auch seine Stimme.

Tansila nickte, ein grauer Schmerz zog noch einmal durch ihr Gesicht. „Und wie einen Toten habe ich dich in mir getragen.“

Sie hob die Muschel aus ihrem Kleid. „Erinnerst du dich an das?

Mit diesem Bild warst du immer bei mir.“

Sie öffnete die Muschel, blickte kurz auf das Bild, ließ die Muschel wieder zurück gleiten.

„Nichts und niemand hätte dich hier,“ sie deutete auf ihr Herz, „ein zweites Mal umbringen können.“

„Ich war ein Toter.“ Der bittere Klang in Archanis Stimme war nochmals härter geworden.

„Jahre war ich begraben in einer Gruft ohne Licht. Ohne menschliche Stimme.

Zuletzt ohne Nahrung.

Meine Nahrung wurden über Monate meine Zellengenossen: Käfer, Würmer und Asseln.

Mein langsamer Hungertod war beschlossen.“

Auch wenn er sprach und sein Mund sich bewegte: Sein Gesicht war wie kalter Stein.

Er griff nach einem Leinensack neben dem Sattel seines Pferdes. In seiner Stimme funkelte eine grausame Härte. „Ich habe dir etwas mitgebracht.“

Doch er wartete noch.

„Auch was man dir zufügte, hörte ich.

Deinen kleinen Bruder Bentilow haben sie ermordet, ertränkt.

Nachdem sie deinen Vater bereits auf der Jagd ermordet hatten.

Pelaretta hatte dir deine Stimme zerstört.

Sie haben dich unter falschen Anklagen verurteilt und als Bettlerin aus dem Palast gejagt.

Sie haben dir über Jahre den Geliebten genommen – sie taten es in der klaren Absicht, ihn umzubringen.“

Seine Stimme zitterte von Bitternis, von unsäglicher Trauer.

„Der Palast ist befreit.

Tuborg hat seine Geschwister vertrieben.

Du kannst wieder Fürstin sein.

Warum gehst du nicht zurück zum Palast?“

Tansila lächelte ihn traurig an, senkte den Kopf, blickte ihn wieder an. „Ohne dich – Archani -?

Was bedeutet mir dieser Palast ohne dich?“

Archani senkte jetzt gleichfalls den Kopf – plötzlich doch das erste Zeichen einer tiefen Berührung.

Dann griff er mit einer entschiedenen Bewegung wieder den Leinensack.

Er öffnete ihn und hob etwas heraus, hielt es in die Luft – es war der Kopf Jarschos, blutverschmiert, schwer gezeichnet von Schwerthieben.

Archani sprach mit schneidender Härte. „Nun werde ich Sligork auftreiben.“

Er ist nicht weit von hier, wie ich hörte. Ich werde ihn finden.“

Tansila hielt die Hand vor den Mund gepresst, sie war entsetzt einen Schritt zurückgewichen.

Archani ließ den abgeschlagenen Kopf zurück in den Leinensack gleiten. Seine Lippen lagen aufeinander wie schneidende Klingen.

„Auch Pelaretta werde ich suchen. Sie hat einen kleinen Sohn, erzählte man mir.“

Seine Augen funkelten – von glühendem Racheverlangen.

„Ich werde dir gleichfalls ihre Köpfe bringen.

Pelarettas Kopf. Den Kopf ihres Sohnes.

Sligorks Kopf.

Keiner von dieser Brut wird am Leben bleiben. –

Ausgenommen Tuborg, der jüngste der Brüder.

Er hat mir eine hohe Entschädigung zugesagt. Ländereien. Drei Landhäuser. Ich werde weiteres fordern.“

Er lachte hart.

Pelaretta hatte sich hinter den Baum mit der Ameisenburg zurückgezogen. Aufmerksam und mit zunehmender Verängstigung verfolgte sie das Gespräch.

Tansila war während der Worte Archanis nochmals einen Schritt zurückgewichen.

Auch ihr Gesicht hatte sich nun verschlossen – in Abwehr, in Missbilligung.

Sie schüttelte den Kopf, sie flüsterte. „Nein Archani, nein...“

Archanis Stimme wurde nur rauer, nur härter „Es ist, was mich über all die Jahre am Leben erhalten hat, Tansila –

Rache zu nehmen.

Rache zu nehmen für dich. –

Was sie mir antaten – ich könnte es schließlich vergessen. Ich bin, auferstanden von den Toten, wieder ein freier Mann.

Was sie dir antaten, Tansila -“

Tansila ging wieder auf ihn zu, umfasste erneut liebevoll seinen Hals.

„Mein Geliebter – er ist wieder da.

Und soll mein Geliebter bleiben für immer.“

Sie umarmte ihn. „Archani – ich möchte dich so gern lieben wie immer.

Doch brauche ich ein Versprechen von dir.“

Archani löste sich, trat einen Schritt zurück, schon in der Ahnung ihrer Bitte mit sich hart verfinsterndem Blick.

„Die Enthauptung Jarchos, Archani, muss dein letzter Mord gewesen sein.“

Archani verfinsterte sich nochmals. „Niemals!“

Doch sein Blick hing jetzt irritiert an Tansilas Gesicht, für einen Moment lag ein Schimmer von Verunsicherung darin. „Wenn du mich bittest, das Leben des Kindes zu schonen, des letzten der Sippe...“

Er rang sichtbar mit diesem einen Verzicht.

Erneut überwältigte ihn Bitternis, Hass.

„Ich hatte mir selbst diesen Schwur gegeben:

Es wird meine erste Tat sein, wenn ich in die Freiheit zurückkehre.“

Wieder forschte er ihr Gesicht aus, wieder blitzte Verunsicherung in seinem Blick.

Tansila umarmte ihn erneut. „Wenn ich dich inständig bitte – du wirst es mir doch schließlich versprechen?“

Du wirst Pelaretta und ihren Sohn nicht suchen? Sie nicht verfolgen?“

Archani löste sich.

„Bitte um das Leben des Jungen...“

In seiner Stimme lag ein Beiklang von Spott.

„Bitte um sie alle – Junge Fürstin.

Doch Pelaretta und Sligork –

Um ihre Leben kannst du nicht bitten.“

Er schüttelte den Kopf, in einer letzten bitteren Entschiedenheit.

„Pelaretta wird sterben.

Sligork wird fallen im Kampf.

Ich werde ihn herausfordern.

Mit seinem linken Arm ist er kampftüchtig.

Und mit dem linken Arm werde ich ihm gegenüber stehen.“

Er schrie. „Er wird enden wie Jarscho – hier!“ Er hob wieder den Leinensack.

Er schrie erneut. „Es ist, was meine Träume bewegt hat – in all jenen Jahren.

Um Sligork kannst du nicht bitten.

Und auch nicht um Pelaretta.“

Er sprang auf sein Pferd.

Er blickte auf Tansila.

„Tansila -“

Sein Blick glühte – in alter Verzauberung, in der alten heftigen Zuneigung.

„Tansila – du weiß es, wie gern – wie gern -“

Er senkte den Kopf.

„Wie gern kehrte ich einfach an deine Seite zurück.

Doch es kann kein Friede sein.

Nicht bevor meine Arbeit getan ist.

Es war mein Schwur.
Ich muss ihn erfüllen.“
Wieder vibrierte ein stählerner Klang in seiner Stimme.
Er wendete sein Pferd.
Drehte sich nochmals um.
„Ich kann dich hier wieder treffen?“
Einer seiner Leute flüsterte kurz mit ihm.
„Oder im anderen Dorf, dem deines Waisenhauses?
Warte auf mich! Dort oder hier.
Ich kehre sicher zurück.“
Er machte zu den anderen ein Zeichen, weiter zu reiten.
Ein letztes Mal wandte er sich um. „Um Sligork und
Pelaretta kannst du nicht bitten.“
Der abendliche Himmel brannte.
Eine Glut knisternd von stummen Schreien.
Es loderte darin das Verlangen nach Zerstörung, nach
Tod.

DER ZWEIKAMPF – IM SOG DER RACHE

Nachtdunkel strömte über die Felder.

Tansila und Pelaretta saßen gemeinsam bei einem kargen Abendessen vor dem Lazarett, die beiden Jungen neben sich.

„Ich kann dir sagen, wo Sligork sich aufhält,“ sagte Pelaretta. „Der Ort nennt sich die Torana-Schlucht. Sie liegt etwa eineinhalb Tagereisen von hier, zu Pferd.

Doch man muss die Brücken kennen, es geht über mehrere Flüsse.

Es war für meine Brüder der beliebteste Ferienort ihrer Kinderzeit. Dort übten sie das Jagen und Fallenstellen. Dort übten sie mit Pfeil und Bogen. Übten sich stundenlang im Kampf.“

Tansila nickte. „Ich kann die Dorfbewohner um zwei Maulesel bitten,“ sagte sie nach einer Stille. „Ich werde sie bitten, uns zu begleiten – sie werden mir diesen Wunsch nicht abschlagen.

Unsere Kinder bleiben in der Obhut einer der Nonnen.

Bis wir zurückkehren.“

Sie nickte.

Pelaretta nickte.

Der Mittag des nächsten Tages.

Beide Frauen hatten sich auf den Weg gemacht, jede auf einem Maulesel reitend. Zwei Männer vom Dorf waren bei ihnen, jeder gleichfalls auf einem Maulesel.

Der erste Fluss. Es gab keine Brücke, nur eine Fuhr. Man musste ihn mit den Mauleseln durchqueren.

Pelaretta stürzte plötzlich. Die Stromschnellen drohten sie fortzureißen. Tansila und die Männer vom Dorf waren zur Stelle. Unter Einsatz ihres Lebens rissen sie Pelaretta aus den Fluten zurück.

Wieder war es Abend.

Man rollte Decken und Laken aus, richtete sich ein Nachtlager ein.

Zwei ausgewachsene Braunbären trottetten heran.

Sie beschnupperten die eben in Schlaf gesunkenen Frauen.

Ein gefährlicher Augenblick.

Die Frauen erwachten, sie blieben reglos, sie stellten sich tot.

Die Bären rollten sie ein Stück durch das Gras.

Trottetten dann davon.

Der Abend des nächsten Tags.

Man näherte sich der Torana-Schlucht.

Es war eine fünfzig Meter lange Talsenke, eingefasst von Kalkgestein, das sie wie eine natürliche Festungsmauer an den Seiten umgab.

Eine kleine Zeltstadt wurde sichtbar.

Männer saßen an einem Feuer. Sie drehten einen erlegten Bären am Spieß.

Die zwei Frauen und ihre beiden Begleiter hielten sich mit ihren Mauleseln hinter dichten Büschen versteckt.

Pelaretta meinte jetzt sicher, ihren Bruder zu erkennen.

Sie wollte ihm zuwinken, wollte ihn rufen.

Dann schüttelte sie den Kopf.

„Er wird Archani nicht fürchten.

Er wird sich dem Zweikampf stellen.

Er hat mit seinem linken Arm kämpfen gelernt.“

Ihre Stimme wurde leise.

„Ich werde ihn nicht bewegen, den Ort zu verlassen.“

Sie schüttelte wieder bedauernd den Kopf.

„So wenig du Archani umstimmen kannst.“

Alle vier zogen sich weiter in das Buschwerk zurück.

Richteten dort wieder ihr Nachtlager ein.

Der Mittag des kommenden Tags.

Ein Reitertrupp näherte sich.

Es war der Reitertrupp Archanis.

Er ritt direkt vor den Eingang der Schlucht.

Alle Männer der kleinen Zeltstadt sprangen auf, griffen nach ihren Waffen. Es waren gleichfalls insgesamt acht.

„Ich will nur einen – Sligork.“ Er fixierte ihn bereits mit funkelndem Blick.

„Wenn du Mut hast, Sligork, stellst du dich mir.“

Er zog mit der linken Hand sein Schwert.

„Ich werde mit meiner Linken gegen dich antreten. Ohne jeden Vorteil.

Jeder kann es sehen: Ich lasse meine Rechte auf dem Rücken festbinden.“

Er glitt vom Pferd, streckte seinen rechten Arm einem seiner Leute zu, der einen Strick darum legte und den Arm auf dem Rücken festband.

Sligork spuckte verächtlich aus. „Kämpfe –!

Kämpfe mit deiner Rechten, kämpfe mit Deiner Linken!

Kämpfe mit beiden Händen zusammen.

Kämpfe zu Pferd, kämpfe ohne.“

Er lachte hart. Er zog sein eigenes Schwert. „Nur Minuten – und du wirst um dein Leben winseln.

Sein Schwert zischte durch die Luft.

Plötzlich ertönte ein Ruf in Archanis Rücken.

„Archani! kämpfe nicht!

Schon zu viel Blut ist geflossen.“

„Was sehe ich da? Tansila!“ Sligork lachte wieder auf.

„Die kleine Fürstentochter bettelt um sein Leben.“

Wieder hörte man Tansilas Stimme.

„Archani – ich sehe ein schreckliches Ende.

Ich sehe Tod.“

Auch Pelaretta war erschienen. „Kämpfe nicht, Sligork.

Es ist genug Unrecht geschehen.

Durch dich. Durch mich. Durch unsere anderen Brüder.“

Sligork erkannte sie mit Erstaunen „Pelaretta?“

Er blickte auf die beiden Maulesel hinter ihnen.

„Meine Schwester und Tansila – Seite an Seite reitend...“ Sein Gesicht war gezeichnet von Verwirrung.

Archani wandte sich Tansila zu. „Niemand hat dich hergebeten an diesen Ort, Tansila.

Es ist der letzte Teil meines Schwurs –
und du weißt es.“

Er zog gleichfalls sein Schwert, mit links.

„Der Kampf ist beschlossen.

Und er wird nicht beendet sein, bis ich habe, was ich will.

Ich sage es dir, was ich will, Sligork:

Zuerst deinen linken Arm.

Dann deinen Kopf.“

Er machte ein Zeichen zu einem seiner Begleiter. Der zog den Kopf Jarschos aus dem Leinensack, hielt ihn am blutverschmierten abgeschlagenen Hals in die Höhe.

Sligorks Gesicht glitt für Augenblicke in eine entsetzte Starre.

Er trat einen Schritt zurück.

Dann hatte er sich rasch wieder gefasst.

Beide nahmen jetzt Aufstellung.

Der Kampf entbrannte – augenblicklich mit schonungsloser Härte und Wucht.

Ein unbedingt ebenbürtiges Kämpferpaar. - Sligork war der körperlich Stärkere, Archani, auch von der langen Gefangenzeit noch geschwächt, glich diesen Nachteil mit blitzschnellen Sprüngen aus, einer atemberaubenden Wendigkeit.

Er schien vollkommen ohne Furcht. Er hatte angekündigt, was er wollte, und an seiner Entschlossenheit konnte kein Zweifel bestehen. Er trat nur an als der Vollstrecker einer göttlichen Gerechtigkeit, eher würde die Erde aus ihrer gewohnten Bahn trudeln, als dass er diesen Zweikampf verlieren könnte.

Sligork geriet jetzt einige Male schwer in Bedrängnis. Immer wenn es ihm gelungen war, mit seinem Schwert jenes Archanis mit äußerster Kraftanstrengung niederzudrücken, sprang ihn Archani in Sekundenbruchteilen von einer anderen Seite an - so dass Sligork den Schlag nur mit größter Mühe parieren konnte. Immer häufiger wich er zurück, verwirrt, fast entsetzt; was ihn zugleich doch in höchster verzweifelter Anstrengung immer nochmals weitere Kräfte mobilisieren ließ.

Tansila kniete am Boden, immer wieder hielt sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckt.

Immer häufiger musste Sligork zurückweichen. Archani kämpfte unverändert ohne jedes Anzeichen von Furcht - die Verkörperung einer rächenden Macht. Er kämpfte

diesen Kampf wie in Trance, wie einen Tanz, der auf nichts mehr gerichtet war als auf Tod.

Plötzlich ein Aufstöhnen - Archani hatte Sligork schrecklich getroffen: am rechten gelähmten Arm. Er hatte ihn, gleich unter der Schulter, mit einem Schwertstreich abgetrennt. Der Arm fiel zur Erde.

Sligork stand benommen, er schwankte.

Archani senkte das Schwert, wartend.

Doch Sligork hob schon wieder das seine, kalte Verachtung im Blick. „Du wolltest den linken!“

Er stieß den abgefallenen Arm mit dem Fuß zur Seite – es war eine Geste, die sagte: Der Arm ist tot, ich brauche ihn ohnehin nicht. Er spuckte ins Gras. Er war wieder kampfbereit.

Der Zweikampf setzte sich fort, in ungebrochener Härte. Sligork kämpfte mit der Wucht und Verzweiflung eines tödlich getroffenen Tiers.

Einer von Sligorks Männern, der am Rand kauerte, hielt einen Bottich zwischen den Knien.

Plötzlich kippte er den Bottich aus, etwa ein Dutzend Kröten sprangen in das Gras - einige hüpfen, in orientierungsloser Flucht, genau auf die beiden Kämpfenden zu.

Archani hatte von diesem Vorgang nichts bemerkt. Auf einmal trat sein Fuß auf eine der Kröten, er entdeckte die anderen Kröten im Gras, sprang irritiert zur Seite - da traf ihn, nur flüchtig abgefedert vom eigenen Schwert, ein Schwertschlag Sligorks, der ihn zurücktaumeln ließ.

So taumelnd glitt er auf einer der Kröten aus, lag plötzlich am Boden. Sligork stürzte sich über ihn, hob sein Schwert, um es ihm in die Brust zu stoßen - da rollte Archani mit einem ruckhaften Aufbäumen zur Seite -- das

Schwert sauste mit der ganzen grimmigen Wucht des Tötungswunsches neben Archani ins Gras.

Es steckte fest, Sligork hatte nicht mehr die Kraft, es herauslösen.

Archani selbst hatte sein Schwert beim Sturz aus der Hand verloren. Er streckte sich jetzt wieder danach, doch Sligork konnte ihm zuvorkommen - plötzlich hielt er dies Schwert in der Hand, hob es, wie eben sein eigenes, über Archanis Brust.

Ein funkelnder Blickwechsel zwischen beiden.

Sligork zögerte noch, ein böses, siegessicheres Lächeln auf dem Gesicht.

Nochmals ein brennender, funkelnder Blickwechsel.

Sligork zögerte. - Plötzlich wirbelte er das Schwert in flachem Bogen ins Gras. Sligorks Kopf knickte vornüber, sein Körper zuckte unter schrecklichen Schmerzen, er kippte - vom großen Blutverlust des verlorenen Armes erschöpft - benommen ins Gras.

Nochmals erhob er sich plötzlich, taumelte einige Schritte auf seine Leute zu, brach wieder zusammen.

Auch Archani erhob sich, auch er tödlich erschöpft. Auf seinem Gesicht lag Ratlosigkeit, Verwirrung. - Sligork hatte auf den tödlichen Stoß verzichtet.

Archani ging das weggewirbelte Schwert holen. Mit langsamen Schritten kehrte er zu seinen Reitern zurück.

Sligork lag ohne Bewegung, leise röchelnd.

Einer von Archanis Männern ging auf diesen nun zu, befreite den rechten Arm mit einem kurzen Schlag seines Schwerts von dem Strick.

Archani wandte sich um. Ging auf Tansila zu. Schloss sie fest in die Arme. Tansila schluchzte – endlich befreit

von übergroßer Anspannung, gleichfalls in tiefer Erschöpfung.

Archanis Blick glitt zu einer verschleierte Gestalt hinter Tansilas Rücken.

Er fasste sie jetzt erstmals ins Auge, mit brennendem Blick.

„Pelaretta...

Ihr kamt beide zusammen?“

Durch den Schleier hindurch erkannte er ihr entstelltes Gesicht.

„Ja, Archani.

Auch sie hat unendlich gelitten.

Auch sie hat inzwischen gebüßt.“

Tansila stellte sich schützend vor sie.

Sligorks Leute bemühten sich verzweifelt um ihren Anführer, übergossen sein Gesicht mit Wasser.

Tansila richtete das Wort jetzt direkt an Pelaretta.

„Pelaretta – unsere Wege trennen sich nun.

Du kannst nicht zurück zum Palast. Tuborg regiert dort als Fürst. Er hat das Urteil gegen seine Geschwister gesprochen. Er wird es nicht aufheben, du weißt es.“

Sie drehte ihr Gesicht wieder Archani zu.

„Uns doch wird er willkommen heißen.

Dich als seinen Berater und seinen Minister.

Mich als deine Gemahlin.“

Sie lächelte zu ihm hin. „Es wäre ein guter Beruf, ein gutes Leben: die Gemahlin eines weitsichtigen klugen Ministers zu sein.

Und zugleich die Mutter eines Waisenhauses, das ich mehrmals im Jahr besuchen werde und zu dem ich jedes Mal ein paar Geschenke bringe aus dem Palast.

Es wäre alles, was ich wünsche. Alles genau, was mich glücklich macht.“

Sligork röchelte ein letztes Mal. Dann lag er ohne jede Regung. Einer seiner Männer machte ein Kreuz über ihm.

Tansila kletterte auf ihren Maulesel.

Der Tross um Archani wendete, um den Rückweg anzutreten.

Archani wartete, bis Tansilas Maulesel direkt an seiner Seite trabte.

Stumm ritten beide nebeneinander her.

Die Torana-Schlucht versank allmählich klein in der Ferne – und mit ihr klein eine hagere verlorene Gestalt mit verschleiertem Gesicht.

Es war früher Abend geworden.

Lichtstreifen wie Flammen überzogen den Himmel.

Wieder ein glühender Brand.

Archani griff nach Tansilas Hand. Schließlich zog er sie ganz hinüber auf sein Pferd.

Presste sie an sich.

Sie verschmolzen in der Ferne wie zu einer Gestalt.

Sie verschwanden in die Glut des Abendhimmels hinein.

Nun war es Nacht geworden.

Die ersten Sterne durchstachen sie mit ihrem Licht, immer neue brachen hervor, in diamantener Klarheit.

Zum dritten Mal begann eine Reise in die Weite des Alls. Es war, als öffne sich eine Straße mitten in die Sterne hinein – immer neue Regionen funkelnder Sonnen erschließend. Wieder hörte man das sphärische, Echohallende Klingen.

Und wieder sprach jetzt der „Meister“:

„Hört, was wir euch weiter zu sagen haben:

Unser wachsendes Interesse und unsere Neugier gegenüber euren Planetenbewohnern waren so stark, dass wir ein Experiment beschlossen:

Von Zeit zu Zeit schickten wir einige unserer Planetenbrüder und –Schwestern auf euren Planeten hinab. Sie wuchsen auf in menschlichen Körpern und durchlebten eine Lebenszeit, wie ihr sie auf eurem Planeten durchlebt – in einem Familienverband, umgeben von Freunden, umgeben von Rivalen und Feinden, im Kampf um materielle Ordnung und Sicherheit, im Streben nach gesellschaftlicher Achtung und sozialer Geborgenheit – manchmal erfolgreich damit, manchmal unglücklich scheiternd.

Unser Interesse galt den Schatten. Denn sie waren es, die eurem Planeten jene ganz eigene Musik gaben: Klänge voll Dunkel und Schmerz, Klänge von einer sonderbaren Tiefe und Gewalt, Klänge eines Geheimnisses, das für uns noch zu ergründen war.

Ihr habt Tansila gesehen, die vielen Etappen ihrer Leiden und Kämpfe. Habt ihr den sie begleitenden Schatten gesehen? Es war der Schatten der Angst. Sie hat ihn gut verborgen, sie hat ihn, oft Tag für Tag in neuen inneren Kämpfen, umgewandelt in Taten des Muts. Doch er war ihr ständiger Begleiter. Sie hatte ihn ausgewählt. Sie wollte ihn – und wir mit ihr – in seiner Last und seiner Bürde erfahren.

Jede Berührung eines Kranken, eines schwer von der Seuche Gezeichneten war doch immer auch ein Kampf mit der Angst. Was ihr die Kraft gab, siegreich zu bleiben in diesem Kampf, das war ihre fortdauernde nie

erloschene Liebe – die Liebe zu Archani, die sich zu verwandeln begann in eine Liebe zu allen menschlichen Wesen.

Auch Archani begleitete der Schatten der Angst. Doch die von ihm erwählte eigene Bürde war der Schatten der Gewalt. Der Schatten der erlittenen Gewalttätigkeit – wie der anderen: der im übermächtigen Schmerz, im Verlangen nach Gerechtigkeit, im Verlangen nach Rache schließlich selbst ausgeübt.

Die Jahre der dunklen Kerkerhaft, der maßlosen Leiden in Kälte, Hunger und Einsamkeit, die seinen Lebenswillen fast zum Erlöschen brachten, bündelten diesen Lebenswillen doch neu – zu einer Kraft, die ihm vorher nie zu eigen gewesen war.

Wir haben von einem Geheimnis gesprochen, das zu erforschen wir beschlossen hatten, schon vor Jahrhunderten. Noch immer nicht haben wir es klar benannt für euch. Doch wir sind ihm inzwischen schon nahe.“

Der „Flug durch den Weltraum“ war beendet.

Wie auch alle Szenarien, alle Landschaften auf der „Filmbühne“ wieder verschwunden waren.

Wir befanden uns wie zuvor im Akasha-Raum, vor dem geschlossenen Vorhang, wie Patrick und ich ihn vor dem „Schauspiel“ betreten hatten.

Durch die Tür trat der „Meister“ herein – begleitet von einem zweiten Mann in fast identischer Kleidung; er war etwas kleiner, doch eine gleiche Würde strahlte ab von seiner Gestalt, die gleiche Aura von Unnahbarkeit. Auch er hatte die etwas schräg versetzten Augen.

Der „Meister“ machte eine winkende Bewegung, aufzustehen und ihm zu folgen.

„Das Schauspiel wird eine Fortsetzung haben.

Doch erst steht euch eine Erholung zu.“

Wir kehrten durch denselben Gang und über dieselbe Treppe in die Räume oberhalb des Akasharaums zurück. Wieder umgab uns die Pracht der funkelnden steinbesetzten Wände.

„Wir haben im Garten ein Frühstück für euch vorbereitet,“ sagte der „Meister“.

„Auf dem Weg dorthin werden wir euch einen Baderaum zeigen, in dem ihr euch frisch machen könnt.

Sicher vermute ich zu Recht, dass euch daran liegt, Anthony und Tamara wieder zu sprechen.

Habt damit noch etwas Geduld.“

Der zweite „Meister“ meldete sich erstmals zu Wort. „Ihr werdet sie am Abend wieder begrüßen.

Für diesen Abend ist ein Konzert auf der Insel geplant.

Wir nehmen an, dass dieses Konzert eine große Überraschung und Freude für euch bedeuten wird – vor allem für Patrick.“

„Wir wissen, dass Patrick Musiker ist,“ sagte der erste Meister. „Auch mein Freund und Bruder hier neben mir,“ er zeigte auf den zweiten „Meister“, „ist Musiker.

Es war ihm ein Anliegen, Patrick zuvor kennen zu lernen und zu begrüßen.“

Patrick reagiert verwirrt, fast betreten. Es klang ein Respekt aus den Worten, den er nicht einordnen konnte.

„Seid nicht allzu überrascht,“ sagte der zweite „Meister“ lächelnd. „Wir haben genaue Erkundigungen über euch eingeholt, bevor ihr hier landen durftet.

So viel darf ich vorweg noch verraten: Ihr werdet einer Reihe von Berühmtheiten eurer Erde bei diesem Konzert begegnen.

Freut euch auf sie und seid nicht beklommen. Auch dies waren Menschen – Menschen, die alle Mühen der Erde kannten und gleichfalls mit ihren Schatten zu kämpfen hatten.

Ihre Leistung war, dass sie diese Schatten verwandeln konnten in Musik. Und dass diese Musik wiederum für viele ein Werkzeug wurde, auch ihre Schatten zu verwandeln.“

Wir traten durch ein Tor hinaus ins Freie. Wieder blickten wir in die prachtvolle Gartenanlage hinter dem Gebäude.

Ein neuer Morgen war angebrochen.

„Dort ist ein Tisch für euch gedeckt,“ fuhr der zweite Meister fort. „Ihr werdet dort hauptsächlich Früchte finden.

Mit Schinken und Fleischgerichten können wir euch hier nicht dienen.

Doch wir sind sicher, was wir euch ausgesucht haben, wird euch gefallen.“

Er zeigte auf eine seitlich gelegene kleinere runde Halle. „Und dort der Erfrischungs- und Baderaum.

Nehmt euch für alles Zeit. Wenn ihr ganz erfrischt und ausgeruht seid, rufen wir euch zurück in den Akasha-raum.“

„Was macht Harry, unser Pilot?“ fragte ich.

„Sorgt euch nicht um ihn.

Das tun wir.

Ihr werdet ihm, wenn ihr abreist, in bester Gesundheit wieder begegnen.“

Beide „Meister“ machten eine verabschiedende Geste und wandten sich wieder dem Hauptgebäude zu.

Der zweite „Meister“ drehte sich noch einmal um. „Sollten die grünen Äffchen an euren Tisch erscheinen, widmet ihnen nur die Aufmerksamkeit, die euch selber angenehm ist.

Sie können etwas aufdringlich sein. Dann ignoriert sie einfach. Im Prinzip sind sie lieb und durchaus gut erzogen.“

Beide „Meister“ verschwanden durch eines der Tore im Hauptgebäude.

Ich blickte um mich, der Himmel schimmerte in der Morgenröte des neuen Tags, zunehmend leuchtete er auf in intensiven Farben.

Ein neuer Morgen...

Eine ganze Nacht war vergangen.

Auch Patrick blinzelte verzaubert in den transparent schimmernden Himmel.

„Ja. Eine ganze Nacht,“ sagte Patrick. „Doch es hätten ebenso zehn Jahre sein können...“

Seit ich hier bin, verliere ich jedes klare Bewusstsein von Zeit.“

Wenig später befanden wir uns im „Bade- und Erfrischungsraum“. Wir standen nackt unter einer „doppelten Felsendusche“: von einem künstlich geschaffenen Felsenvorsprung strömte ein zweifacher Wasserfall. Das Wasser war angenehm warm, wir genossen den üppigen Wasserbeguss wie ausgelassene Kinder, bespritzten uns, hüpfen umher. Eine Frische ging aus vom dem Wasser, die zugleich herrlich duftete. War es ein Duft? Wie kann man solche Dinge beschreiben?

Dann saßen wir beide am Frühstückstisch.

Er war üppig mit Früchten bedeckt – uns bekannten wie auch ganz fremdartigen, die ungewöhnliche Farben und Formen zeigten. Doch auch Brot gab es – wenn auch dies wieder mit darin eingearbeiteten Früchten. Alles war auf spiegelnden Metallplatten und in Metallgefäßen serviert. Und in Metallkrügen gab es reichlich Getränke.

Beide hatten wir zu essen begonnen - mit Genuss und immer wieder überrascht von der Vielfältigkeit der Gerüche und immer neuen Geschmacksangebote.

Jetzt hüpfen die ersten grünen Äffchen heran.

Zunächst blickten sie nur und zögerten näher zu kommen. Doch sie versammelten sich bald in immer größerer Zahl. Sie rückten unserem Tisch immer näher.

Bald sollten wir von allen Seiten von grünen Äffchen belagert sein. Wir hatten den Rat erhalten, sie zu ignorieren. Sie jedoch ignorierten uns keineswegs. Bald sprangen die ersten zwei auf unseren Tisch.

Zweiter Teil

Wir haben das Jahr 2012.

Ich schreibe diese Geschichte auf, während ich meinen zweiten Aufbruch nach Sankospia plane.

Mein erster Besuch liegt nun achtundzwanzig Jahre zurück.

Worum es mir geht bei meinem Bericht, das ist nicht weniger als die zentrale Frage unserer Existenz: Es geht um den „Gedanken der Erde“ – um ein Konzept, das dieser Erde im Universum zu Grunde liegt. Und damit der menschlichen Evolution.

Wir, Patrick und ich, hatten seit Jahren viel über philosophische Konzepte der unterschiedlichsten Art diskutiert. Als ich ihn kennen lernte, durchlebte er Phasen tiefer Niedergeschlagenheit. Nicht nur dass er mit dem Blick moderner Philosophen alles als ein blindes Spiel des Zufalls sah, verworren und letztlich sinn- und bedeutungslos.

Angesichts der nicht endenden Barbareien unserer Geschichte, der zahllosen Blutorgien durch die Jahrtausende – gab es etwas wie eine dunkle verschwörerische Macht, die uns in solchen Schauspielen gefangen hielt? die möglicherweise ihre eigenen zweifelhaften dunklen Zwecke damit verfolgte? – Nicht wenige Bücher von Sciencefiction-Autoren, ja sogar Philosophen, haben sich diesen Gedanken zu Eigen gemacht.

Stünden wir unwissend unter dem Diktat einer solchen fremden Macht, wir hätten kaum keine Chance, ihr je zu entkommen.

Er ließ diesen Gedanken dann hinter sich. Zwei Dinge gibt es, so sagte er, die ein finsterer Gott niemals hätte erschaffen können: das Wunder der Musik; zweitens den Zauber, der uns berühren kann in der Liebe. Die Macht der Musik und die Macht der Liebe – hätte er nicht wenigstens dies erfahren, er hätte jede Vorstellung eines vielleicht doch gütigen Gottes für immer verloren.

Ich bin inzwischen ein vierundsechzigjähriger Mann. Mit der größeren Milde und dem schärferen Blick dieses Alters sage ich:

Die Mehrzahl der Menschen, benommen im Mühlrad ihrer alltäglichen Existenzkämpfe treibend, hat den Anspruch auf Wahrheit längst aufgegeben.

Ich kritisiere sie dafür nicht.

Sie suchen die Bestätigung ihrer einmal gelernten und nun geglaubten Wahrheiten. Sie suchen Selbstbestätigung in der Rolle, die sie in ihren täglichen Schauspielen spielen.

Sie suchen Selbstdarstellung und Selbstprofilierung – so ist es in der negativsten Version formuliert. Sie wollen den Wert ihrer Rolle, sie wollen ihre Unentbehrlichkeit spüren – so lässt es sich anders sagen.

Sie wollen Unentbehrlichkeit und damit Zuwendung erfahren, eine Zuwendung, die auch Liebe zu nennen ist.

Den Gedanken der Erde zu kennen, könnte sie vieles in einem neuen Licht sehen lassen. Doch ob es ihnen willkommen ist?

Viele Zwänge ihrer alltäglichen Lebensmuster, so sehr sie Zwänge sind, bieten ihnen doch etwas wie Sicherheit. Und die meisten von ihnen tragen ihre Lasten mit Stolz und dem Empfinden, dass sie ihnen Wert und Bedeutung

geben. Man darf ihnen ihre Lasten nicht leichtfertig fortnehmen.

Immer suchen wir das eine: Selbstbestätigung und Liebe. Immer meinen wir, zu wenig davon zu haben.

Denen, die doch weiter mit Interesse verfolgen, was ich berichte, sage ich: Mein Versprechen wird eingelöst sein. Sie werden am Ende begreifen, was der zentrale Gedanke der Erde ist.

Doch auch wir hatten es abzuwarten. Eine Fortsetzung der Geschichte war uns angekündigt.

Sie wartete auf uns mit einer Fülle von Überraschungen. Überraschend gerade auch deshalb, weil uns nicht wenig davon bereits bekannt war. Und weil die beiden Hauptakteure darin wieder dieselben waren.

Achtundzwanzig Jahre sind seit meinem ersten Besuch auf Sankospia vergangen.

Rechnen Sie es mit mir aus. Achtundzwanzig Jahre zurück und nochmals sechs Jahre – dies war der Zeitpunkt, als mir Tamara die Karte von Sankospia übergab. Dies war das Jahr meiner Bekanntschaft und beginnenden kurzen Freundschaft mit ihr – nachdem wir erstaunt festgestellt hatten, dass Anthony, ihr acht Jahre jüngerer Bruder, schon seit Jahren ein guter Freund von mir war.

Alles wird Teil der weiteren Geschichte sein.

Ich kehre nach Sankospia und unserem reich gedeckten Frühstückstisch im Inselgarten zurück.

Um uns flimmerte das Meer unter einem morgenhellen Himmel.

In geringer Entfernung surrten wie immer die Sendemasten. Zu diesen bin ich Ihnen noch eine Erklä-

rung schuldig. Haben Sie die Geduld, die auch wir bis zu dieser Erklärung aufbringen mussten. Sie wird Ihnen erst etwas nutzen, wenn Sie den gesamten Zusammenhang kennen. Doch ich verspreche Ihnen bereits eine Überraschung, die alle Ihre Spekulationen wahrscheinlich übersteigen wird. –

Unser ganz elementares Problem an diesem üppig gedeckten Frühstückstisch waren im Moment die grünen Äffchen.

Nachdem die ersten zwei auf unseren Tisch gesprungen waren, folgten zwei weitere. Vielleicht dass ich einen Fehler beging, als ich das erste am Kopf zu kraulen begann. Plötzlich hatte ich zwei Äffchen auf dem Schoß, jedes wartete, den Kopf possierlich in die Höhe gestreckt, auf mein Kraulen, die anderen zwei begannen, sich von den Früchten und von dem Brot zu bedienen.

Doch das Kraulen schienen sie vorzuziehen. Auch Patrick sprang eins auf den Schoß, so wie meine zwei Äffchen schnurrte auch Patricks unter seiner den Hals kraulenden Hand in wohligem Einverständnis.

Nun hatten wir sechs Äffchen auf unserem Tisch hocken.

Ein weiteres sprang mir auf die linke Schulter, auch Patrick sprang eins auf die Schulter, eines kurz darauf auf seinen Kopf, auch ich hatte ein zweites Äffchen auf meinem Rücken, nun auf der rechten Schulter, auf meinen Knien hockten inzwischen drei. Erstmals wagte ich sanften Widerstand, ich setzte jedes der Äffchen von meiner Schulter zurück auf den Tisch, sofort hatten zwei neue den Platz auf meinem Rücken erobert und auf meinem Schoß tummelten sich jetzt vier. Patrick erging es nicht besser, Kopf und Oberkörper verschwanden unter

immer neuen ihn bekletterten Äffchen, jedem, das er zurücksetzte, folgten zwei neue. Es war eine Mischung von unerschütterlicher Zutraulichkeit und Neugier, ein unersättlicher Drang nach Nähe – alles gepaart mit einem durchaus gut entwickelten Selbstwertgefühl. Ich hatte mich schon einmal gefragt, ob diese Äffchen eine eigene Intelligenz besaßen; jedenfalls waren sie kleine Persönlichkeiten, jedes auf seine Art und jedes sich seiner Possierlichkeit und seiner Unwiderstehlichkeit bewusst.

Unsere Lage allerdings wurde bedrängend.

Einer musste endlich den Mut aufbringen, ein Machtwort zu sprechen und dieser streichel- und schmuseseligen Vereinnahmung ein Ende bereiten. Ich griff härter zu, setzte die Äffchen jetzt direkt auf den Boden und übte mich in Lauten und Handzeichen, die ihnen meinen eigenen kleinen hier gebotenen Dominanzanspruch verständlich machen sollten – mit wenig Erfolg.

Plötzlich ertönte ein Gong.

Der zweite „Meister“ war aus dem Gebäude getreten, mit einem das ganze Gesicht überziehenden Lächeln, das ihn für diesen Moment in einer ganz neuen Art völlig menschlich erschienen ließ. Zum zweiten Mal schlug er den Gong an, unverändert amüsiert durch den Anblick, die Äffchen horchten jetzt auf, äugten in seine Richtung, sichtbar etwas verschämt und betreten, nach wenigen Sekunden hatten sie alles, was sie soeben erobert hatten, Tisch, Schultern, Köpfe und Schoß wieder verlassen und hockten brav auf dem Boden.

„Ganz ohne ein Machtwort geht es nicht,“ sagte der zweite „Meister“, indem er näher kam. „Ich hatte Euch ausdrücklich dazu ermutigt.“

Er schlug den Gong ein drittes Mal und die Äffchen verteilten sich wie zuvor in den Büschen.

Wir konnten unser Frühstück in Ruhe zu Ende essen, doch stellten wir fest, dass wir eigentlich längst gesättigt waren.

Der Meister hängte den Gong an die Eingangstür, wo er seinen Platz hatte, zurück und blieb wartend dort stehen.

Wenig später durchwanderten wir an seiner Seite noch einmal den Garten.

„Ihr habt nach dem ‚Akasharaum‘ und der Bedeutung des Namens gefragt.

Patrick wusste bereits: Es handelt sich um ein Wort aus dem alten Sanskrit.

Die alten Weisen eurer indischen Kultur bezeichneten damit einen Bewusstseinsort, der einer großen Bibliothek vergleichbar ist: Alles Wissen aller Zeiten ist dort verzeichnet. Doch nicht nur das Wissen. Es ist auch ein Ort der unzerstörbaren Bilder. Alles was jemals geschehen ist, ist dort in Bildern aufbewahrt.

Es ist nicht leicht, in diesen Bewusstseinsraum zu gelangen. Und es bedarf einer hochentwickelten Technik, um diese Bilderwelt in die Jetztzeit zurückzuholen und wieder sichtbar zu machen. Und ihr habt bereits erlebt, dass es etwas gibt, das wir hier das ‚Gesetz der Erlaubnis‘ nennen. Manche Bilder sind von intimer, privater Art – so intim, dass sie ohne die Erlaubnis dessen, der sie im Akasha zurückließ, nicht in die Sichtbarkeit zurückgezogen werden dürfen. Die Erlaubnis geht immer voran.

Es ist hier das oberste aller Gesetze: den Willen jedes einzelnen zu respektieren, niemanden zu verletzen. Auch kennen wir keine Neugier, die uns bedrängen könnte, ein solches Gebot zu übertreten. Jedes Verletzen würden wir

hier immer auch wie ein Selbstverletzten empfinden. Es ist uns fremd.

Zum anderen haben wir oft erfahren: Das einmal Intime, das vielleicht mit Ängstlichkeit und mit Scham Bedeckt-Gehaltene, hat seine alte Wirkung, die einer Beklemmung, häufig verloren. Man sieht es nicht mehr privat, wie man es innerhalb des Schauspiels zu sehen meinte. Man sieht es als natürlichen Anteil des Schauspiels.

Doch das ist der Entscheidung jedes einzelnen überlassen.“

Wir hatten wieder das Hauptgebäude erreicht und traten ein.

Wenig später hatten Patrick und ich erneut im Akasha-Raum Platz genommen. .

Er blieb noch eine Weile dämmrig, leuchtend in seinem tiefen Blau-Violett.

Wir hörten die bekannte Stimme:

„Ein neues Schauspiel beginnt.

Es ist eine Fortsetzung des alten – wie es doch auch ein ganz neues anderes ist.

Erneut wird es ein Schauspiel der dichten Schatten sein. Vor allem den Schatten der Angst und der Gewalt werdet ihr wieder begegnen.

Doch auch die Schatten der Schwermut und Trauer hatten wir ausgewählt. Und zum anderen wählten wir den Schatten der Gier und der Sucht.

Wir wählten diese Schatten, um sie in ihrer Wirkung ganz zu erfahren, ganz zu begreifen.

Versteht, dass es auf eurer Erde kein Schauspiel geben kann ohne Schatten.

Wie es auf dieser Planetenbühne keinen Spieler gibt, der nicht einen Schatten trägt, den er verwandeln muss. Es ist die euch zugewiesene Arbeit.

Seid nicht überrascht – ihr werdet vielen alten Bekannten wieder begegnen.

Doch schaut genau: Dann werdet ihr manchen von ihnen neu und in anderen Farben entdecken.“

Wieder öffnete sich jetzt der Vorhang – wie auch alle anderen Vorgänge sich wiederholten: Eine Lichtquelle von der Decke zauberte ein Bild in den Raum – dreidimensional und plastisch, nicht zu unterscheiden von jeder Realität.

Es erschien eine uns gut bekannte Silhouette: New York.

DER GLANZ DES NEUEN BEGINNS

Der Blick auf die Stadt näherte sich einem der Hochhäuser und trat durch eine Balkontür in eine der oberen Etagen ein - in einen großen fast leeren Raum. Die wenigen Möbel waren ein moderner metallener Schreibtisch und zwei schlanke Metallstühle wie, in einem sonderbaren Kontrast dazu, eine alte Standuhr mit zwei Polstersesseln davor. Über den Boden verteilt lagen Möbelbretter und Umzugskisten.

Wir erkannten Anthony. Er war eben beschäftigt, ein Regal zusammenzuschrauben.

Es klingelte.

Anthony wollte zur Haustür und stieß dabei eine auf dem Boden abgestellte Kaffeetasse um. Leise fluchend bedeckte er die nasse Stelle schließlich mit einem rasch gegriffenen Pullover.

Er öffnete. Tamara stand vor der Tür.

Es folgte eine freudige innere Umarmung.

Er führte Tamara ins Zimmer.

„Hier siehst du es – mein erstes eigenes Architektenbüro,“ sagte Anthony.

Er deutete auf die offene Balkontür. „Komm und schau, was für ein fantastischer Ausblick das ist!“

Tamara hatte den am Boden liegenden Pullover über der Kaffeetasse entdeckt, er tropfte von braunem Kaffee, als sie ihn aufhob. „Wenn ich dir beim Putzen oder mit deiner Wäsche behilflich sein soll...“

Anthony zog ihr den kaffeetriefenden Pullover aus der Hand, er verbiss sich den Ausdruck einer kleinen Betretenheit, dann winkte er sie hinaus auf den Balkon.

Jetzt standen sie Seite an Seite, ihr Blick glitt über imponierende Wolkenkratzer und Straßenschluchten-

„Eine grandiose Stadt,“ sagte Anthony.

Und doch überlebt, überholt

Ich werde es besser bauen.

Neu. Alles anders.“

Er begleitete, was er hinzufügte, mit leicht überschwänglichen, etwas großartigen Gesten.

„Stell dir eine Stadt mit begrünten Dächern vor.

Ein Garten am andern.

Die Autos sind aus dem Zentrum verbannt.

Sie fahren in Tunneln unter den Straßen.

Die Häuser werden farbig sein – ein Gestaltungsangebot für zahlreiche kreative Künstler.

Die der Mittagssonne zugewandte Seite ist mit Solarzellen bedeckt. Solarenergie ist die hauptsächliche Energiequelle dieser Stadt.

Ich habe die Entwürfe bereits in meiner Schublade. Ich kann sie dir gleich anschließend zeigen, wenn du Interesse hast.

Übrigens: Mein Entwurf für den neuen Kinosaal nahe dem Central Park – ich habe dir erzählt von dem Wettbewerb – hat es bei der Jury unter die letzten drei geschafft. In sechs Wochen wird abschließend darüber entschieden.“

Plötzlich schleuderte er den nassen Pullover über den Balkon weit in die Luft.

„Dort hinten, ich erkenne es an den Türmen der kleinen Kapelle,“ er zeigte in das ferne Dickicht der Straßen, „liegt deine Sozialstation.“

Tamaras Blicke folgte dem in die Tiefe flatternden Pullover. „Falls du den Pullover als eine Spende gedacht hast – er wird schwerlich dort ankommen.“

„Ein alter guter Freud rief mich an,“ sagte Anthony. „Gregor. Er ist Reporter. Der Kontakt war etwas eingeschlafen in letzter Zeit. Er sagte mir, er hätte dich auf deiner Sozialstation besucht.“

Er war äußerst beeindruckt.“

„Gregor, ja. Er will eine Reportage schreiben. Ein sympathischer junger Mann. Er wird demnächst ein zweites Mal kommen.“

Ja, so war es: Plötzlich stellten wir fest, dass er ein langjähriger Freund meines Bruders ist.“

„Er war sehr beeindruckt.“

Tamara – du weißt, wie viel Gutes du tust für all diese Leute dort?“

„So kann man es sehen, ja.“

Man sagt, viele verlorene Existenzen hätten durch diese Einrichtung wieder Halt gefunden.

Doch es gibt auch eine andere Wahrheit:

Diese Arbeit war es, die mich gerettet hat.“

Sie senkte den Kopf, sprach mit leiser werdender Stimme: „Ohne diese Arbeit – ich hätte den Weg ins Leben nicht mehr zurückgefunden.“

Anthony, so schien es, begriff. Er legte ihr den Arm um die Schulter.

„Ich bin diesen Menschen unendlich dankbar, dass sie bereit waren, meine Hilfe anzunehmen.“ Tamara sprach

weiter mit leiser Stimme. „Ich bin ihnen dankbar, dass es sie gibt.“

Sie standen eine Weile schweigend.

„Neulich,“ begann Anthony wieder das Gespräch, „machtest du eine Andeutung: Du willst das Gelände der Station kaufen?“

„Ja, es ist ernsthaft mein Plan. Von Jahr zu Jahr erhöht man uns die Miete. Das ist auch mit Spendengeldern auf Dauer nicht zu leisten.“

Mutter sagte mir zu, sie werde mir meinen Anteil der Erbschaft in wenigen Wochen vollständig auszahlen. Es wäre ziemlich genau die Summe, die ich benötige.

Allerdings hat sie im Moment mit dem Vermögensverwalter noch einiges zu klären. Ich verstehe es nicht ganz. Doch Mutter, das wissen wir ja, braucht manchmal Zeit.“

„Auch ich warte dringend auf Geld, das sie mir aus der Erbschaft versprochen hat. Andernfalls hätte ich mich nicht in dieses Abenteuer gestürzt – ein eigenes Büro einzurichten.“

Er winkte sie in das Zimmer zurück.

„Ich habe darüber viel nachgedacht. Vater hat unsere Familie verlassen, als ich acht Jahre alt war. Du immerhin warst sechzehn. Er war seitdem fast völlig aus unserem Leben verschwunden.“

Jetzt hat er Mutter mit seinem Tod diese zwei Millionen hinterlassen. Er hat nur sie als Erbin eingesetzt – keine der vielen Frauen, mit denen er anschließend noch zusammenlebte.

Was für eine sonderbare Liebe! Nach fünfzehn Jahren Ehe läuft er ihr fort. Dann, nach ganzen zweiundzwanzig Jahren, erinnert er sich plötzlich an sie und vermacht ihr sein ganzes Vermögen.“

Beide hatten Platz genommen.

„Eine meiner Mitarbeiterinnen auf der Station, der ich davon erzählte, meinte, er hätte damit sein schlechtes Gewissen beruhigen wollen,“ sagte Tamara. „Doch eine solche Entscheidung kurz vor dem Tod bedeutet mehr, glaube ich. Viel mehr. Tief innen hat er wahrscheinlich nie aufgehört, Mutter zu lieben.“

„Keiner hat Mutter mit ihren Depressionen auf Dauer ertragen können. Du weißt es. Keiner außer dir.“

„Lass uns von etwas anderem reden.“

Sie blickte im Zimmer umher.

„Ich werde das Grundstück meiner Sozialstation kaufen. Und du wirst deine neuen Häuser entwerfen, in diesem Büro, und auch bauen.

Ich sehe jetzt alles unter einem günstigen Stern stehen.“

Sie musterte wieder die alte Standuhr.

„Wie kommt diese Uhr hierher?“

„Du kennst sie. Sie ist von Großmutter.

Ich habe sie gebeten, sie mir zu überlassen.

Wie auch die zwei Polstersessel.

Vielleicht dass es dir in einem modernen Büro etwas anachronistisch erscheint.

Sie werden beide dort in der Ecke stehen.“

Er deutete, etwas verschämt bei dieser Vertraulichkeit, eine tiefe innere Beziehung zu dieser Standuhr an. „Das tägliche Stundenschlagen – es war immer ein Stück Zuhause für mich - etwas von Zuverlässigkeit und zugleich eine Mahnung zum Vergehen der Zeit - der schlimmen Zeit, die vergeht; der guten und schönen Zeit, die vergeht und erfüllt sein soll.“

Tamara lächelte, nickte. „Ich weiß. Großmutter war dein eigentliches Zuhause. Nicht Mutter.“

„Nur du konntest all diese Jahre bei Mutter ertragen,“ wiederholte Anthony. „Jedenfalls glaubtest du es. Glaubtest, dass du die Kraft dafür hättest.“

Bis es dich selber in diesen schrecklichen Strudel riss...“

Die Szene wechselte plötzlich. Es war, als sähe man in Anthonys Gedanken hinein, seine Erinnerungsbilder.

Man blickte auf die langen kahlen Gänge einer psychiatrischen Anstalt. Eine Frau vom Pflegepersonal öffnete die Tür. Anthony trat in ein kleines Zimmer.

Tamara kauerte am Fenster. Kaum reagierte sie, als Anthony näher kam. Ihr Blick war ausdruckslos, alles Leben darin schien wie erloschen.

Anthony nahm an einem schmalen Tisch neben ihr Platz. Doch kein Gespräch wollte sich einstellen. Tamaras Blick schweifte ziellos aus dem Fenster.

An dieser Stelle will ich mich selbst kurz einschalten und etwas erklären.

Ich habe bereits angedeutet, dass es in Tamaras Leben eine längere Phase größter existenzieller Krisen gab – eine Phase so dunkel, dass Anthony zunächst jedes Gespräch über die Schwester völlig vermied.

Als junge Frau Mitte zwanzig verlor sie ihr dreijähriges Kind, einen Jungen, und den Vater dieses Jungen durch einen Autounfall.

Wie die Mutter hatte Tamara ein zur Melancholie neigendes Naturell, der Verlust des Kindes und des Mannes warf sie plötzlich ganz aus der Bahn. Auch aus ihrem Beruf – als gelernte Dolmetscherin hatte sie zunächst eine Anstellung als Übersetzerin in einem Verlag angenommen - zog sie sich ganz zurück.

Der Vater hatte die Familie schon vor vielen Jahren verlassen. Die immer wiederkehrenden depressiven Phasen der Mutter, die sie auch mit vielen Tabletten nicht in den Griff bekam, waren für ihn unerträglich geworden.

Dieser Vater war Bankier und wohlhabend, er stellte die großzügige Unterstützung der Familie nie ein, doch immer seltener ließ er sich blicken.

Ich habe von Melancholie gesprochen. Ich muss dies berichtigen und von krankhaften Depressionen sprechen. Tamara war dieser depressiven Mutter während ihrer ganzen Kindheit ausgesetzt – und dann noch viele Jahre darüber hinaus. Sie selbst sagte zu Anthony einmal, dass sie dies als Mädchen für einen natürlichen Zustand hielt. In jedem Fall sah sie es als ihre Pflicht, der Mutter in all diesen depressiven Zeiten beizustehen.

Anthony erging es in diesem Punkt besser. Denn als der Vater gegangen war, schaltete sich die Großmutter ein und kümmerte sich um den Jungen, bald hielt er sich überwiegend bei dieser fürsorglichen Großmutter auf.

Tamara blieb bei der Mutter. Die depressiven Verhaltensmuster wurden zunehmend auch ihre eigenen. Auch sie konnte sich schließlich nur mit Tabletten darüber hinweghelfen.

Die Geburt des Sohnes war ein Lichtblick in ihrem Leben, auch wenn der Kontakt mit dem Vater, ein reisender Handelsvertreter, ein eher lockerer blieb.

Nach dem Tod der beiden wartete ein nächster Schicksalsschlag auf sie.

Zunächst hatte sie ihr Leben mit eisernem Entschluss doch wieder in den Griff genommen, war sogar in ihren Beruf zurückgekehrt und hatte zwei Kinder adoptiert, ein Zwillingsspärchen. Wieder leuchtete etwas Sonne über

ihrem Leben. Bis beide Kinder, fünfjährig, an einer Gehirnhautentzündung erkrankten. Was für die heutige Medizin wahrscheinlich heilbar wäre, war für die damaligen Ärzte noch überfordernd. Der Zustand der Kinder verschlechterte sich von Woche zu Woche, schließlich starben sie, beide am selben Tag.

Tamara zog wieder zu ihrer Mutter zurück. Doch sie lag nur noch apathisch in ihrem Zimmer. Schließlich bat sie selber um ihre Einweisung. Sie fürchtete, dass sie sich selbst etwas antun könnte.

Über ein Jahr saß sie in der Psychiatrie.

Wer sie dort sah, traf auf eine völlig verstörte Frau, die kaum noch sprach und keinen Lebenswillen mehr zeigte.

Dann geschah dies:

Eine Mitinsassin der Anstalt erzählte ihr von ihrem Plan einer Sozialstation mitten in New York. Tamara wachte auf einmal auf. Sie fasste mit dieser Frau zusammen den Entschluss, eine solche Sozialstation zu gründen.

Der Zustand beider besserte sich so, dass man kein Problem darin sah, sie zu entlassen. Dann, drei Wochen darauf, verliebte sich die Mitinsassin in einen ehemaligen Ringer. Diese Liebe und bald auch die Heirat mit diesem Mann hatten Vorrang für sie, das Projekt war plötzlich aus ihrem Leben gestrichen.

So baute Tamara allein diese Sozialstation auf. Sie tat dies mit einer wunderbaren Disziplin und mit letztem Einsatz. Überall nahm man sie wahr als eine dem Leben zugewandte, lebensbejahende, ja als eine fröhliche Frau.

Eine Verwandlung, die einem Wunder glich.

Und doch: Tamara wusste von jenem bodenlos tiefen Abgrund, in den sie gefallen war. Ihre ganzen kommenden Jahre, so glaube ich, waren von diesem Wissen

geprägt – und dem Kampf, diesem Abgrund nie mehr nahe zu kommen.

Anthony hatte das Naturell seines Vaters geerbt – wenn dieser in seinem Leben auch kaum eine Rolle spielte. Dieser Vater war ein Lebemann, ein Casanova. Er hatte der Mutter nie treu sein können – und das trug möglicherweise zu ihren depressiven Zuständen bei, was ihn wiederum in die Arme anderer Frauen trieb.

Wie sein Vater war Anthony ein höchst attraktiver Mann. Und wie sein Vater war er dem weiblichen Geschlecht zugetan, vor allem wenn es jung war, manchmal eben erst volljährig. Und wie sein Vater war er sich seines Charmes bewusst und dass fast jede Frau für ihn zu erobern war.

Auch zu Anthony muss ich an dieser Stelle noch etwas nachtragen.

Doch kehre ich für einen Moment zu dem laufenden Schauspiel zurück, dessen Hauptakteure uns diesmal so nah und bekannt waren.

DIE NACHT DER FAHRERFLUCHT

Die Szene hatte gewechselt.

Man sah Anthony in einem eleganten Wagen durch das nächtliche New York fahren. Es handelte sich um ein Viertel der gediegenen Abendrestaurants – und nun mehr und mehr auch eines der glitzernden Bars und Spielhallen.

Anthony rauchte – eine kleine etwas krummelige selbstgedrehte Zigarette.

Kurz darauf verschwand er in eine der Bars.

Ich unterbreche nochmals an dieser Stelle.

Ich sagte über Anthony, dass wir über viele Jahre befreundet waren, genauer: seit unserem neunzehnten Lebensjahr.

So wusste ich von Anthony auch, dass er einmal in sehr ausschweifendem Maß Drogen konsumiert hatte. Er begann etwa im Alter von achtzehn damit. Er sah dies längere Zeit, wie viele unserer damaligen Generation, in der Rubrik „bewusstseinsweiternde Experimente“. Für Anthony gab es keine Droge und keinen damit versprochenen „Trip“, die er nicht wenigstens einmal ausprobiert hatte, gelegentlich erlebte er auch „Horrortrips“ dabei, von denen er ausführlich berichten konnte.

Bis er mit Mitte zwanzig begriff, dass er speziell von einer dieser Drogen in Abhängigkeit zu geraten drohte. Wenn er sie konsumierte, garantierte dies ihm keineswegs innere Höhenflüge, wie er es anfangs doch häufiger erlebt hatte. Er spürte einfach einen wie körperlichen Hunger

danach und Symptome des Entzugs wie ein anhaltendes Körperzittern. Ein Therapeut, den er aufsuchte, riet ihm zu einer klinischen Entziehungskur. Anthony hörte sich dies in Ruhe an. Dann sagte er sich: „Diese klinischen Aufseher, wenn es nur darum geht, brauche ich nicht. Diese Aufseher und diese Klinik: das kann ich auch selbst sein.“ Dies war ebenfalls seine Art.

Er setzte die Droge ab. Und ich bin sicher, dass er über einen längeren Zeitraum völlig „clean“ blieb. Ich kann es schwer einschätzen. Doch in den letzten zwei Jahren unserer Bekanntschaft kamen mir gelegentlich Zweifel. Manchmal zog er sich über Tage völlig zurück und war nicht ansprechbar. Einmal, als ich ihn überraschend besuchen wollte, kam er benommen zur Tür und schickte mich gleich wieder fort.

Ich wusste, dass er gelegentlich einen „Joint“ rauchte – dieses eher harmlose Kraut, das mit etwas Disziplin unter Kontrolle zu halten ist. Aber war es vielleicht doch mehr? – Heute weiß ich die Antwort. Und ich glaube, dass sie gleichfalls mit seiner depressiven Mutter und der desolaten Situation seiner Familie zusammenhing.

Da hatte er vieles verdrängt. Er schien ein eher heiteres Naturell. Doch es war nur die eine Seite seines Wesens.

Anthony war in eine Bar eingetreten, über der neben einem großen weißen wie gepuderten Stern der Name „Suggar Star“ blinkte.

Man sah ihn jetzt innen, nahe der Theke, bereits von drei jungen Bardamen umringt.

Mit allen dreien genoss er den Flirt und bestellte Getränke für sie.

Zwischen den anderen meist dicklichen älteren Herren stach er hier für jeden heraus, etwas zwischen elegantem Dressman und verführerischem Traumprinzen, für die Bardamen ein ungewöhnliches Beutestück, das sie nicht leichtfertig preisgaben, er war der Umworbene, der Umschwärmte, und er war sich dessen bewusst. Zwei schmiegteten sich immer enger an ihn, bis ihm eine, unter dem Gelächter aller, ganz auf den Schoß glitt.

Anthony genoss es und bestellte weitere Drinks.

Jetzt war es weit nach Mitternacht.

Man sah Anthony wieder im Auto – zwei Bardamen auf dem Rücksitz. Alle waren ziemlich betrunken, sichtbar auch Anthony. Die jungen Frauen hielten ihm hin und wieder von hinten die Augen zu und er sollte raten, welche es war. Anthony spielte dieses Spiel mit. Immerhin, die Straßen waren um diese Stunde fast menschenleer.

Da hatte er eine rote Ampel übersehen. Als er das Auto mit quietschenden Bremsen zum Halten brachte, war es bereits geschehen: Ein anderes Fahrzeug, ein kleinerer Lieferwagen, hatte ihn geschrammt und war bei seinem Ausweichmanöver gegen eine Laterne geprallt.

Die jungen Frauen redeten wild gestikulierend auf Anthony ein: „Weiter! weiter!“ Er sollte um jeden Preis weiterfahren. Es gab kein anderes Auto im Umkreis, keinen Passanten, der Zeuge des Unfalls hätten sein können.

Anthony gab wieder Gas. Zunächst zögernd, doch die jungen Bardamen feuerten ihn weiter an. Anthony setzte seine Fahrt in beschleunigtem Tempo fort, er fuhr bis vor die Tür seiner Wohnung.

Jetzt kämpfte er plötzlich um einen Moment der Besinnung, er versuchte, den Zustand der Betrunkenheit abzuschütteln.

Ohne sich zu den Damen umzudrehen, wendete er auf einmal den Wagen.

Er kehrte zu der Ampelkreuzung zurück.

Dort war die Polizei und ein Notarzwagen eingetroffen. Der Lieferwagen stand schwer demoliert an der Laterne. Der Fahrer wurde auf einer Trage in den Notarzwagen transportiert.

Anthony hielt an. Er wollte aussteigen.

Die jungen Frauen zischten. „Idiot! Idiot!“

Anthony gab wieder Gas.

Er brachte die beiden Frauen zur Bar zurück.

Dort warf er sie förmlich aus seinem Wagen.

Er kehrte nochmals zur Kreuzung zurück.

Das Polizeiauto und der Notarzwagen waren verschwunden. Nur der demolierte Lieferwagen war geblieben.

Anthony fuhr nahe heran.

Er sah Blutspuren auf der zersplitterten Scheibe, Blutspuren auch auf der Tür.

In seinen Augen lag Schrecken.

Doch sich nun zu stellen, wäre nur sinnlos gewesen.

Der Tatbestand der Fahrerflucht war erfüllt.

Und die Überprüfung seiner Blutwerte hätte ein böses Resümee zutage gefördert.

Er konnte nur hoffen.

Hoffen, dass er ungesehen geblieben war.

Doch es war dieser Moment, der wie ein Verhängnis etwas ins Rollen brachte, das eine unkontrollierbare zerstörerische Macht zu entfalten begann.

DIE MÜHEN DER EBENEN

Wieder trat Tamaras Sozialstation ins Bild.

Anthony war eben zu Besuch bei der Schwester eingetroffen. Er fand sie hinter dem Hauptgebäude – zusammen mit zwei Polizisten. Auch Schwester Evelyn stand dabei, Besorgnis auf dem Gesicht.

Anthony schrak zusammen.

Schwester Evelyn kam auf ihn zu und nahm ihn ein Stück zur Seite. „Ein unerfreulicher Zwischenfall – gestern Nacht.

Zwei Leute hatten Tags zuvor das Alkoholgebot während der Arbeitsschicht missachtet. Wahrscheinlich auch das Drogenverbot. Ein dritter jedenfalls war völlig „zgedröhnt“. Die Männer waren bereits ein zweites Mal in dieser Form auffällig geworden. Tamara hat ihre Verträge fristlos gekündigt und sie am selben Tag fortgeschickt.

Am Abend, als wir eine kleine Feier zum Wochenende vorbereitet hatten, waren sie wieder auf dem Gelände. Sie begannen zu randalieren. In dem Möbelschuppen, ihrem früheren Arbeitsplatz, haben sie Spuren einer ziemlichen Verwüstung hinterlassen.

Trotzdem, Tamara hätte es wahrscheinlich nicht zur Anzeige gebracht. Dann randalierten die drei auch auf der Straße und beschädigten parkende Fahrzeuge. Da rief einer der Anwohner schließlich die Polizei.

Die drei flüchteten. Jetzt versucht man, über Tamara die Männer ausfindig zu machen.

Was mich vor allem dabei schmerzt: Man hängt es auch Tamara selbst an. Nicht offen vielleicht. Doch der

versteckte Vorwurf ist, sie könne diese Einrichtung nicht wirklich unter Kontrolle halten.

Das wird einigen Gegnern in der Nachbarschaft, von denen es hier nicht wenige gibt, wieder Auftrieb verschaffen.“

Sie machte eine bedauernde Geste und kehrte an die Seite von Tamara zurück.

Nach wenigen weiteren Augenblicken verabschieden sich die Polizisten bei Tamara, formell und höflich, sie packten ihren Notizblock fort und machten sich zurück auf den Weg zu ihrem Streifenwagen.

Tamara blickte etwas erschöpft zu Boden. Anthony ging jetzt auf sie zu, beide umarmten sich herzlich wie immer.

„Schwester Evelyn hat mir bereits erzählt, was geschehen ist...“

Er drückte sie nochmals. „Du selbst hast dir nichts zu Schulden kommen lassen. Das ist die Hauptsache.“

Auf Tamaras Gesicht lag unverändert Besorgnis. „Sie schicken mir außerdem Inspekture auf die Station. Wieder einmal. Zur Kontrolle möglicher Hygienemängel.

Dort kommen sie gerade.

Auch gibt es angeblich Beschwerden der Nachbarn über den Lärm von unserem Sportplatz.“

Sie zeigte auf zwei herankommende Männer, einen kleinen dicklichen und einen hageren in grauem Mantel und mit grauem Hut, der eben noch einmal eine der Baracken betrat.

Der Kleine Dickliche kam direkt auf sie zu.

„Hören Sie! Für die Benutzung des Sportplatzes muss es feste Zeiten geben. Und wenn Sie den Lärm nicht

entscheidend reduzieren, wird diese Sportstätte ganz geschlossen.“

Tamara antwortete ruhig. „Bevor ich dieses Gelände übernahm, war eine private Schule hier. Die Sportstätte war ständig in Gebrauch.“

Anthony mischte sich ein. „Eine Schule! Behaupten Sie nicht, die Schüler hätten ihre Ballspiele stumm und mit verbundenem Mund ausgetragen. Da gab es das übliche Getobe und fröhliche Kampfgeschrei.“

Der Dickliche wechselte das Thema. „Sie haben eine Kapelle hier und feiern auch Gottesdienste.

Welcher kirchlichen Organisation gehören Sie an?

„Keiner,“ sagte Tamara. „Diese Kapelle ist offen für jeden auf der Station. Jeder kann hier seine Andachten halten.“

„Auch predigen?“

„Ja – wenn er seine Gemeinde von Zuhörern findet.“

„Ich hörte, Sie geben auch das Abendmahl aus?“

„Nicht ich. Doch wenn einer sich berufen fühlt, dies zu tun und andere dieses Abendmahl wünschen -“

Der Dickliche verfinsterte sich. „Hören Sie! Das ist chaotisch. Keine Konfession. Keine geweihten Priester. Sind Sie wenigstens anwesend und kontrollieren es?“

Anthony mischte sich erneut ein, ohne Furcht vor dem harten Affront. „Verschonen Sie uns mit diesem Geschwätz! Das alles sind Dinge, die Sie nichts angehen.“

Der Dickliche erbleichte, es war nicht der Ton, in dem man sonst mit ihm kommunizierte.

Anthony wandte sich fragend an Tamara. „Ist er selber so ein Beauftragter von einer Kirchengemeinde? so ein Konfessionspolizist?“

Tamara zuckte die Schultern.

Der Dickliche verzog in zunehmender Wut das Gesicht. Doch der Tatbestand war nun offensichtlich.

Anthony reagierte mit einer leicht pastoralen Geste, er imitierte eine pastorale Stimme. „Diese Kapelle, lassen Sie sich das sagen, untersteht allein Gott. Gott wie er in unserer aller Herzen ist.

Nichts für Kleinkrämerseelen und einen Kleinkrämergott.

Ihre Fragen sind albern und lächerlich.“

Dem Dicklichen kroch ein roter Zorn ins Gesicht.

Tamara griff Anthony am Arm. „Genug, Anthony, genug!“ presste sie flüsternd hervor.

Der Hagere kam aus der Baracke zurück, eine Zettelliste in der Hand. „Ich habe Ihnen hier eine Mängelliste zusammengestellt.

Es gibt einige Einwände hinsichtlich der Hygiene, nicht gravierend, doch sie sollten in Kürze behoben werden.

Auch sind die Feuerschutzbestimmungen nicht überall eingehalten.

Ich lasse Ihnen die Liste hier.

In zwei Wochen melde ich mich erneut und kontrolliere es wieder.“

Er reichte ihr den Zettel und zog den Hut.

Auch der Kleine Dickliche wandte sich zum Gehen, grußlos, doch nicht ohne noch einen Satz abzusondern. „Sie werden noch von mir hören!“

Tamara blickte ihm nach, nicht ganz ohne Unruhe. „Wir haben Feinde genug, Anthony. Wir müssen uns keine neuen verschaffen.“

Anthony nickte. Doch das kleine Grinsen in seinem Gesicht zeigte: Er bereute den Auftritt nicht.

„Du wolltest mich sprechen?“ sagte er schließlich. „Es ist wegen dieses Vermögensverwalters von Mutter -?“

„Ja...“ Tamaras Gesicht ließ wieder Bedrückung erkennen.

Sie machte eine verabschiedende Geste zu Evelyn und winkte ihm, ein Stück neben ihr her zu gehen. „Ein früherer Geschäftsfreund unseres Vaters rief mich an.

Er meinte, mich warnen zu müssen. Dieser Mister Storne ist möglicher Weise selbst hoch verschuldet. Er zockt hemmungslos an der Börse, so meinte er. Eine Spielernatur.

Man sollte ihm in keinem Fall Geld anvertrauen.“

„Mutter sagte mir, sie hat ihren Streit mit ihm beigelegt. In einer Woche hat sie das Geld.“

„Das wünschte ich!

Ich bin morgen bei ihr und wir werden zusammen die Verträge durchsehen.

Sie sagte mir, er hat einen größeren Teil des Geldes angelegt und es ist noch terminlich gebunden. Im Prinzip hat sie noch immer Vertrauen zu ihm.

Doch das ist Mutter... Morgen Abend werde ich mir selbst den Durchblick verschaffen.“

Ein junger Farbiger kam ihnen entgegen, auf einem kleinen etwas wackligen Motorroller.

Tamara begrüßte ihn herzlich. „Hallo Sammy!“

Sammy fuhr mit einem sein ganzes Gesicht überziehendes Grinsen heran. „Hören Sie, Misses!“ Er stoppte und setzte eine kleine Hupe am Lenker in Gang, es war wie ein Eselsschrei. Er grinste fröhlich.

„Läuft wieder wie geschmiert, die kleine Metallziege.“

Er demonstrierte es, indem er den kleinen Motor aufheulen ließ.

„Gut gemacht, Sammy.“ Tamara klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

Sammy wollte nun, dass sie zu ihm auf den schmalen Rücksitz stieg und mit ihm eine Kurve fuhr.

„Lass Sammy! Für eine Motorradbraut bin ich schon zu alt. Du siehst es doch...“ Sie drückte tiefe Grübchen in ihre Wangen.

Sammy verzog bedauernd das Gesicht. Dann gab er wieder Gas und fuhr pfeifend davon.

„Alle hier lieben dich,“ sagte Anthony. „Merkst du es wenigstens?“

Tamaras Gesicht blieb ernst. „Da ist noch so ein Punkt:

Es gibt, wenige Straßen von hier, eine Einrichtung der ‚Black Panther‘. Sie sehen mit Argwohn, dass auf dieser Station Weiße und Schwarze friedlich miteinander arbeiten. Sie haben drei Leute ihrer Organisation an meine Sozialstation verloren.

Sie selber wollen den Krieg, den großen Befreiungskampf. Es stört sie, wenn jemand die Versöhnung anstrebt zwischen Schwarzen und Weißen. Sie sehen es als Zerstörung ihrer Institution.“

„Es sind Fanatiker. Sie sollten dich gleichfalls lieben für das, was du tust.

Es ist das einzig Richtige: die Versöhnung der kleinen Schritte. Es gibt nur diesen Weg.“

Tamara seufzte, man hörte tiefe Erschöpfung daraus. Sie überflog den ihr hinterlassenen Zettel mit der Mängelliste. „Fünfzehn Mängelpunkte hat mir dieser Herr Inspekteur hier aufnotiert...“

Sie seufzte nochmals. „Es gibt das Wort von den ‚Mühen der Ebenen‘...“

Es kann ein lustvolles Abenteuer sein, einen Berg zu erklimmen. Die wahre Mühe kommt oft erst mit der Ebene. Kein Höhenpanorama. Kein Gipfelrausch. Mühevoll vorwärtstapfen durch trockenes Ackerland, durch Sümpfe und Steppe.

Manchmal ein kleiner Gipfel.

Und für diesen Gipfel, sagt man sich dann, hat sich alles gelohnt...“

Sie lächelte ihm zu. Doch Anthony war abgeschweift in seinen Gedanken. Etwas eigenes bedrückte ihn. Hätte er darüber reden sollen? Doch eine weitere Bedrückung diesem Berg von Bedrückungen hinzufügen, den er auf den Schultern der Schwester fühlte?

Nein, es war nicht der Moment dafür.

DIE FRÖHLICH BEKIFFTE ALTE

Szenenwechsel:

Man blickte in ein stilvoll eingerichtetes Wohn-zimmer. Alte gediegene Möbel, lange Samtvorhänge. Über einer Vitrine mit Steinen und Muscheln hingen einige Fotos: Es waren Kinderbilder von Tamara und Anthony – bis in die Zeit ihres Erwachsenenalters.

Eine ältere Frau lag auf ihrem Sofa ausgestreckt. Sie betrachtet, tiefe Melancholie im Blick, ihr welkes Gesicht in einem kleinen Handspiegel: die eingefallenen Wangen, die tiefen Augenhöhlen, die runzelige Mundpartie, die faltige Stirn.

Sie griff ein Schminktäschchen und begann sich zu bemalen, immer mehr in grellen Farben: Sie schminkte sich Lidschatten und schwarze Augenbrauen, sie schminkte sich rote Wangen, sie schminkte sich leuchtend rote Lippen. Sie sah sich abschließend an, bleckte wie eine Wildkatze die Zähne und lachte.

Sie griff nach einem anderen Kästchen, schüttete aus einem Döschen ein klein geriebenes grünes Kraut und drehte sich eine schmale Zigarette.

Sie stellte den Fernseher an und paffte vor sich hin.

Schon nach wenigen Zügen drehte sie sich eine zweite Zigarette und steckte sie sich gleichfalls in den Mund.

Sie drehte sich eine dritte und eine vierte.

Alle hatte sie schließlich gleichzeitig im Mund, sie saß in dichten Qualm eingehüllt,

Während sie, inzwischen gut gelaunt, auf den Fernseher starrte, schienen sich einige Figuren dort zu verselbständigen – sie nahm sie, inmitten von Rauchschwaden, im Raum neben sich wahr und begann mit ihnen zu sprechen.

Sie war inzwischen völlig bekifft.

Es klingelte.

Sie verlor eine Zigarette auf dem Weg in den Flur, die anderen behielt sie im Mund.

Die Rauchschwaden begleiteten sie und mit ihnen ihre Halluzinationen.

Sie öffnete und man sah, in Russenmütze und leichtem Pelzmantel, der, über der Brust geöffnet, eine goldene Schärpe hervorblitzen ließ, einen Mann in mittlerem Alter: Es war Bóganow.

Die Frau reagierte ohne bemerkenswerte Verwirrung.

Bóganow trat ein. Er hatte eine Aktenmappe unter dem Arm und er verwies jetzt auf eine Verabredung.

Die Frau nickte. Noch einmal griff sie ihr Schminktäschchen und verstärkte die Bemalung.

Dann hakte sie sich bei Bóganow ein und beide verließen das Haus zur Straße.

Man sah nun beide im Auto sitzen, Bóganow am Steuer.

Die Frau, mit glasigem Blick, sang und kicherte wie ein kleines Kind vor sich hin.

Bóganow hatte die Pelzmütze abgenommen und mit einem Hut ausgetauscht. Sein Mantel war inzwischen zugeknöpft. Von einem Moment zum anderen hatte er das Aussehen eines normalen Zeitgenossen.

Die Frau sang und lallte und schminkte weiter an ihrem Gesicht herum.

Der Mann hielt vor einer kleinen Villa.

Er näherte sich einer Gartentür mit der Aufschrift „Notar“. Er klingelte. Er meldete sich mit seinem Namen: „Mister Storne“.

Die Frau hatte sich wieder bei ihm eingehakt.

Er bemerkte die Haschischzigaretten, die noch immer zwischen ihren Lippen steckten, und zog sie ihr, ihren Protest ignorierend, aus dem Mund.

Beide verschwanden in die Villa des Notars.

Fröhlich schwankten sie nach einer Weile wieder hinaus auf die Straße.

Ihre nächste Haltestation war eine Bank.

Mr. Storne hatte ihr zwei ihrer Zigaretten zurückgegeben, nun allerdings kassierte er sie erneut ein.

Die Frau protestierte wie zuvor mit lallendem Protest doch ohne ernsthaften Widerstand.

Als beide das Auto verließen, öffnete sich wieder der Mantel des Mannes und man sah die fürstliche Schärpe blitzen. Auch die Pelzmütze trug er erneut auf dem Kopf.

Es war Bóganow. Und es war Mr. Storne.

SCHWEIGEGELD

Die Szene wechselte zu Anthonys Büro.

Dort hingen jetzt mehrer Regale an den Wänden, ein Teppich war ausgelegt, direkt beim Balkon standen zwei größere Topfpflanzen. Der Raum machte inzwischen einen schon halbwegs wohnlichen Eindruck.

Ein Telefonklingeln.

Anthony hob ab. Niemand antwortete.

Er legte wieder auf. Er schloss einen Aktenordner und ging ins Bad.

Er zog ein kleines Päckchen aus der Schublade eines Spiegeltischchens hervor.

Er streute ein weißes Pulver auf seine Handfläche, schnupperte daran und leckte es schließlich auf.

Erneut klingelte das Telefon.

Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück.

Wieder klingelt das Telefon. Wieder hob er ab.

Er lauschte – mit sich verfinsterndem Gesicht.

„Sie reden Unsinn.

In dieser Nacht war ich nicht unterwegs.“

Wieder lauschte er.

„Hören Sie – wer auch immer Sie sind, Sie verwechseln mich.

Ich habe mit dem Unfall in dieser Nacht nichts zu tun.“

Er lauschte.

„Zwei Zeugen -?

Er lauschte, wachsende Unruhe auf dem Gesicht.

„Sagen Sie endlich, wer Sie sind.

Oder – sagen Sie, was Sie wollen.“

Er lauschte, sein Gesicht versteinert sich.

Plötzlich ein hartes Lachen

„Geld?!

Sie sind übergeschnappt!“

Er warf den Hörer auf die Gabel.

Plötzlich murmelte er zwei Namen: „Alice, Barbette...“

Er sprang auf.

Man sah ihn in seinem Auto.

Er nahm Kurs zum „Suggar-Star“.

Um diese frühe Abendzeit allerdings war dort alles noch dunkel, die Bar geschlossen.

Er kreuzte ziellos durch die Straßen der Stadt.

Auf einem Parkplatz zog er ein Tütchen hervor, weißes Pulver verteilte sich auf seiner Handfläche, wieder leckte er es auf.

Mit der beginnenden Dämmerung traf er erneut beim „Suggar-Star“ ein.

Die Bar war noch immer geschlossen.

Da fiel ihm fünfzig Meter entfernt auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine andere Bar ins Auge. Sie trug den Namen „Black Moon“. Ein schwarzer Mond prangte über dem Eingang.

Anthony ging unschlüssig darauf zu. Der schwarze Mond verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, die Augen darin versprühten ein blaues Licht, erloschen in einer leichten Detonation und blinkten wieder auf. Auch Anthony, von der zweimaligen Ration seiner Pulvermischung inzwischen ziemlich „zugedröhnt“, kämpfte mit Halluzinationen.

Die Bar hatte eben geöffnet, es waren noch keine Gäste eingetroffen. Zwei Männer hantierten mit einem Elektrokabel an der hinteren Wand. Am Tresen stand eine noch jüngere Frau und sortierte Gläser.

Es war Pelaretta.

Die beiden jungen Männer, die mit den Elektrokabeln hantierten, waren die Brüder Sligork und Tuborg.

Anthony umklammerte einen Barhocker und ließ sich nieder.

Über den Reihen der blinkenden Weinflaschen hinter dem Tresen zuckten kleine grüne Flämmchen.

Anthony war bewusst, dass sein gegenwärtiger Zustand ihm jede Art Trugbild vorgaukeln konnte.

Jede Wahnvorstellung war möglich. Er musste sie nur durchschauen und alles unter Kontrolle halten.

Ein junges vielleicht gerade sechzehnjähriges Mädchen trat ein durch eine hintere Tür. Es war eine kleine Asiatin. Sie brachte ein Tablett mit Brötchen und Salzgebäck und verteilte alles sorgfältig bei den Auslagen.

Anthony betrachtete sie sofort entzückt. Diese Erscheinung war ohne allen Zweifel real.

Und auch die junge Frau am Tresen, Pelaretta, führte mit ruhigen Gesten nur ihre Arbeit fort, sie putzte und spülte, lächelte manchmal mit einem glatten geschäftsmäßigen Lächeln.

Anthony hatte auf ihrem Gesicht jetzt eine Schuppenflechte entdeckt, diese zog sich über die ganze rechte Wange und war überschminkt und gepudert und doch deutlich sichtbar mit einer dunklen und roten Spur.

Die kleine Asiatin brachte ein zweites Tablett und Anthony zwinkerte ihr zu.

Das junge Mädchen reagierte ein wenig erschreckt, eine abweisende Starre überzog ihr Gesicht, doch nur für einen Moment, plötzlich lächelte sie scheu und flüchtig zurück.

Etwa eine Stunde musste vergangen sein. Die ersten Gäste waren eingetroffen. Anthony blickte auf die Uhr. Er war Zeit für den geplanten Auftritt beim „Suggar-Star“. Doch der Anblick der kleinen immer häufiger keck zurücklächelnden Asiatin hielt ihn fest.

Auf einmal hörte man das laute Knattern dreier Motorräder vor der Tür.

Die Frau am Tresen reagierte augenblicklich alarmiert. Nach einem kurzen Schrei packte sie die kleine Asiatin, schob sie unter den Tresen und hängte ein Handtuch über die Stelle.

Dann drückte sie einen versteckten Alarmknopf.

Drei Männer mit Lederjacken betraten die Bar, zwei von ihnen waren Zweimeterhünen mit bulligem Nacken, ein hartes überlegenes Grinsen lag auf ihren Gesichtern. Einer zog jetzt einen Schlagstock unter seiner Jacke hervor.

„Wo ist sie?“ Der Mann mit dem Schlagstock blickte sich um.

„Keine Sperenzchen.

Wir wissen, dass sie sich hier versteckt hält.“

Er näherte sich dem Tresen.

Jetzt waren durch die hintere Tür wieder die beiden jungen Männer eingetreten, die mit dem Elektrokabel hantiert hatten, Sligork und Tuborg. Sligork hatte eine breite Stirnnahe. Es folgte ihnen ein dritter: Jarscho.

Die junge Frau hatte den Telefonhörer gegriffen.

„Keinen Schritt näher!

Ich rufe die Polizei.“

Die Lederjacken lachten.

Auch ein zweiter zog nun einen Schlagstock. Es war eine Metallkugel daran befestigt, die er im Kreis schlingern ließ.

Da hatte der Mann mit der Stirnnahe. Sligork, plötzlich eine Pistole gezogen.

Er hob sie drohend gegen den Mann.

Dessen Metallkugel sauste gegen seine Schulter, aus der Pistole löste sich ein Schuss in die Luft, dann fiel dem Mann mit der Stirnnahe die Waffe aus der Hand, er taumelte mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden.

Der dritte der „Lederjacken“ bückte sich nach der Waffe, betrachtete sie, kommentierte verächtlich: „Nur Gas...“

Die Frau hatte zu telefonieren begonnen.

Die drei „Lederjacken“ registrierten es mit sich verfinsternden Gesichtern. Der erste sprang heran, griff das Kabel und versuchte, es aus der Wand zu reißen.

Ein Moment der Ablenkung. Jarscho hatte sich herangeschlichen und schlug dem dritten die Gaspistole aus der Hand.

Doch es gelang ihm nicht, sie an sich zu bringen. Die Gaspistole schleuderte erneut auf den Boden.

Anthony hatte seinen Platz am Tresen verlassen und sich an einen nahen Tisch geflüchtet. Er sah die Gaspistole jetzt direkt vor seinen Füßen liegen.

Kurz entschlossen hob er sie auf.

Er richtete sie auf den ersten der „Lederjacken“ und drückte ab – direkt in dessen Gesicht zielend.

Er zielte auf den zweiten und drückte erneut ab.

Er richtete die Pistole auf den dritten und schoss auch diesem genau ins Gesicht.

Er war „zugedröhnt“. Er war sich der Gefahr bei dieser Aktion kaum bewusst.

Alle drei „Lederjacken“ hielten jetzt ihre Gesichter mit den Händen bedeckt, winselnd, mühsam ihre Schmerzscreie unterdrückend.

Anthony zielte und feuerte wieder.

Es war für ihn wie ein Spiel.

Die Männer brachen in die Knie.

Einer wälzte sich winselnd am Boden.

Anthony feuerte nochmals.

Dann war die Waffe leer.

Die junge Frau sprach inzwischen mit der Polizei.

Jarscho und Tuborg warfen sich über den ersten der „Lederjacken“ und begannen, ihn mit einem Elektrokabel zu fesseln; dann fesselten sie den zweiten.

Der Polizeiwagen war eingetroffen, mit blau blinkendem Licht stand er vor der Bar.

Alle drei Männer wurden abgeführt.

Zwei Gäste der Bar wurden als Zeugen befragt, sie bestätigten, was geschehen war. Die Aggressoren waren die „Lederjacken“, die hier ungefragt und gewalttätig eingebrochen waren.

Anthony saß wie zuvor am Tresen.

Auch die kleine Asiatin hatte sich wieder hervorgewagt.

Anthony sah sich unverhofft in der Rolle des von allen bestaunten und gefeierten Helden.

Die junge Frau mit der Schuppenflechte stellte sich ihm vor: Ihr Name war Pamela.

Und die kleine Asiatin hieß Aischa.

„Ich werde sie demnächst adoptieren,“ erklärte Pamela.
„Damit sie nicht noch einmal in falsche Hände gerät.“

Es gibt hier einige verrückte Männer, die ernsthaft glauben, eine Sechzehnjährige kaufen zu können – nur weil sie Asiatin ist.“

Sie stellte ihm die drei jungen Männer vor, von denen zwei ihre Brüder waren. Sligork hatte sich von dem Schlag der Kugel wieder halbwegs erholt.

„Dies ist Simon.“

Sie zeigte auf Tuborg. „Dies ist Tom.“

Sie stellte ihm Jarscho vor. „Dies ist Jan. Ein alter Schulfreund von Simon.“

Anthony durfte bestellen und trinken, so viel er wollte, alles auf Kosten des Hauses.

Den „Suggar-Star“ hatte er längst vergessen.

Ein fahrlässiges Vergessen. Jene Geschichte, die seiner nächtlichen Fahrerflucht, würde ihn bald wieder einholen.

VERUNTREUTE GELDER

Man blickte in die Räume einer vornehmen Stadtrandvilla. Es war das Haus von Mr. Storne.

Er telefonierte eben in seinem Arbeitszimmer.

Man nahm ihn jetzt etwas genauer wahr.

Seine Züge glichen denen Bóganow aus dem alten Aserbeidschan in fast allen Details. Die gleichen dunklen struppig gelockten Haare umrahmten sein Gesicht. Doch in seinen Bewegungen und seinen Gesten lag gelegentlich etwas sonderbar Affektiertes, ein deutlich feminines Gebaren.

Er telefonierte mit einem Mann, den er Charles nannte.

„Keine Sorge!“ dröhnte er in den Apparat. „Ich habe die Alte sicher im Griff. Die ist inzwischen so wirr, dass sie rote von schwarzen Zahlen nicht mehr unterscheiden kann.“

Eine Pause. Er lauschte.

„Ein härterer Brocken sind ihre beiden Kinder, Anthony und Tamara. Doch mit denen werde ich auch noch fertig.“

Er lauschte.

„Wenn nicht? – Ich bin zahlungsunfähig. Wie abgesprochen.“

Es funktioniert auch ein zweites Mal.

Doch noch einmal sage ich: Kein Geld mehr in dieses marode Projekt.

Diese letzte Million hältst du fest für uns.“

Er lauschte.

Bei aller Entrüstung klang seine Stimme eher bittend als fordernd. „Ich sage: nein. Diese Million wird jetzt sicher gebunkert.“ Er lauschte wieder.

„Seit Monaten stopfen wir Geld in dieses Projekt. Seit Monaten reißen nur immer neue Löcher auf. Wir könnten dieses Geld auch gleich im Ofen verfeuern.“

Er horchte mit zusammengepressten Lippen.

„Ein Desaster, ich weiß... Das ganze Projekt wird den Bach runtergehen...“

Soll es... Ich muss an meine Sicherheit denken.

Kein Dollar mehr in dieses Projekt!“

Er legte auf.

Plötzlich ein Scherbenklirren.

Im Wohnzimmer war ein Ball gegen eine stilvoll bemalte Porzellanvase gesprungen. Ein zehnjähriger Junge schnappte ihn sich und flüchtete auf die Veranda.

„Benny!“ Mr. Storne erhob sich.

Benny stand auf der Veranda und hielt verlegen den Ball vor sein Gesicht.

Der Vater winkte ihn zu sich; winkte ihn zu der zer schlagenen Vase.

„Und wie machen wir das wieder heil?“

Das sind zweitausendfünfhundert Dollar. Weißt du, was zweitausendfünfhundert Dollar sind?“

Er zog ihn zu einem Sessel und legte ihn sich über die Knie – eine Prozedur, die Benny offenbar kannte und auf die er sich mit einem unbekümmerten Lächeln einließ. Er registrierte erstaunt, dass der Vater ihm diesmal tatsächlich einen Klaps verabreichte. Die folgenden Schläge erfolgten dann wieder so, wie Benny es offensichtlich gewohnt war: Der Vater schlug mit lautem Knall immer nur auf den Rücken der eigenen Hand. Benny produzierte ein künstliches Jammern dabei.

Der Vater stellte ihn wieder auf die Beine.

„Und wie du wieder aussiehst um deinen Kopf!“

Er zog einen Kamm hervor und kämmte ihm liebevoll die Haare.

Man sah es bei jedem Blick und jeder Geste der beiden: eine Beziehung von tiefer Zuneigung und Vertrauen.

Gegen Abend. In der Villa leuchteten die ersten Lampen auf.

Ein Klingeln.

Mr. Storne, eben im Flur, ging zur Haustür und öffnete.

Anthony trat ein – mit hartem verschlossenem Gesicht. Er drängte ins Wohnzimmer.

Mr. Storne machte zu Benny ein Zeichen, er solle ins Kinderzimmer verschwinden.

Anthony stand wie eine Säule im Zimmer.

„Ich mache es kurz.

Ich verlange die Auszahlung von Mutters Geld.

Es sind zwei Millionen.

Wir wollen es in spätestens drei Tagen.

Alle zwei Millionen!“

„Halt! Halt!“ Mr. Storne machte beschwichtigende Gesten. „Meine Verhandlungspartnerin ist immer noch Ihre Mutter.

Mit ihrem Einverständnis habe ich das Geld in zwei unterschiedliche Projekte investiert.

Beide äußerst lukrativ. Bereits im Zeitraum zweier Jahre können wir eine Rendite von über fünfzehn Prozent erwarten.“

„Meine Mutter versteht nichts von Geschäften.

Sie haben ihr diese Verträge aufgeschwatzt.

Wir ziehen alle diese Verträge zurück.“

„Vorsicht! Ich habe das Einverständnis und die Unterschrift Ihrer Mutter. Wir waren bei einem Notar.

Aus diesen Verträgen vorzeitig aussteigen – es wäre ein verheerendes Verlustgeschäft. Ein Desaster. Abgesehen davon, dass es unmöglich ist. Die Verträge sind unterschrieben.“

Anthony sprach mit immer härterer Stimme. „Unsere Mutter ist nicht wirklich zurechnungsfähig. Sie wissen es! Und Sie nutzen es schamlos ist.“

„Nicht zurechnungsfähig?“ Mr. Storne lachte. „Ist sie entmündigt? Haben Sie einen Beleg?“

Tun Sie es! Entmündigen Sie Ihre Mutter! Ich habe meine Geschäfte mit einer mündigen klar denkenden Frau abgeschlossen.“

Er echauffierte sich. „Die Frau hat verstanden, dass Kapital nicht brach liegen darf sondern arbeiten muss.

Ich habe ihr die denkbar beste Geldanlage herausgesucht. Hören Sie! Ich mache diesen Job seit zwanzig Jahren! Ich verstehe etwas von Geld!“

Anthony hatte sich nur weiter verfinstert. „In drei Tagen haben wir die volle Summe zurück.

Wenn nicht, dann schalten wir einen Anwalt ein.“

„Einen Anwalt? Sehr gut!“ Mr. Storne spottete. „Er wird die Verträge einsehen und meine korrekte Arbeit loben. - Ich darf Ihnen einen Anwalt empfehlen?“

Erneut ein Klingeln.

Mr. Storne ging öffnen.

Simon aus dem „Black Moon“ stand vor der Tür.

Mr. Storne schüttelte den Kopf. „Ein anderes Mal!

Ich habe Besuch.“

Er wollte die Tür wieder schließen.

Simon doch stellte den Fuß in die Tür.

„Noch immer habt ihr Pamela nicht ausgezahlt.

Zwanzig Tausend.

Ich warne euch. Es wird ernst.“

Anthony war in den Türrahmen der Wohnzimmertür getreten. Er hörte mit.

Mr. Storne versuchte, Simon nahe bei der Tür zu halten; er sprach mit gepresster Stimme.

„Charles weigert sich mit der Auszahlung.

Und ihr wisst warum.“

„Es ist uns gleich, wer zahlt – du oder dein Cousin.

Unsere Geduld ist am Ende.“

„Ich bin mittellos. Und nicht zuständig.

Führt eure Verhandlung mit Charles!“

Simon packte ihn plötzlich am Kragen. „Dann sagst du mir auf der Stelle, wo wir ihn finden!“

Mr. Storne riss sich los. „Idioten ihr!“

Mischt euch in seine Geschäfte mit den Asiatinnen ein!

Er hat da viel Geld investiert.“

Simon packte ihn erneut. „Wenn er uns noch einmal seine Schlägertruppe auf den Hals hetzt, dann mobilisieren auch wir.

Der ‚Suggar-Star‘ und all seine anderen Clubs werden in Trümmer gelegt, ich verspreche es!“

Er ließ ihn los, blinzelte böse.

„Doch es geht auch einfacher. Wir haben die Zeugenaussagen von Aischa, von Pamela. Das Sittendezernat wird sich dafür interessieren.“

Mr. Storne ordnete seine Kleidung

„Damit habe ich nichts zu tun.

Es ist nicht mein Geschäft.

Verhandelt all diese Sachen mit Charles!“

„Es ist uns gleich.“ Simons Stimme dröhnte bedrohlich. „Du und dein Cousin – ihr seid beide das gleiche dreckige Gaunerpack.“

Plötzlich ging eine sonderbare Veränderung mit ihm vor. Sein Gesicht verfärbte sich, Schaum trat auf seine Lippen, er stürzte auf den Boden, wand sich mehr und mehr in Krämpfen – ein epileptischer Anfall.

Anthony sah es mit Betroffenheit. Er kam ein paar Schritte näher.

Der epileptische Anfall dauerte an. Der sich am Boden Windende bot einen erbärmlicher Anblick.

Auch Mr. Storne schien verwirrt und verunsichert. Er beugte sich über Simon. „Soll ich einen Arzt rufen?“

Simon röchelte. Er blickte hinauf – wie ein getretener, geprügelter Hund. Er schüttelte den Kopf. Er wischte sich den Schaum von den Lippen.

Später am Abend.

Simon war verschwunden.

Auch Anthony war wieder gegangen.

Mr. Storne öffnete die Tür zu Bennys Kinderzimmer. Dies glich einem kleinen Spielzeugladen.

Benny hatte mit Klötzern und Plastikteilen eine ganze Häuserzeile gebaut. Ein hohes Gebäude, ein „Wolkenkratzer“, stand in der Mitte, es besaß ein Dach mit einem Hubschrauberlandeplatz. Und kleine Lichter leuchteten in den Stockwerken.

Mr. Storne musterte alles eingehend, mit schnalzenden Lauten der Bewunderung. Benny nahm schließlich auf seinem Schoß Platz, mit vor Stolz funkelnden Augen, er setzte seine Arbeit des kleinen großen Baumeisters fort,

den Vater im Rücken, der immer noch bewundernde Laute hervorstieß.

Der harte Geschäftsmann, der Gauner – kein Schmerz würde ihn treffen wie dieser: seinen Sohn zu verlieren.

MUTWILLIGE SCHERBEN

Wieder klingelte in Anthonys Büro das Telefon. Anthony hob ab, er horchte eine längere Zeit in die Muschel.

„Dreißigtausend -?“

Er lachte auf in wütendem Protest.

Doch sein Gesicht zeigte Beklemmung, Furcht.

„Ich könnte diese Summe unmöglich aufbringen.“

Wieder lauschte er.

Das Gespräch brach plötzlich auf der anderen Seite ab.

Anthony legte auf.

Er saß erstarrt, dunkles Entsetzen auf dem Gesicht.

Der Schauplatz wechselte wieder zu Tamaras Sozialstation. Es war Mittag.

Die kleine Kapelle trat ins Bild. Sämtliche Scheiben waren dort eingeschlagen.

Anthony hielt Ausschau nach Tamara.

Doch er traf nur auf Schwester Evelyn.

„Was ist passiert?“

„Es geschah spät am Abend.

Wir haben bisher keine sichere Spur.

Da es die Kapelle betrifft, glauben wir, der Anschlag könnte von einer der umliegenden Kirchengemeinden kommen.

Doch es gibt noch zwei andere Hinweise.“

„Tamara erwähnte die ‚Black Panther‘. Sie halten nichts davon, dass Schwarze und Weiße sich aussöhnen.“

„Wahrscheinlicher ist, nach diesem einen Hinweis, eine Gruppe der anderen Seite – eine Gruppe rassistischer Weißer, die dem bekannten Ku-Klux-Klan nahe stehen. Sie haben das gleiche Motiv. Auch sie reagieren bitter auf ein solches Projekt. Es kostet sie Mitglieder und Unterstützer.“

Tamara erschien. „Anthony!“

Beide umarmten sich.

„Du hattest die Barbaren am Ort!“ Anthony umarmte sie nochmals. „Wieder einmal: blindwütige Zerstörung.“

„Es ist traurig, ja. Wir werden alle Scheiben ersetzen müssen.“

Doch ich habe einen guten Mann hier, der etwas von Glasmalerei versteht. Ich habe eben mit ihm gesprochen. Er freut sich über den neuen Auftrag.“ Sie lächelte flüchtig. „Vielleicht hat es auch sein Gutes. Die Scheiben waren alt. Jetzt gibt es einen neuen kreativen Impuls.“

Plötzlich hörte man vom Sportplatz lautes Geschrei. Zwei dort kämpfende Basketballteams - es handelte sich diesmal um ein schwarzes und ein weißes Team - waren aneinander geraten.

Ein junger Mann lief heran und bat Tamara zu kommen und zu schlichten.

Tamara entschuldigte sich und folgte.

Schwester Evelyn ergriff wieder das Wort: „Erst gestern sagte Tamara zu mir:

Die Dinge sind schwierig – doch nicht weil so viele Menschen verdorben und böse sind.

Einige sind es, vielleicht. Doch das wirkliche Bösessein, das Bewusst-Bösessein – es ist eher ein Krankheitszustand der Seele. Es ist die Ausnahme.

Die Dinge sind schwierig, weil die Menschen den Kampf lieben. Die große Anzahl von ihnen - sie lieben den Kampf wie spielende Kinder. Sie suchen ihn oft einfach um dieser Probe des Kämpfens willen.

Der Kampf, die feindliche Abgrenzung: Es hilft ihnen, sich selbst zu fühlen – in ihrer Kraft, in ihrem Stolz, in ihrem eigenen Gutsein.

Das Ziel, das Objekt kann austauschbar sein. Wenn es den entscheidenden Vorwand liefert zum Kämpfen, ist es willkommen. Es muss Anlass sein, das eigene Gutsein zu mobilisieren, dann bedeutet es Glück, es bedeutet Sinn.

Vielleicht ist es das Schwierigste überhaupt: in Einklang nur mit sich selbst zu sein, ohne die Auszeichnung einer großen Aufgabe; ohne für etwas kämpfen zu müssen. So denke ich manchmal.“

Tamara hatte den Sportplatz erreicht. Sie trat entschieden zwischen die beiden Parteien, während sich einige Spieler hart und aggressiv im Griff hielten. Es war nicht ungefährlich auch für sie selbst. Doch wieder zeigte sich, dass sie hier große Autorität genoss. Und ihre Stimme konnte in einem solchen Augenblick eindrucksvoll energisch und markant klingen.

Sie diskutierte noch eine Weile, dann hatte sie offenbar Frieden gestiftet und kehrte zurück.

Sie blickte auf die Uhr, etwas bedauernd. „Ich erwarte in einer Viertelstunde Besuch: Dein langjähriger Freund, Gregor, der Reporter, will ein zweites Mal kommen.“

„Tamara, ich kann dich einen Moment allein sprechen?“

Anthony winkte sie zur Seite. Sie gingen an den Baracken entlang.

„Ich bin bei Mister Storne gewesen.

Ich habe ihm ein Ultimatum gestellt.

In drei Tagen muss er das Geld herausrücken: beide Millionen.“

„Und wenn er nicht bereit dazu ist – so kurzfristig?“
Tamara wiegte den Kopf. „Oder es gar nicht kann?“

Aus Anthony sprudelte es plötzlich ungebremst hervor.
„Tamara, ich brauche das Geld. Dringend.

Es sind nicht nur meine Unkosten für das Architektenbüro...

Es gibt da noch etwas anderes... Ich werde seit einer Woche erpresst.

Dreißigtausend.

Tamara – ich habe eine Dummheit gemacht.

Ich habe ein Auto gerammt. Ich hatte spät nachts eine Ampel übersehen. Der andere Fahrer ist danach gegen eine Laterne geprallt...

Ich hätte halten sollen... Ich hätte – ja.

Es war ein Blackout.

Später kehrte ich noch zweimal zum Unfallort zurück.

Die Straßen waren fast menschenleer.

Ich war mir sicher, es hätte keinen Zeugen für diesen Unfall gegeben.“

Tamara war etwas bleich geworden. „Wer erpresst dich?“

„Ich habe eine Vermutung, wenn auch nicht sicher.

Jemand aus einer Bar. Ich war vorher dort. Und ich hatte auch reichlich getrunken. Und man hat mich dabei gesehen, natürlich.

Es stimmt – ich hatte einige Promille im Blut...

Ich hätte nicht mehr ins Auto steigen dürfen. Es war verantwortungslos. Ich weiß es. Ich glaubte, mich unter Kontrolle zu haben.

Tamara – wenn man mir den Prozess macht -: Fahrerflucht, Trunkenheit am Steuer – dann bin ich mit allen Entwürfen, allen Projekten für alle Jurys der Welt gestrichen.

Dann hängt meinem Namen über die kommenden Jahre ein hässlicher Schatten an. Alle potentiellen Auftraggeber sehen diesen Schatten an meinem Namen kleben. Er klebt am Klingelschild meines Büros.“

„Dreißigtausend...“ murmelte Tamara.

„Viel Geld.“ Anthony machte eine verzweifelte Geste. „Doch der Schaden für mein Architektenbüro wird das Mehrfache sein, wenn alle lukrativen Angebote zukünftig ausbleiben. – Abgesehen davon, dass ich für den Unfallschaden haften muss, auch für das verletzte Opfer. Nach meinem Verhalten – ich bin ohne Versicherungsschutz.“

„Wie geht es dem Unfallopfer?“

„Ich weiß es nicht. Ich bemühe mich, es in Erfahrung zu bringen. Doch du verstehst: Ich kann es nur mit äußerster Diskretion tun.“

Tamara vermied es ihn anzusehen. „Du sprichst von Alkohol...“

Es hatte gewiss nichts zu tun mit dem anderen -? das Überfahren der Ampel, die unbesonnene Fahrerflucht, dein Black Out -“

„Du sprichst von Drogen?“ Auch Anthony vermied jeden Blickkontakt. „Das ist passee.“ Er winkte ab. „Ein Joint ab und zu. Ich habe es unter Kontrolle.“

Mein Problem ist im Moment das Geld.

Dreißigtausend. Ich brauche es auf der Stelle.

Ich brauche das Geld der Erbschaftssumme. Es steht mir zu. Ich habe es bei meinen letzten Investitionen als selbstständiger Architekt schon fest eingeplant.“

„Ich werde heute Abend noch einmal mit Mutter sprechen, Anthony.“

„Mister Storne, so scheint es, hat sie skrupellos über den Tisch gezogen.“

Er hat alles mit Verträgen und ihrer Unterschrift abgesichert.

Tamara – Mutter ist nicht mehr zurechnungsfähig.

Es gibt nur noch einen Weg: Sie entmündigen zu lassen.“

„Mutter entmündigen -?“

Evelyn kam. „Der junge Reporter ist eingetroffen.“

Er wartet im Haus.“

Tamara musste sich erst aus ihrer Erstarrung lösen. Anthony griff sie am Arm. Beide wandten sich der alten Villa, dem Eingangsgebäude zu.

Erlauben Sie mir, dass ich mich an dieser Stelle nochmals kurz einschalte.

Der „junge Reporter“, natürlich, war ich.

Es handelte sich um meinen zweiten Besuch bei Tamara und ihrer Sozialstation.

Ich ahnte nichts davon, welches Unwetter sich über meinem Freund Anthony zusammenbraute.

Dagegen wurde für mich offensichtlich, dass Tamara in ihrer Nachbarschaft unangenehme, ja bedrohliche Gegnerschaften hatte.

Es war nicht so, dass sie die Menschen bewusst provozierte. Sie machte ihre Arbeit gut. Sie machte sie ohne Fehler. Ihr Projekt, das sie leitete, war wunderbar.

Vielleicht dass sie zu fehlerlos war. Dass ihr Projekt zu großartig war. Es war ihm keine lang dauernde Lebenszeit mehr beschieden.

Doch von schrecklicher Macht war der Sog, der plötzlich nach Anthony griff. Der ihn schließlich sogar zum Beteiligten einer kriminellen Aktion werden ließ.

Unfassbar überhaupt, dass er in diesen Sumpf der Nachbars, der Spielhöllen und Unterweltskreise geraten konnte...

Es war nicht seine Lebenswelt, es war nicht sein gesellschaftliches, schon gar nicht sein geistiges Niveau.

Und plötzlich war er Spielball einer gefährlichen Erpressung geworden.

Es sollte ihn bald in ein Erpressungsspiel noch weit größerer Dimensionen hineinziehen.

Sehe ich es im Rückblick und sehe ich mit Klarheit alle Umstände, die ihn dahin führten, so erkenne ich doch keinen Punkt des Entrinnens für ihn.

ZWIELICHTIGE FREUNDE

Anthony war wieder im „Suggar-Star“ eingetroffen.

Man begrüßte ihn mit Hallo.

Er ignorierte es.

Sein Auge kreiste mit Habichtsblick nach den zwei Bardamen. Doch nur eine dieser beiden, die er hier suchte, war anwesend.

Er winkte sie an die Seite.

Man sah ihn flüstern.

Die junge Frau reagierte mit einem flüchtigen Achselzucken. Dann schüttelte sie, kalt und gleichgültig lächelnd, den Kopf.

Anthony ballte plötzlich vor ihrem Gesicht die Faust. Doch sie drehte den Kopf nur lässig fort und entfernte sich mit lockerem Hüftschwung auf einen der hinteren Hocker.

Er wartete eine Stunde. Immer wieder sah er mit Unruhe auf die Uhr. Doch die zweite Bardame wollte nicht eintreffen.

Schließlich erschien eine weitere Bardame. Sie hatte eben telefoniert. Sie erklärte, die gesuchte „Kollegin“ sei bis auf weiteres krank.

Anthony kippte den Rest seines Schnapsglases hinunter. Längst gab es die Signale um ihn, die darauf zielten, den lockeren Körperkontakt aufzubauen. Man strich ihm über den Kragen, fuhr ihm sanft mit den Fingern durchs Haar. Bot ihm weitere Schnäpse an.

Anthony sprang schließlich auf, um das, was er in diesem Moment nur als Belästigung empfand, zu beenden. Fast stürzte sein Hocker um. Er drängte zum Ausgang.

Kurz darauf trat er ein im „Black Moon“.

Pamela saß untätig am Tresen, ebenfalls die kleine Asiatin. Nur wenige Gäste waren anwesend, sie befanden sich etwas abseits an zwei kleineren Tischen.

Auch Simon und Tom waren im Raum. Sie montierten eine neue Lampe über der Tür direkt neben dem Tresen.

Pamela und auch ihre zwei Brüder grüßten, Pamela mit funkelndem Blick. Da war er wieder – ihr „Held“. Sie griff bereits eine Whiskyflasche, um ein Glas zu füllen.

Anthony machte eine ablehnende Geste, doch sie bemerkte es nicht. Er hatte eben bereits seine Whisky-Ration gehabt. War er auch schon wieder „zgedröhnt“ von einer weiteren Ration seines weißen Pulvers?

Er ließ die Blicke schweifen.

Sie trafen auf Simon, auf Tom, auf Pamela.

Es waren, im Zeitraum eines Wimpernschlags, zugleich wieder Sligork, Tuborg und Pelaretta.

Das Bild fluktuierte, manchmal im Sekundentakt, manchmal stand es für eine Zeit still, das eine Bild und die eine Erscheinung, dann wieder das andere, manchmal sah man es wie zwei Bilder zugleich.

Anthony versuchte, sich auf Simon zu konzentrieren. Ihn länger ins Auge fassend sagte er schließlich: „Ich habe Simon – so ist doch der Name? – kürzlich im Haus von Mr. Storne getroffen...“

Mister Storne verweigert eine Geldzahlung?“

Pamela, Simon und Tom tauschten Blicke.

„Es betrifft eine Pamela.“ Anthony fixierte sie kurz mit Blicken.

„Und es gibt Streit um eine Aischa.“ Er fixierte Aischa.

„Und möglicher Weise andere kleine Asiatinnen. Jemand hat Geld in sie investiert...“

Pamela hatte ihm das Whiskyglas zugeschoben.

Die drei anderen tauschten wieder Blicke.

Eine Zeit verstrich.

„Auch mir schuldet der Mann Geld.“

Anthony hielt unentschlossen das Glas vor dem Mund.

Wieder ein längeres Schweigen.

Pamela hatte die Flasche zurückgestellt, sie fragte wie beiläufig. „Welche Summe?“

„Zwei Millionen.“

Anthony kippte sein Glas hinunter.

Die drei tauschten Blicke.

„Erbchaftsgelder meiner Mutter,“ sagte Anthony. „Er sollte sie als Vermögensverwalter betreuen.“

„Angeblich sind sie zurzeit in Anlageprojekten gebunden und nicht verfügbar.“

Pamela reagierte auf diesen Satz mit einem kurzen verächtlichen Lachen.

„Ich hatte ihm ein Ultimatum gestellt, diese Gelder herauszurücken,“ sagte Anthony.

„Dieses Ultimatum ist heute verstrichen...“

Er drehte sich Simon zu. „Wer ist dieser Cousin, dieser Charles, den du erwähnt hast?“

Du hast sie beide ein Gaunerpack genannt.“

Statt Simon antwortete Tom. „Das sind sie.“

Geld in die Betreuung von Mister Storne geben?

Zwei Millionen?

Man muss blind oder wahnsinnig sein, um das zu tun.

Deine Mutter hat ihn als Vermögensverwalter gewählt?“

„Angeblich war er ein guter Freund meines Vaters.“

Tom schüttelte den Kopf. „Wahnsinn, diesem Mann Geld anzuvertrauen...

Dieser Mann und Charles, sein Cousin – die haben schon mehr als zwei Millionen verzockt, bei riskanten Börsenspekulationen und Pleiteprojekten.“

„Er könnte das Geld verzockt und verspielt haben?“ In Anthonys Stimme waren für einen Moment alle Emotionen erloschen.

„Sicher nicht alles,“ mischte Pamela sich ein. „Dafür sind sie zu klug.“

Ihre Taktik ist: Der eine hortet das Geld.

Der andere erklärt sich für zahlungsunfähig.

Eben ein eingespieltes Gaunerpaar.“

„Es war dieser Cousin, dieser Charles, der euch die drei Schläger in Lederjacken vorbeigeschickt hat?“

„Charles: er ist der tatsächliche Gauner – oder auch Gangster, für ihn das bessere Wort,“ sagte Pamela. „Ihm gehören mehrere Bars und Spielhallen hier im Viertel. Ein Mann, der für jedes lukrative Geschäft über Leichen geht. Für ihn gibt es nur zwei Dinge, die zählen: Geld und Sex.“

Sie tauschte wieder Blicke mit ihren Brüdern.

„Zwei Millionen sagst du?“

Die drei tauschen nochmals Blicke.

„Du willst dein Geld zurück? –

Warte einen Moment!“

Sie zog sich mit Simon und Tom in eine hintere Ecke der Kneipe zurück.

Die drei besprachen sich flüsternd.

Dann kamen sie an den Tresen zurück.

„Unser eigener Anteil: ein Drittel,“ sagte Simon.

Er wartete.

„Wir verschaffen dir dieses Geld zurück.“
 Anthony blinzelte misstrauisch
 „Und wie wird es funktionieren?“
 „Das überlass uns,“ sagte Pamela.
 „Es funktioniert!“
 Warte es ab.“

KIDNAPPING

Anthony's Architektenbüro.

Man sah ihn, wie er eben zwei Kunden beriet, ein älteres offenbar wohlhabendes Ehepaar. Beide waren stilvoll gekleidet, sie war üppig behangen mit Schmuck.

Anthony machte auf einem Blatt Papier einen Entwurf. Es herrschte eine einvernehmliche freundliche Geschäftsatmosphäre.

„Wir haben gehört, man handelt Sie bereits hoch unter den jungen Nachwuchsarchitekten...“ sagte die ältere Dame mit etwas schnatternder Stimme. „Sie werden möglicher Weise das neue Kinocenter bauen?“

Anthony reagierte charmant, halb nickend, halb unbestimmt lächelnd.

Das Telefon klingelte.

Er lauschte. Wieder legte sich ein Schatten auf sein Gesicht. Er lauschte.

„Ich werde kommen.“

Er legte auf.

Anthony parkte sein Auto wenige Meter vor dem „Black Moon“.

Tom erwartet ihn.

Er begrüßte ihn, führte ihn durch ein Tor in den Hinterhof.

„Etwas ist schief gelaufen,“ sagte Tom.

„Simon und Jan haben Mister Storne kidnappen wollen – Richard, wie wir ihn nennen.

Niemand außer Richard, also Mister Storne, weiß, wo sein Cousin Charles sich aufhält zurzeit.

Richard weiß es. Er hätte, die Pistole am Hals, die zwei Millionen mit einem raschen Anruf locker gemacht.

Jetzt haben sie Benny, seinen kleinen Sohn, hergeschafft.

Erschrick nicht, wenn du ihn in unserem Verschlag liegen siehst.

Alles wird gut gehen, trotzdem. Richard wird alles in Bewegung setzen, ihn lebend zurückzubekommen.“

Er hatte eine kleine Seitentür des Hauses geöffnet. Beide stiegen eine Treppe hinab.

Tom ging voran durch einen längeren matt erleuchteten Gang. Dieser führte an einer weiteren Treppe vorbei. Nahe dieser Treppe schloss Tom erneut eine Tür auf.

Beide betraten einen Kellerraum mit verdunkeltem Fenster. Es leuchtete nur das Licht einer matten Stehlampe. Nahe beim Fenster befand sich ein Bretterschlag. Davor saß ein Mann – es war Jan, den man Anthony bei seinem ersten Besuch in der Bar als engen Freund Simons vorgestellt hatte. Er döste vor sich hin, nicht einmal beim Näherkommen der beiden anderen hob er den Kopf.

Anthony blickte in den Bretterschlag.

Ein kleiner Junge lag darin mit verbundenen Augen. Er atmete leise vor sich hin, doch er rührte sich nicht. Offensichtlich schlief er fest.

Es war Benny.

Anthony stand an den Bretterschlag gelehnt, konsterniert, entsetzt, ratlos.

Ein Geräusch von der nahen Treppe.

Jan wachte auf.

Simon trat in den dämmrigen Kellerraum, gefolgt von einem weiteren Mann, einem rothaarigen, etwa im gleichen Alter.

Als Simon Anthony wahrnahm, verfinsterte sich sein Gesicht.

Unverzüglich ging er auf Tom zu. „Was fällt dir ein, ihn hierher zu bringen?“

Es folgte ein fast feindlicher Blickwechsel.

Tom reagiert kühl. „Der Junge dort im Verschlag – Es war nicht die Abmachung.“

Simons Blick lag unverändert mit Missbilligung und Misstrauen auf Anthony. „Gut.

Dann muss er jetzt bleiben.

Dann ist er einer vom Team.“

Er zog Tom nochmals zu sich, sprach gepresst. „Wer sagt uns, dass er uns nicht verpfeift?“

Tom löste sich aus seinem Griff.

Jan hatte sich erhoben, er warf abschätzig einen Blick auf Anthony.

„Zwei Millionen. Der will sein Geld...“

„Ich kann Pamela sprechen?“ fragte Anthony.

Tom nickte. Er winkte Anthony, ihm zur Tür und zur nahen Treppe zu folgen.

Sligork verfolgte beide weiter mit misstrauischem Blick. Dann wandte er sich an den Rothaarigen. „Paul! Du bleibst hier bei Jan!“

Wieder setzte das Phänomen der fluktuierenden Bilder ein.

Der Rothaarige, eben Paul Genannte, war im Moment eines Wimpernschlags ein anderer – und doch wieder nicht. Es war Progov, Sligorks Bruder aus dem alten Aserbeidschan. Er war es in allen Zügen, selbst in seiner Bekleidung. Das Bild wechselte nach Sekunden zurück, was doch kaum eine große Veränderung bedeutete. Und so geschah es erneut mit Simon, mit Tom, mit Jan. Sie waren Sligork, Tuborg und Jarscho, die Verwandlung geschah in wenigen Augenblicken, das Bild wechselte zurück, es fluktuierte, manchmal war es erneut wie ein Überlappen.

Tom winkte Anthony wieder zu folgen. Sie bewegten sich die Treppe hinauf. Simon schloss sich den beiden an.

Der Paul genannte Mann nahm Platz neben Jan.

Beide schwiegen eine längere Zeit.

Plötzlich zog Paul eine Pistole hervor. „Ein Neunkaliber.“

Jan griff danach, um sie zu begutachten. „Woher hast du sie?“

„Beziehungen,“ grinste Paul.

Er nahm die Pistole wieder an sich. „Simon wollte zwei davon.“ Er machte eine bedauernde Geste.

Er hatte die Pistole wieder eingesteckt. „Ihr hattet Richard, den Vater, selbst kidnappen wollen?“

„Verrückte Idee!“ brummte Jan. „Der kennt Simon, der kennt Pamela, der kennt Tom. Selbst wenn sie sich bis an die Zehen maskiert hätten...“

Das Ding wäre uns allen gleich danach um die Ohren geflogen.“

„Und wenn er nicht zahlt?“ fragte Paul

„Der zahlt...“ Auch Jan grinste wieder. „Sein Zuckerbubi.“

Er starrte kühl in den Verschlag.

„Hübsch, der Kleine.

Ist das Ergebnis einer verwirrten Liebesnacht Richards mit einer Perserin, wie mir Pamela erzählt hat. Eigentlich ist der Typ schwul. Der findet Frauen so heiß wie eine abgeschaltete Herdplatte. Einmal doch hat's gefunkt. Wahrscheinlich war er stockbesoffen dabei.

Die Perserin hat er schließlich zurück in die Wüste geschickt.“

Benny gab plötzlich ein paar Laute von sich und wälzte sich unruhig. Er schien benommen.

„Habt ihn betäubt?“ fragte Paul

Jan nickte.

Wieder saßen sie schweigend.

„Wenn er nicht zahlt, der Typ...“ Jan fletschte die Zähne. „Dann schicken wir ihm, Stückchen für Stückchen, die Einzelteile: Das rechte Ohr. Dann einen Zeh. Dann den Daumen. Der zahlt!“

Beide grinnten. Wieder fluktuierte das Bild, wieder waren es Jarscho und Prigov – beide in ihrer alten dreckigen, feigen, sadistischen, armseligen Räuberbanden-Mentalität.

Anthony und Pamela kamen gemeinsam die Treppe herunter.

Pamela besichtigte das Gatter. „Zu gefährlich der Ort,“ sagte sie schließlich. „Hier wird er nicht bleiben.“

Das Bild fluktuierte. Pelaretta war in den dämmrigen Kellerraum getreten.

Sie blickte auf Prigov, der Paul war. „Ihr habt euch schon kennen gelernt?

Paul. Ein anderer langjähriger Freund von Simon.“

Sie beugte sich flüsternd zu Prigov.

Der nickte und verschwand kurz darauf die Treppe hinauf.

Pelaretta nahm Platz neben Jarscho, der Jan war.

Benny atmete ruhig.

Man blickte in das Arbeitszimmer von Mr. Stone.

Er telefonierte.

Er lauschte.

„Drei Millionen -?

Das Bild rückte näher.

Man hörte jetzt durch den Hörer eine männliche Stimme.

Es war die von Paul. „Drei Millionen.

Und keine Polizei!“

Es wurde aufgelegt.

Mr. Stornes Arm sank mit dem Hörer zitternd vom Ohr auf den Tisch. Sein Gesicht war totenbleich.

DAS TODESURTEIL

Man sah Pamela und Anthony vor dem Verschlag sitzen.

Jan döste wie zuvor vor sich hin.

Benny wälzte sich wieder in Unruhe.

Pamela holte aus ihrer mitgebrachten Tasche einen kleinen Kassettenrekorder hervor. „Wenn er aufwacht...“

Sie zeigte Anthony außerdem zwei Kinderkassetten.

„Wo wollt ihr hin mit ihm?“

„Es gibt ein kleines abgelegenes Landhaus.“

Paul wird uns hinbringen.“

Benny wälzte sich. Er sprach Unverständliches. Kurz schien es, als würde er aufwachen.

„Ihr werdet ihn wieder betäuben?“ fragte Anthony.

Pamela wiegte unbestimmt den Kopf. „Er hat seine Augenbinde. Er sieht uns nicht.“

„Ihr seid mit Mr. Storne, den ihr Richard nennt, und dem anderen, seinem Cousin mit dem Namen Charles, offenbar gut bekannt.“

„Das liegt lange zurück,“ sagte Pamela.

Zögernd entschloss sie sich zu erzählen. „Ich war dreizehn, als mich Richard – also Mister Storne – als Hausmädchen bei sich aufnahm.“

Vater hatte sich davon gemacht und uns drei Geschwister allein gelassen, weil Mutter an Multipler Sklerose erkrankte.

Mutter war ohne Krankenschutz, ohne Versicherung. Sie hätte uns schließlich ins Heim geben müssen.

Als Richard dann seine Hilfe anbot und ich bei ihm arbeiten konnte, waren wir alle dankbar dafür. Richard zahlte gut.

Doch da gab es Charles, den Cousin...“

„Und er -?“

Pamela würgte einen Moment an ihren Worten.

„Es lief fast sechs Jahre zwischen mir und Charles...
Bis ich schließlich meine Schuppenflechte entwickelte.

Da ließ er ab von mir.“

Sie strich, mit sich bitter verhärtender Miene, über die gepuderte Gesichtshälfte mit der Hautverfärbung.

„Es war nicht ganz so, wie es jetzt klingen mag. Charles war charmant, ein durchaus gut aussehender Mann. Er gab sich einfühlend. Und ich war naiv. Doch vor allem sah ich, dass Mutter wieder regelmäßig die Miete zahlen und meine Brüder versorgen konnte. Sogar eine Krankenbehandlung konnte sie sich plötzlich leisten.

Nein – es wäre mir damals als junges Mädchen unmöglich gewesen, ‚nein‘ zu sagen und einfach zu gehen.

Schlimm wurde es erst, als Richard und Charles mich an andere Männer zu vermitteln begannen.“

„Auch das -?“

„Ich sah, was andernfalls passieren würde.

Meine Brüder waren erst elf und zwölf.

Mutter und sie brauchten das Geld.

Man machte mir weitere Versprechungen. Eine größere zusätzliche Summe wurde in Wertpapieren für mich angelegt. Ich sollte sie vor drei Jahren ausgezahlt erhalten. Dann hat man mir die kleine Bar, den „Black Moon“ überlassen – ein ziemlich heruntergekommener Schuppen.

Damals noch mehr als jetzt. Es läuft so eben. Meine Brüder, Simon und Tom, haben viel Arbeit hineinsteckt. Nein, gut läuft es nicht.“

Benny richtete sich plötzlich auf.
 Er rieb sich über die Augenbinde.
 Er versuchte, seine Benommenheit abzuschütteln.
 Er erklärte schließlich, dass er auf Toilette müsse.
 Pamela öffnete mit einem Schlüssel den Verschlag.
 Sie griff einen an der Seite stehenden Topf und reichte
 ihn Benny. „Setz dich darauf.“
 Benny zögerte. „Ist jemand der guckt?“
 „Mach dir keine Gedanken.“ Sie bemühte sich um eine
 warme freundliche Stimme.
 „In ein paar Tagen bist du wieder zu Haus.
 Wahrscheinlich noch früher.
 Setz dich auf den Topf! Niemand guckt.“
 Benny war aufgestanden. Er griff nach seiner
 Augenbinde. Er riss daran, versuchte sie abzulösen.
 Jan sprang plötzlich auf.
 Er packte Bennys Arm und drehte ihn ihm auf den
 Rücken. „Wenn du das noch einmal versuchst...!“
 Er drückte Benny mit brutalem Griff ganz auf den
 Boden. Benny schrie unter heftigen Schmerzen.

Wieder blickte man in die Villa von Mr. Storne.
 Man sah ihn erneut telefonieren.
 Man hörte die Stimme auf der anderen Seite.
 „Drei Millionen.
 Wir werden eine Straßenbrücke nennen.
 Der Koffer mit dem Geld wird auf den Anhänger
 unseres Autos geworfen.
 Wir geben ein viermaliges Lichtsignal.
 Und nochmals: Jede Einschaltung der Polizei hat
 augenblicklich tödliche Konsequenzen.“
 Es wurde aufgelegt.

Mr. Storne starrte benommen auf den Hörer.
Seine Hand zitterte, ein nicht endendes Zucken lief durch sein Gesicht.

Benny saß aufrecht in seinem Bretterschlag.
Jan döste auf seinem Stuhl.
Benny lauschte einer der von Pamela mitgebrachten
Kassetten.

Plötzlich hielt er die Kassette an.
Es war völlig still um ihn.
Er zog und riss wieder an seiner Augenbinde.
Auf einmal hatte er sie vom Gesicht entfernt.
Er blickte sich um.

Es war der erste Moment, in dem man direkt sein Gesicht sehen konnte – in der Villa seines Vaters hatte man Benny nur von hinten oder flüchtig von der Seite gesehen. Das Bild fluktuierte. Man sah das Gesicht des kleinen Bentilow. Und eigentlich war es mit dem von Benny vollkommen gleich.

Simon und Paul kamen die Treppe hinunter.
Sie betraten den Keller.

Benny blickte ihnen direkt ins Gesicht.
Simon stürzte sich auf Jan, schüttelte ihn wach, seine Worte waren eine Explosion von Vorwurf und Wut. „Bist du verrückt?“

Jan sprang auf, er begriff, was geschehen war, er schnappte sich Benny mit aggressivem Griff und versuchte, die Augenbinde erneut zu befestigen.

Doch die Binde rutschte sofort wieder ab.
Pamela und dann Anthony traten in den Keller.
Benny blickte auch auf sie.

Simon verpasste Jan einen heftigen Tritt gegen die Wade „Armer Idiot!“

Alle im Raum tauschten Blicke.

Jan bemühte sich erneut, die Augenbinde fest zu machen.

Doch es war lächerlich.

Es war sinnlos.

Benny hatte jeden einzelnen von ihnen gesehen.

Simon winkte Paul auf die Treppe zurück.

„Gib mir das Ding!“ Er ließ sich von Paul die Pistole reichen.

Sein Blick auf die Pistole sprach alles aus.

Was in keinem Fall hätte geschehen dürfen, war geschehen.

Für Benny konnte es kein Überleben mehr geben.

Er kannte Simon, er kannte dessen Schwester, wie sehr auch beide nur flüchtig.

Er wusste, in wessen Händen er sich befand.

DER FLUCHTVERSUCH

Man sah wieder Paul und Jan im Keller vor dem Verschlag sitzen. Diesmal war es Paul, der mit eingeknicktem Kopf vor sich hindöste.

Bennys Augenbinde war wieder befestigt, zusätzlich hatte man ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Er lag wie zuvor betäubt.

Anthony trat ein.

Er hatte Jan etwas auszurichten, er tat es flüsternd, Jan erhob sich und verschwand die Treppe hinauf. Seine über die Stuhllehne gehängte Jacke ließ er zurück.

Anthony nahm Platz auf seinem Stuhl. Plötzlich durchsuchten seine Hände die Taschen der hinter ihm hängenden Jacke. Er stieß auf einen Schlüsselbund.

Es befand sich ein kleinerer Schlüssel für ein Türschloss darunter.

Tatsächlich: Der Schlüssel passte. Er konnte das Schloss vor Bennys Verschluss öffnen.

Er schlich sich hinein.

Er nahm Benny auf seinen Arm.

Paul döste – möglicher Weise schlief er sogar.

Anthony verließ den Kellerraum. Benny auf den Armen stand er nun im Gang; bewegte sich bis ans andere Ende, zur Außentür.

Er probierte die unterschiedlichen Schlüssel.

Der dritte passte. Er konnte die Tür öffnen.

Da erschien Tom im Gang.

Sekundenschnell war er ihm an die Außentür gefolgt. Eine drohende Geste. Anthony sah, er würde, Benni im Arm, bei dieser Flucht keine Chance haben.

Da erschien auch Pamela im Gang.

Nach einem kurzen Moment der Erstarrung folgte sie gleichfalls zur Außentür.

Sie stieß sie ganz auf.

Dann winkte sie beide Männer hinaus auf den Hof.

Draußen herrschte noch dunkle Nacht.

Pamela winkte sie weiter zur Straße, schließlich zu einem parkenden Auto.

Sie schloss es auf.

Beide Männer sollten auf den Rücksitzen Platz nehmen.

Sie brauste mit dem Auto davon.

Wenig später sah man sie im Telefonhäuschen neben einem Tankstellenshop telefonieren.

Man hörte Simons Stimme auf der anderen Seite. Das Verschwinden Bennys war längst bemerkt worden. „Du musst wahnsinnig geworden sein,“ keuchte Simon.

„Wir haben ihn, ja,“ sagte Pamela.

„Keineswegs steigen wir aus.

Ihr führt die Verhandlungen, wie bisher.

Doch Benny wird jetzt von mir verwahrt.“

Simon reagierte mit einem Schwall von Flüchen.

Pamela blieb unbeeindruckt. „Macht euer Geschäft.

Doch Benny seht ihr nicht wieder.“

Sie legte auf.

Pamelas Auto fuhr auf der Autobahn.

Man sah die ersten Lichtstreifen des aufsteigenden Morgens am Horizont.

Tom saß inzwischen am Steuer, Pamela neben ihm.

Benny lag neben Anthony auf dem Rücksitz schlafend in sich zusammengerollt.

Pamela wandte sich kurz zu Anthony um.

„Was du nicht weißt:

Simon ist krank.

Er hat einen Tumor im Kopf, bösartig.

Seit er ein Junge ist, leidet er an epileptischen Anfällen. Diese Anfälle hörten schließlich fast auf. Wir hatten ein gutes, ein teures Medikament für ihn gefunden.

Dann, vor einem Jahr, kehrten die Anfälle plötzlich zurück. Er ließ es untersuchen und man entdeckte den Tumor, der sich neu entwickelt hatte.

Simon, solange ich zurückdenken kann, war immer rasch aggressiv. Doch er hatte einen starken Gerechtigkeitsinn - und er war berechenbar.

Jetzt erlebe ich eine Verwandlung an ihm, die mich zu erschrecken beginnt.

Wahrscheinlich leidet er am meisten selbst – vor allem an den wieder so häufigen epileptischen Anfällen.

Er lässt es seine Umgebung spüren. Er zahlt es ihr heim mit unkontrollierten aggressiven Ausbrüchen.

Ich selbst habe gelegentlich Angst vor ihm.“

Sie fuhren eine Weile schweigend.

„Eine Operation wäre notwendig, dringend – doch sie wäre bereits lebensgefährlich.

Nur eine Spezialklinik könnte es leisten.

Und wieder braucht es dafür Geld. Viel Geld...“

Benny murmelte etwas. Er schien wach zu werden.

„Nimm ihm die Augenbinde ab!“ sagte Pamela.

Die Fesseln an Bennys Händen waren bereits entfernt.

Anthony begann vorsichtig, die Augenbinde abzulösen.

Benny blinzelte, noch wie in leichter Trance.

Der Himmel hatte sich inzwischen ganz aufgeheitert. Es war früher Morgen geworden.

DIE VERFOLGER

Pamela hatte wieder bei einem Tankstellenshop Halt gemacht.

Tom hatte eingekauft und kam eben mit einer vollen Tüte mit Lebensmitteln zurück.

Benny saß aufrecht auf dem Rücksitz und schaute wieder wach umher.

Man bog in eine Nebenstraße ab und fuhr an den Rand eines Feldes.

Dort begann man gemeinsam ein Frühstück zu essen.

Niemand sprach – außer wenn man sich mit kleinen Zureichungen behilflich war.

Benny aß sichtbar mit großem Appetit.

Pamela lächelte ihn immer wieder freundlich und vertrauensgewinnend an. Benny lächelte vorsichtig zurück.

Auch Tom lächelte. Auch Anthony.

Benny lächelte offener. Sein Gesicht sagte: Bei diesen Leuten hier konnte ihm nichts wirklich Böses passieren. Er aß und trank, seine Augen spähten ruhig und wach die Umgebung ab.

Etwas später:

Der Wagen parkte noch immer am Feldrand.

Doch Toms Kopf lag über das Steuer gelehnt.

Er schlief.

Pamela schlief ebenfalls, den Kopf an das Seitenfenster gestützt.

Auch Anthony saß mit geschlossenen Augen.

Nur Benny blickte wach umher.

Der kleine Wagen Pamelas hatte keine hinteren Seitentüren. Niemand hätte unbemerkt aus dem Wagen entkommen können.

Ein Moment der Erholung und Rast – nach einer durchwachten, nervenaufreibenden Nacht.

Später:

Es war Mittag geworden.

Pamela steuerte jetzt wieder den Wagen.

Plötzlich bemerkte sie, dass sie von einem anderen Wagen verfolgt wurde – ein Mercedes mit kleinem Anhänger.

Pamela begriff sofort. Sie gab Gas, setzte an zur Flucht. Doch das kleine Auto konnte bei dieser Wettfahrt nicht lange mithalten.

Der Mercedes überholte sie.

Er bremste vor Pamelas Wagen ab, verstellte die Straße.

Pamela musste anhalten.

Simon, Jan und Paul sprangen heraus.

Sie rissen die Türen von Pamelas Auto auf.

Pamela hatte eine Pistole gezogen. Richtete sie auf Simon. „Keiner rührt mir den Jungen an!“

Paul ließ seine Aggression mit einem wuchtigen Tritt gegen Pamelas Auto aus.

Pamela war für diesen Moment abgelenkt.

Simon schlug ihr die Waffe aus der Hand.

Er zerrte Pamela aus dem Wagen.

Jan packte sie und zog sie zum Mercedes.

Simon zerrte auch Tom aus dem Auto.

Sein Gesicht war ein einziger Ausdruck geballter Wut. „Das gibt eine Abrechnung – später.“

Er schlug Tom hart gegen die Brust.

Tom schlug zurück. Es drohte ein Zweikampf.
Doch Paul hielt jetzt Pamelas Pistole in der Hand.
Jede Gegenwehr Anthonys oder Toms wäre zwecklos
gewesen.

Tom musste ebenfalls zum Mercedes folgen und wie
Pamela dort einsteigen.

Auch Anthony hatte keine Wahl, auch ihn zwang man
mit vorgehaltener Waffe, in den Mercedes zu wechseln.

Benny wurde brutal gegriffen. Man fesselte ihm wieder
die Hände, verklebte ihm den Mund und sperrte ihn in
den Kofferraum des Mercedes.

Simon und Paul berieten sich kurz.

Dann nahm Simon wieder am Steuer Platz, Jan neben
ihm.

Auf der hinteren Reihe saßen Tom, Pamela und
Anthony.

Paul stieg in den Wagen von Pamela.

Die beiden Autos setzten sich in Fahrt. Brausten davon.

DER VERZWEIFELTE

Man sah Mr. Storne in seiner Villa telefonieren.

Sein Gesprächspartner war offenbar wieder sein Cousin
Charles. Man hörte deutlich dessen Stimme.

„Drei Millionen?! Wir müssten verrückt sein!

Mein Prinzip: Gib niemals einer Erpressung nach. Die
nächste Erpressung folgt – immer nur dreister.“

„Charles!“ Mr. Stornes Stimme schwankte zwischen
unterwürfigem Bitten und wachsendem Zorn. „Ich habe
eine Mitsprache, dies Geld ist auch meins.“

Er wartete.

Es folgte keine Reaktion.

„Charles! Ich könnte mich an einige unangenehme Geschichten der letzten Jahre erinnern.“

„Was heißt das?“ Charles Stimme klang aufgebracht.

„Drohungen?

Vergiss nicht:

Was immer gewesen ist – du hast mit mir immer im selben Boot gesessen!“

Mr. Storne war am Ende seiner Geduld.

„Du bist ein Mistker!“ Er schrie.

„Ein Monster!

Ein elender Hundearsch!“

„Auch da nehmen wir uns nichts,“ konterte Charles.

„Verrecke!“ Mr. Storne warf den Hörer auf die Gabel.

Er ging hinüber in Bennys Spielzimmer.

Die Häuserzeile stand aufgebaut wie zuvor.

Der Hubschrauber befand sich auf seinem „Hubschrauberlandeplatz“ auf dem Hochhaus.

Mr. Storne griff ihn mit einer sanften Bewegung, wiegte ihn auf der Handfläche.

Er setzte sich. Er brach in ein Weinen aus.

Der Weinkampf schüttelte ihn. Er schrie, er stampfte mit den Füßen dabei. Er wühlte in seinen Haaren. Er weinte hemmungslos wie ein kleines Kind.

Szenenwechsel.

Man sah Mr. Storne an einem Bankschalter.

Er war mit einem Bankangestellten im Gespräch und hatte eine Reihe von Papieren vor ihm ausgebreitet.

„Ich sehe den Wert Ihres Hauses bei Eineinviertelmillionen,“ sagte der Bankangestellte. „Nehmen wir das Gartengrundstück hinzu und sagen wir großzügig: nochmals eine Million.“

Sie brauchen drei Millionen?“

Mr. Storne schob ihm nochmals Papiere zu. „Ich habe zwei Originalgemälde der Rembrandt-Zeit in Besitz.“

Auch habe ich meinen Schmuck schätzen lassen.“

Der Bankangestellte prüfte die Papiere.

„Zusammen mit den beiden ersten Hypotheken sind wir damit bei zweieinhalb Millionen...“

Gut. Als alten Kunden können wir Ihnen für den Rest möglicher Weise einen Kredit gewähren. Sie wissen um die gegenwärtig eher ungünstigen Zinsbedingungen.

Ich spreche mit dem Direktor.

Eine Auszahlung ist frühestens morgen möglich.“

„Bitte? Erst morgen?“

Es ist dringend! äußerst dringend!“

Der Bankangestellte machte eine bedauernde Geste und entfernte sich.

DER BRUCH DER GESCHWISTER

Es war später Nachmittag geworden.

Die Zweierkolonne der Autos – Paul fuhr voran - hatte den Ort des gesuchten Landhauses erreicht.

Der Schreck war groß.

Von dem Haus existierten nur noch Trümmer. Das Haus war niedergewalzt – als habe ein Bulldozer es platt gefahren.

Paul starrte fassungslos auf die Trümmerreste.

Auch Simon, Jan und Tom stiegen aus, schließlich auch Pamela.

Paul, der hier Ortskundige, wusste keine Erklärung.

Alle spürten inzwischen Hunger. Man war sich einig, hier zunächst einmal Rast zu machen.

Pamela ging an den Kofferraum und öffnete ihn.

Sie wollte auch Benny heraushelfen. Doch Simon trat dazwischen.

Da war Tom gleichfalls am Kofferraum. Benny blinzelte tief verängstigt und verstört in die Höhe, das Klebeband über dem Mund ließ ihn nur schwer und mühsam atmen.

Toms Finger griffen danach und versuchten, das Band abzulösen.

Da verpasste ihm Simon erneut mit Wucht einen Schlag gegen die Brust.

Tom taumelte. Doch dann schlug auch er wieder zurück.

Der Kampf entbrannte jetzt in voller Härte. Toms Lippe war aufgeschlagen, Blut tropfte ins Gras.

Beide hielten inne.

Plötzlich durchlief Simons Körper ein Zittern. Er krümmte sich.

Auf einmal stürzte er. Wand sich unter Krämpfen am Boden, Schaum vor dem Mund.

Erneut ein epileptischer Anfall.

Pamela holte eine Decke aus dem Wagen und rollte den Bruder darin ein.

Sein Körper beruhigte sich allmählich.

Wenig später:

Simon, völlig übernächtigt, war in der Decke eingeschlafen.

Pamela, Tom und Jan, auch Anthony und Benny, saßen zwischen den Autos im Gras. Man aß Obst, Kekse und Chips.

Das Klebeband war von Bennys Mund wieder abgelöst und auch seine Hände waren befreit.

Niemand sprach.

Benny schien wieder gefasst, die Angst war aus seinen Augen verschwunden.

Ein milder sonniger Abend lag über der frühherbstlichen Landschaft.

Paul, der sich kurz von der Gruppe entfernt hatte, kehrte jetzt zurück. „Ich will euch den See zeigen.“

Kommt! Es liegen noch die zwei alten Boote am Ufer.“

Er winkte den anderen, ihm zu folgen.

Kurz darauf saßen alle in den zwei Booten; Paul, Pamela und Benny in dem einen, in dem anderen Jan, Tom und Anthony.

Der See glitzerte hell unter der abendlichen Herbstsonne. Man ruderte ein Stück hinaus.

Paul erzählte einen Witz; dann auch Jan. Eine plötzlich gelöste fast heitere Stimmung.

Benny entdeckte einen schillernden Gegenstand in den Wellen: eine alte Zinnkanne. Er wollte sie ins Boot holen. Da passierte es: Er stürzte ins Wasser.

Er strampelte verzweifelt mit den Armen. Er konnte nicht schwimmen. Plötzlich war er unter dem Wasser verschwunden.

Man tauschte entsetzte Blicke.

Tom sprang ins Wasser. Doch sein Boot war zu weit entfernt.

Schließlich sprang auch Paul.

Weitere bange Sekunden verstrichen.

Paul erschien wieder an der Oberfläche.

Er hielt Benny mit seinem rechten Arm an den Körper gepresst.

Pamela zog den Jungen ins Boot zurück. Der schien bereits wie leblos. Pamela schüttelte ihn, bis Benny laut zu prusten begann. Das herbstliche Wasser war kalt. Er bibberte schrecklich.

Pamela zog ihren Pullover aus und hüllte ihn damit ein.

Jan ruderte heran und reichte seine Jacke hinüber.

Auch Paul fror, als er zurück ins Boot kletterte. Auch Tom zitterte.

Doch alle waren sichtbar erleichtert.

Man ruderte zum Ufer zurück.

Dort wartete Simon auf sie – finster, stumm, mit vorgehaltener Pistole.

Die Boote legten an, man stieg wieder an Land.

Es war später Abend geworden.

Man hatte entschieden, in den zwei Autos hier die Nacht zu verbringen.

Simon lief zwischen den Autos mit dem Blick eines lauernden Wachhunds umher, die Pistole stets griffbereit.

Die zweite Pistole, die Pamelas, verwaltete nun Paul.

Keiner durfte sich aus dem Umkreis der Autos entfernen.

Es wurde Nacht.

Pamela saß an einen Baum gelehnt.

Simon setzte sich zu ihr.

Er zündete sich eine Zigarette an.

„Richard und Charles – sie werden zahlen, die Hunde,“ sagte er schließlich, kalt, wie tonlos.

„Ich habe nicht vergessen, was sie dir angetan haben.“

Das Mitgefühl in seiner Stimme klang echt. Er empfand das Vergehen an der Schwester wie ein ungesühntes Verbrechen.

„Keine Schonung!

Wir fordern nur, was uns zusteht.“

Er rauchte eine Zeit lang still vor sich hin.

„Ich weiß, dass es dir an die Nieren geht – das mit Benny.

Der Kleine hat deine Muttergefühle geweckt.

Du solltest das rasch wieder in den Griff kriegen.“

Er rauchte.

„Du weißt, dass es keine Möglichkeit gibt ihn zu retten.

Er kennt unsere Gesichter. Er kennt unsere Namen.

Sie werden es aus ihm herauspressen.

Glaub nicht, wir hätten dann noch die Spur einer Chance. Naives Mädchen!“

Pamela erhob sich plötzlich.

Sie wechselte an einen anderen Baum, setzte sich wieder. Stumm.

Ein unmissverständliches Zeichen ihres Protests; ihrer Distanznahme.

Simon verfolgte es mit Irritation.

Er wollte diesen Konflikt mit der älteren Schwester nicht.

Er drückte seine Zigarette aus.

Wieder lag eine düstere Starre auf seinem Gesicht, Bitternis, Härte.

Es gab keinen Weg, in ein Einverständnis mit der Schwester zurückzugelangen.

Dieser Bruch würde bleibend sein.

Beide wussten es.

DIE LÖSEGELDSUMME

Eine unruhige Nacht begann. Eine Nacht der fortwährend lauernenden Anspannung.

Simon kämpfte gegen den Schlaf an. Sein Misstrauen erstreckte sich auch auf Paul, den er gleichfalls mit der Nachtwache beauftragt hatte. Er belauerte auch ihn. Er belauerte jeden anderen.

Jedes Knistern im Gesträuch ließ ihn aufschrecken. Kurz nickte er ein. Er sprang auf, schüttelte sich wach. Dieses selbstverordnete fortdauernde Wachen war ein qualvoller Kampf.

Es war Tag geworden.

Die Zweierkolonne der Wagen näherte sich erneut einer Tankstelle.

Man sah Simon und Paul in einem Telefonhäuschen. Paul telefonierte.

Simon winkte plötzlich Pamela heran.

Sie sollte Benny herbringen.

Der Vater wollte einen Lebensbeweis.

Man drückte Benny den Hörer in die Hand.

„Papa, mir geht es gut.“ Es klag ruhig und selbstbewusst. „Gestern sind wir Boot gefahren. Ich bin dabei ins Wasser gefallen. Doch alle haben mich gerettet. Das Wasser war schrecklich kalt und tief, uhh!“

Man nahm ihm den Hörer wieder aus der Hand.

Paul sprach nochmals mit Mr. Storne.

Er hängte auf.

„Heute Abend Punkt elf,“ presste er schließlich hervor.

„Er zahlt.

Wir haben das Geld.“

Die Autos fuhren über eine breite Landstraße. Benny saß jetzt auf dem Rücksitz an Pamelas Seite.

Wieder ein strahlender Herbsttag.

Es war Mittag.

Pamelas Wagen, weiter von Paul gesteuert, begann zu tuckern. Plötzlich stand er ganz.

Man schob den Wagen auf das angrenzende Feld.

Paul und Jan öffneten die Motorhaube und versuchten, den Schaden ausfindig zu machen.

Pamela griff wieder nach Bennys Hand und entfernte sich ein Stück über das Feld, auf die golden leuchtenden Sträucher eines angrenzenden Waldstücks zu. Anthony folgte ihnen, schließlich auch Tom.

Auch Simon heftete sich ihnen an die Fersen, stumm, die Pistole in der Hand.

Es wurde ein Spaziergang über das Feld und dann auch über die schmalen Trampelpfade des Waldstücks. Simon ließ sie für keinen Moment aus den Augen.

Man stieß auf eine kleine halb verrottete Waldhütte. Die Tür ließ sich öffnen, die Hütte war leer.

Alle kehrten schließlich zu den Autos zurück.

Paul und Jan hatten den Schaden an Pamelas Wagen nicht beheben können. Aber ihr Ehrgeiz als kompetente Mechaniker war ungebrochen.

Erneut setzte man sich für ein gemeinsames Essen auf dem Boden zusammen. Doch immer wieder sprang einer der beiden Männer, Paul oder Jan, auf und kehrte zum Wagen zurück – mit einem neuen Einfall, wie er ihn wieder flott machen könnte.

Es war späte Nacht.

Der Mercedes näherte sich einer Brücke. Das Auto von Pamela fuhr nicht mehr hinter ihm.

Benny war im Wagen nicht zu sehen. Offenbar befand er sich wieder im Kofferraum.

Von dem Mercedes kam ein viermaliges Blinken mit der Lichthupe.

Der Wagen bremste auf Schritttempo ab.

Zwei Männer waren auf der Brücke zu sehen.

Als der Mercedes die Brücke erreicht hatte, wurde ein Koffer herabgeworfen – genau in den kleinen Anhänger.

Man fuhr weiter, nun in raschem Tempo, bis zur übernächsten Ausfahrt.

Dann in ein Waldstück hinein.

Man öffnete den Koffer im Licht der Scheinwerfer.

Er war dicht mit Geldscheinen gefüllt.

Befreiter Jubel. Tiefe Erleichterung.

Zugleich fühlten sich alle tödlich erschöpft.

Man hatte über zwei Tage und zwei Nächte nur immer für wenige Stunden geschlafen.

Man beschloss, zu Pamelas Auto und zur kleinen Waldhütte zurückzukehren, um dort die Nacht zu verbringen.

Der nächste Morgen. Man sah wieder die kleine halb verrottete Waldhütte.

Tom war als erster erwacht.

Er verließ leise die Hütte.

Da bemerkte er, dass Benny ihm ins Freie gefolgt war.

Tom winkte ihm zu. Beide wanderten ein Stück in den morgendlichen Wald hinein.

Spinnennetze überzogen die Wege, glitzernd von Tauperlen.

Da folgte ihnen ein dritter: Simon – die Pistole im Anschlag.

Plötzlich ein Schrei.

Ein aufgeschreckter Habicht hatte sich aus einer Baumkrone gelöst und flatterte davon.

Tom und Benny erreichten eine kleine Schlucht.

Irgendwo hämmerte ein früher Specht.

Simon war ihnen weiter gefolgt.

Er legte auf Benny an. Doch er spürte seine Hand zittern.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Wieder zielte er.

Benny hatte den Specht an einer Tanne entdeckt. Er beugte sich in das Gebüsch, um sich unbemerkt nahe heranzuschleichen.

Simon verlor ihn aus den Blicken.

Seine Pistole sank hinab.

In diesem Moment drehte sich Tom zu ihm um. Die Brüder sahen sich an. Ein kaltes Duell der Blicke.

Tom griff Bennys Hand, als sie zur Waldhütte zurückkehrten.

Wenig später.

Alle waren wieder in der Waldhütte versammelt.

Simon wollte nochmals das Geld zählen.

Er öffnete den Koffer.

Plötzlich erstarrte seine Hand.

Alle Geldscheine waren mit einer bläulichen Säure übersprüht und teils schon von ihr zerfressen.

Simon stieß einen lauten Fluch aus.

Er entdeckte jetzt den Mechanismus im Kofferdeckel, der den Fluss der Säure ausgelöst hat.

Er zog die Pistole und begann wie besinnungslos auf den Koffer einzuballern.

Er ballerte. Er brüllte ein tierisches Brüllen, in ohnmächtiger Wut.

DER TODESKANDITAT

Alle hatten wieder im Mercedes Platz genommen.

Simon und Paul saßen vorn.

Die hintere Bank teilten sich die vier anderen, Pamela, Anthony, Tom und Jan. Benny war wieder in den Kofferraum gesperrt.

Man fuhr, bis man erneut eine Tankstelle und dort ein Telefonhäuschen erreichte.

Simon griff diesmal selbst den Hörer.

„Ihr Schweine! Ihr habt uns hereinlegen wollen.

Der Koffer war manipuliert.“

„Bitte?“ Man hörte die Stimme von Mr. Storne. Er schien selbst ahnungslos und überrumpelt.

„Ich habe es korrekt in Auftrag gegeben.

Das Geld war abgezahlt. Drei Millionen.“

„Alles von Säure zerfressen und eingefärbt.

Letztes Ultimatum: Wir kriegen heute das Geld.

Selbe Uhrzeit. Selbe Brücke.

Sonst -“ Er schlug mit der Pistole gegen das Dach des Telefonhäuschens.

In Mr. Stornes Stimme lag Entsetzen, Verzweiflung.

„Ich verstehe nicht – ich habe gezahlt -“

Simon schlug ein zweites Mal gegen das Dach. Jetzt löste sich krachend ein Schuss.

Er hängte ein.

Plötzlich lachte er – ein wildes, ein irres Lachen.

Der Mercedes fuhr wieder über die Landstraße.

Simon hatte entschieden, nochmals zu Pamelas Auto zurückzukehren.

Paul hatte ein Ersatzteil gekauft.

Er und Jan machten sich wie Tags zuvor an die Arbeit.

Keiner sonst durfte den Mercedes verlassen. Simon umrundete den Wagen mit gezogener Pistole.

Plötzlich loderte vor der geöffneten Motorhaube eine helle Stichflamme auf. Paul und Jan ergriffen die Flucht.

Eine Reihe von Kabeln war durchgeschmort. Das Auto war endgültig fahruntüchtig, man musste es aufgeben.

Paul schraubte die Nummernschilder ab.

Man fuhr wieder los.

Der Mercedes hielt nahe an einem einsamen See.

Simon hatte Jan das Steuer überlassen. Seine Augen zeigten tiefblaue Ringe, er kämpfte wieder schwer mit dem Schlaf.

Er kommandierte: Alle durften sich die Beine vertreten und durften „ab in die Büsche“.

Als sie zurückkehrten, war Simon eingeschlafen.

Sein Körper lag über beide Vordersitze gekippt, die Pistole klemmte unter seiner Brust.

Die Gruppe spazierte zum See. Benny, den man wieder aus dem Kofferraum befreit hatte, in ihrer Mitte.

Auch über diesem dritten Tag lag ein golden flutendes Herbstlicht, der See funkelte wie ein klarer Spiegel unter der milden Nachmittagssonne.

Man rastete am Ufer.

Pamela hatte im Tankstellenshop ein kleines Reiseschachspiel besorgt.

Benny forderte Jan zu einem Spiel heraus.

Anthony hatte neben Pamela Platz genommen.

Er sprach leise und vertraulich. „Es gibt nur den einen Weg...

Das ist: Benny alles zu erklären.

Warum wir das tun mussten –

Dass es um eine gerechte Sache geht –

Und vor allem: dass niemand ihm selbst, Benny, hier etwas antun wird.“

Pamela lächelte. „Das habe ich schon getan.

Er hat es verstanden.“

Sie lächelte zu Benny hinüber.

Der lächelte, von seinem Schachbrett aufblickend, zurück und machte eine flüchtig winkende Bewegung.

Eine Zeit später.

Jan hatte fast zwei Drittel seiner Schachfiguren verloren, Benny kaum ein Viertel.

Jetzt machte Benny den entscheidenden Zug: Sein Gegner war schachmatt.

Jan erklärte, seit Ewigkeiten nicht mehr gespielt zu haben. Er verbarg nur schwer seinen Ärger, gegen diesen „Knirps“ war er ohne Chance gewesen.

Bennys Augen leuchteten in stillem Triumph.

Er ging zu Pamela und nahm dicht bei ihr Platz.

Pamela legte freundschaftlich ihren Arm um ihn. Sie drückte ihn sanft.

Ein anderes Auto, ein Kombi, hielt nahe am See und eine Großfamilie stieg aus: Drei Erwachsene, fünf Kinder. Sie waren gekommen, um hier am herbstlichen See ein Picknick zu machen.

Als Simon wieder erwachte, sah er „seine Leute“ und die Großfamilie, Vater, Mutter, Großmutter und die fünf

Kinder, nah beieinander sitzen. Man hatte ein Lagerfeuer gemacht und grillte Würstchen. Der junge bärtige Vater spielte auf einer Gitarre und sang und alle Kinder sangen mit und klatschten. Benny saß mitten unter ihnen, auch er sang und klatschte.

Es herrschte eine ausgelassene Stimmung.

Simon sprang auf. Er rief Paul heran.

Paul kehrte kurz darauf zur Gruppe zurück - mit einem unmissverständlichen Befehl: Alle hatten augenblicklich zum Wagen zurückzukehren.

Simon steuerte wieder den Mercedes.

Er lenkte den Wagen schließlich ein Stück auf einen einsam gelegenen Acker.

Alle mussten aussteigen und sich in einer Reihe aufstellen.

Simon hielt seine Pistole im Anschlag.

Er brodelte, er kochte.

„Ihr seid ein Haufen Idioten!“

Er fuchtelte mit der Pistole.

„Wer hatte den Einfall?“

Zum See gehen! Grillparty feiern!

Habt ihr alle den Verstand verloren?!“

Er fuchtelte mit der Pistole.

„Ich knalle euch alle ab.“

Ihr fallt mir in den Rücken!

Offenbar weiß keiner hier außer mir, was auf dem Spiel steht.“

Plötzlich löste sich ein Schuss.

Die Kugel fegte dicht über die Köpfe der Gruppe hinweg.

Alle duckten sich erschreckt.

Simon hob die Pistole und ballerte nun mehrmals in die Luft.

Er richtete sie erneut auf die Gruppe.

Dann folgte mit der Pistole eine befehlende Geste: wieder ins Auto zu steigen.

Wenige Augenblicke später überfiel ihn erneut ein Zittern. Es schüttelte ihn, Schaum trat auf seinen Mund. Die bekannten Symptome: Er wand sich unter Krämpfen, hilflos, mit verdrehten Augen.

Benny kam vorsichtig näher. Ein Ausdruck von heftigem Erschrecken lag auf seinem Gesicht - wie zugleich Mitleid.

Er kniete sich nieder hinter Simons Rücken. Er hob die Hand, um Simons Schulter zu streicheln.

Simons Körper zuckte noch immer.

Benny betastete sanft die Schulter, die Hand streckte sich vorsichtig auch zu Simons Kopf, er berührte allein die Haarspitzen. Tiefes Mitleid lag in Bennys Augen.

Es war Abend geworden.

Der Mercedes hielt an einem Waldstück.

Alle durften sich wieder „die Füße vertreten“.

Simon behielt Paul im Wagen zurück und besprach sich flüsternd mit ihm.

Alle verstreuten sich zwischen den Sträuchern und Bäumen.

Schließlich folgte auch Paul.

Simon verharrte auf seinem Sitz vor dem Steuer.

Er zog die Pistole aus der Jacke. Sein Gesicht, zur äußersten Härte verspannt, verriet den endgültig gefassten Entschluss, der absolut unausweichlich war.

Der Ort war eine etwas urwüchsige Waldgegend mit kleinen Schluchten.

Paul näherte sich Benny. Er erklärte ihm, dass er hier einen Dachsbau kannte und dass er ihn hinführen wollte.

Er griff Benny bei der Hand. Der ließ es geschehen. Sie näherten sich einer schmalen Waldschlucht.

Plötzlich sah man: Simon war ihnen gefolgt. Er pirschte sich von Baumstamm zu Baumstamm näher.

Paul und Benny standen direkt vor der Schlucht.

Wieder der laute Schrei eines Vogels. Dann der Schrei eines zweiten. Beide schossen aufwärts und erhoben sich weit über die Baumkronen. Benny verfolgte es fasziniert. War es ein Kampf? verfolgten die Vögel sich?

Simon war näher gekommen. Er hob seine Pistole und zielte.

Benny wechselte den Platz, mit aufgeregten Sprüngen. Wirklich schien es so – der eine Vogel verfolgte den andern.

Simon zielte. Sein Gesicht glich einer weißen Maske aus Kalk. Nur noch Härte, nur noch bittere letzte Entschlossenheit.

Plötzlich fuhr eine zur Pranke gestreckte Hand von hinten auf seiner Schulter nieder.

Anthony.

Er versuchte, ihm die Pistole zu entreißen.

Simon wand sich los, die Pistole blieb in seiner Hand. Sekunden später rollten beide am Boden. Ein Kampf um die Pistole setzte ein, ausgetragen mit äußerster letzter Verbissenheit.

Mal lag der eine mal der andere oben. Plötzlich schlug Simons Pistole hart gegen Anthonys Schläfe. Der taumelte jetzt seitwärts.

Simon nahm auf ihm Platz, in finsterner Wut, die Pistole auf seine Stirn gedrückt, genau zwischen die Augen.

Benny war herangekommen, mit bleichem tief verschrecktem Gesicht.

Simon hob die Pistole erneut gegen Benny.

Der Schuss krachte.

Simon zuckte zusammen – er griff sich an die rechte Schulter. Aus der Schulter tropfte Blut.

Tom stand hinter ihm. Er hatte die zweite Pistole an sich gebracht und auf Simons Schulter geschossen. Simon fletschte die Zähne, er wand sich unter Schmerzen, fast kippte er seitwärts. Da hatte seine linke Hand die Pistole übernommen.

Er richtete sie gegen Tom. „Dann stirbst auch du.

Alle werdet ihr sterben.“

Pamela war inzwischen gleichfalls herangekommen.

Tom stand erstarrt.

Pamela riss ihn zur Seite, sie griff sich die Pistole, sie schloss kurz die Augen und schoss.

Simon sank vornüber.

Sie hatte Simon direkt in die Schläfe geschossen.

Er röchelte. Die Pistole fiel ihm aus der Hand.

Auch Jan, auch Paul waren herangekommen.

Alle umstanden schweigend den Röchelnden.

Simons Atemzüge wurden kürzer. Dann zeigte er kein Lebenszeichen mehr.

Pamela kniete bei ihm nieder.

Sie befühlte sein Herz, seinen Puls.

Simon war tot.

Sie scharfte Laub zusammen und begann, Simon damit zu bedecken.

Alle brachten jetzt Laub.

Simon wurde mehr und mehr zugedeckt.
 Sein Körper verschwand. Nichts blieb als ein sich lang
 über den Waldboden hinstreckender Laubhaufen.
 Man umstand ihn noch einmal im Kreis.
 Der Abschied.
 Man kehrte zum Wagen zurück.

DER GLÜCKSPILZ

Der Mercedes fuhr über die abendliche Landstraße.
 Jetzt bog er auf die Autobahn ein.
 Es begann dunkel zu werden. Die Autos schalteten ihre
 Scheinwerfer ein.
 Dem Wagen kam ein Polizeifahrzeug entgegen. Im
 Näherkommen verlangsamten die zwei Polizisten das
 Tempo. Sie blinkten.
 Paul, der am Steuer saß, geriet in Panik. Wurden sie
 verfolgt?
 Er gab Gas und brauste in Höchstgeschwindigkeit
 davon.
 Die Nadel der Tankanzeige neigte sich zum Anschlag.
 Endlich erreichte man eine Tankstelle.
 Das Auftanken war eben abgeschlossen, als erneut eine
 Polizeistreife auf der Gegenfahrbahn auftauchte. Sie fuhr
 mit Blaulicht.
 Paul fasste einen raschen Entschluss. An der Zapfsäule
 neben ihm stand ein anderer Wagen – ein auffälliger
 rostiger Renault, dessen Fahrer sich eben an die Kasse
 des Tankstellenshops begeben hatte. Paul winkte alle

hastig aus dem Mercedes heraus und hinüber in den alten Renault.

Das Bild wechselte einen Moment in den Raum des Tankstellenshops. Vor der Kasse stand ein jüngerer Mann mit schmalem freundlichem Gesicht und einer hübschen Haarlocke: der Besitzer des Renault. Er flirtete mit der jungen Kassiererin.

„Der alte Renault, die Kiste, die stoße ich in wenigen Wochen ab...“

Es begann vor vierzehn Tagen: Ich fand eine neue Wohnung, gleich in der Wohnung gegenüber fand ich eine neue Freundin und durch die Freundin einen neuen gut bezahlten Job.“

„Eine Glückssträhne...“ Die Kassiererin lächelte.

„Sie sagen es. Ein bisschen beginnt es mir schon unheimlich zu werden...“

Jetzt aber folgte ein Moment des jähen Erschreckens: Der Renault begann fortzurollen, er war voll mit Menschen besetzt, das Auto beschleunigte rasch. Der Mann rannte hinaus und setzte zu einer Verfolgung an. Doch sein Renault scherte schon auf die Autobahn ein.

Er kehrte zu den Zapfsäulen zurück.

Die junge Kassiererin war herausgekommen und musterte den Mercedes, der mit offenen Türen leer vor der Zapfsäule stand.

„Also, wenn Sie mich fragen, ich würde den Tausch annehmen,“ sagte sie schließlich.

Der junge Mann mit der Haarlocke umwanderte den Mercedes.

Der kleine Anhänger schien ihm etwas überflüssig. Doch im Prinzip gab es keinen Grund, über einen solchen Tausch unglücklich zu sein.

War der Wagen fahrtüchtig?

Er startete den Motor.

Der surrte ordnungsgemäß.

Der junge Mann fuhr los.

In diesem Moment begriff die Kassiererin, dass die Tankfüllung für den Mercedes noch unbezahlt war. Sie rief mehrmals „Halt!“ und versuchte, den Mann zurück-zuwinken.

Doch der guckte sich nicht mehr um.

Er bog ein auf die Autobahn.

Ein gut fahrender Mercedes, wenn auch kein neueres Baujahr!

Er trällerte und pfiff vor sich hin.

Es war Nacht geworden.

Man sah den Mann am Steuer des Mercedes in einen Stau geraten.

Das Bild fluktuierte.

Es zeigte sich plötzlich ein bekanntes Gesicht.

Das schmale freundliche Gesicht mit der Haarlocke war das eines Mannes mit dem Namen Kasturk.

Er trug einen breitärmeligen winterlichen Umhang mit Pelzkragen.

So war er in Archanis Verlies erschienen.

So hatte er das Seil befestigt, an dem Archani in die Freiheit geglitten war.

So war er selbst zu Tode gestürzt.

Der Mercedes näherte sich einer Brücke.

Es ging nur im Schritttempo voran.

Der Mann am Steuer des Mercedes fühlte sich plötzlich von einem entgegenkommenden Fahrzeug geblendet, das versehentlich das Fernlicht eingeschaltet hatte.

So gab er ihm mehrmals ein Zeichen mit der Lichthupe.
Als er die Brücke erreicht hatte, wurde etwas von oben
hinabgeworfen – genau auf seinen Anhänger.

Er blickte erschreckt hinter sich.

Er machte Halt beim nächsten Rastplatz, Ärger und
Neugier im Gesicht. In dem Anhänger lag ein Koffer.

Er öffnete ihn misstrauisch.

Der Koffer war bis an den Rand mit Geldscheinen
gefüllt.

Kasturk wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Diese Glückssträhne nahm beängstigende Ausmaße an.
Man hörte ihn murmeln: „Jemand verfolgt mich. Jemand
will mich kaputt machen.“ Doch so ernst meinte er dies
nun auch wieder nicht.

Er stieg zurück in den Wagen und bog bei der nächsten
Ausfahrt ab. Diesen Abend würde er anders verbringen,
als er zunächst geplant hatte.

Für einen Moment sah man wieder den Renault.

Paul und Jan diskutierten. Sie hatten eine Landkarte auf
den Knien und konnten sich nicht einigen, wo sie sich
geraden befanden.

Offensichtlich hatten sie sich diesmal im Nachtdunkel
völlig verirrt.

Paul blickte finster auf seine Uhr. Der vereinbarte
Zeitpunkt an der Brücke war inzwischen verstrichen.

Nirgends eine Brücke in Sicht.

Und überhaupt: Sie saßen im falschen Auto. Der
Anhänger war das Erkennungszeichen.

Ihre Lage war aussichtslos.

Wieder der Mann im Mercedes.

Das Bild fluktuierte.

Es war Kasturk aus dem alten Aserbeidschan.

Er fuhr in die Vorortstraßen des nächtlichen New York ein.

Er erkundigte sich nach dem teuersten Hotel.

Dort angelangt buchte er ein Zimmer. Man trug ihm den Koffer aufs Zimmer.

Er bestellte sich ein Nachtessen mit Hummer und Kaviar und fragte nach den teuersten Weinen.

Es war längst nach Mitternacht. Er ging mit dem Geldkoffer spazieren.

Er traf auf zwei Gestalten in schäbigen Mänteln, die an der Fassade eines Kaufhauses kauerten, offenbar Obdachlose. Er öffnete seinen Koffer und verteilte Geldscheine an sie.

So machte er es auch an einer kommenden Straßenecke. Auch dort saß ein offenbar obdachloser Mann, der sich auf einer Zeitung zum Schlafen gelegt hatte, Kasturk ließ eine ganze Handvoll Geldscheine auf ihn nieder flattern.

Eine Gruppe etwas finsterer Gestalten mit Lederjacken hatte ihn beobachtet und heftete sich ihm an die Fersen, von dem Geldkoffer wie von einem Magneten gezogen.

Er bemerkte es nicht. Gerade als sie ihm bedrohlich nahe kamen, winkte er ein Taxi heran und stieg ein.

Er ließ sich in ein Spielkasino fahren.

Immer wieder setzte er – und gewann.

Er bat um eine Tasche, die er brauchte, um das weitere Geld unterzubringen.

Wieder winkte er ein Taxi heran. Auf einem breiten Boulevard funkelnder Lichter, der auch zu dieser Nachtzeit noch reichlich belebt war, ließ er halten. Sein

schwankender Schritt zeigte, dass er inzwischen sehr reichlich getrunken hatte.

Er bestieg die Treppe eines kleinen Springbrunnens vor einer Bank und begann mit ausgebreiteten Armen einen Segensspruch für „die Notleidenden dieser Welt“ zu sprechen.

Dann öffnete er wieder seinen Koffer, griff ein Bündel Geldscheine und ließ es auf den Bürgersteig flattern.

Die ersten nächtlichen Spaziergänger wurden aufmerksam. Sie bückten sich nach den Scheinen und sammelten sie hastig ein.

Einer wollte sie dem Mann mit dem Koffer zurückbringen. Dies konnte nur ein Irrtum und ein Versehen sein.

Doch der Mann griff bereits ein zweites Bündel und ließ es flattern.

Immer mehr Spaziergänger oder auch nächtliche Herumtreiber strömten heran und sammelten eilig Geldscheine ein.

Kasturk griff nun in die Tasche. Auch aus der Tasche ließ er Geldscheine wirbeln.

Er war in äußerst guter Stimmung dabei.

Das hektische Treiben, das er verursachte, stimulierte seine Gebefreudigkeit bis zum Überschwang. Er war jetzt dabei, die ganze Tasche über den Leuten auszuleeren.

Da griff ihn jemand am Arm.

Der Taxifahrer, der ihn hier abgesetzt hatte, hatte ihn weiter im Auge behalten.

Etwas mit diesem Mann, der ihn aus einem Geldkoffer bezahlt hatte und der nun seinen Auftritt als „Beglucker der Armen“ feierte, stimmte nicht.

Er zog ihm die Tasche aus der Hand und zog dann den ganzen Mann mit sich fort, zurück in sein Taxi.

Er setzte ihn ab bei dem Luxushotel, in dem er eingecheckt hatte.

Er trug ihm Koffer und Tasche ins Zimmer hinauf und redete eindringlich auf ihn ein, zunächst seinen Rausch auszuschlafen.

Vom dem Bündel Geldscheine, das Kasturk ihm zustreckte, nahm er einen und verabschiedete sich.

DER MOMENT DER AUFGABE

Die Straßen waren noch dunkel. Doch mit einem ersten hellen Streifen am Horizont kündigte der Morgen sich an.

Der altersschwache Renault näherte sich der Sozialstation von Tamara.

Man hatte die Brücke nicht mehr finden können.

Alle waren übernächtigt und unendlich zermürbt.

Anthony hatte vorgeschlagen, bei Tamaras Sozialstation gemeinsam Rast zu machen und sich dort auszuruhen.

Er stieg aus um zu klingeln.

Mit Tamara kam auch gleich Schwester Evelyn an die Tür.

Tamara fragte nicht viel.

Sie begriff, dass Anthony eine Gruppe von Freunden brachte, die in Not waren und dringend ein Nachtquartier brauchten.

In Kürze waren Matratzen und Decken zusammengetragen.

Benni schlief tief. Er lag in den Armen von Pamela und niemand hätte ihn wecken wollen.

Schwester Evelyn betrachtete ihn entzückt.

Es war gegen Mittag.

Alle hatten jetzt in der Sozialstation ein paar Stunden Ruhe und Schlaf gefunden.

Pamela, Tom, Paul und Jan saßen bei einem Frühstückskaffee und berieten sich.

Paul war der Ansicht, man solle das Geld noch nicht verloren geben. Jan pflichtete ihm bei. Pamela und Tom dagegen erklärten offen, dass sie das Unternehmen gescheitert sahen. An der Eintreibung des Geldes wollten sie sich nicht mehr beteiligen.

Anthony saß etwas abseits und schwieg.

Paul sprach ihn jetzt an: Er solle ihm hier im Haus zu einem Telefon verhelfen, wo er ungestört reden könne.

Wenig später war er im Gespräch mit Mr. Storne.

Der erklärte, das Geld sei gestern Nacht verabredungsgemäß von der Brücke in den Anhänger des blinkenden Autos geworfen worden.

Paul erbleichte.

Pamela war Paul zum Telefon gefolgt.

Mr. Storne wiederholte seinen Satz. Der Koffer war diesmal nicht präpariert. Er enthielt die ganze vereinbarte Summe: drei Millionen.

Die Stimme zitterte. Wie es Benny ginge? Ob er Benny sprechen könne?

Pamela nickte Paul zu.

Sie griff den Hörer. „Benny sitzt eben beim Frühstück. Es geht ihm gut.

Sie werden ihn heute Abend wiedersehen.

Bedingung auch jetzt: Keine Polizei!“

Am frühen Nachmittag verließ Pamela, ohne Absprache mit den Männern, die Sozialstation. Sie hatte Benny an der Hand.

Sie erklärte Tamara, sie wolle mit Benni für die Gruppe etwas einkaufen gehen.

Dann fuhr sie weit in ein anderes entlegenes Viertel.

Schließlich sah man beide in einer Telefonzelle.

Pamela gab dem Jungen ein paar Münzen und sagte ihm, dass er nach ihrem Verschwinden seinen Vater anrufen solle. Der werde ihn – und Benny sollte sich den Namen der Straße gut einprägen – dann hier abholen.

Sie gab ihm einen Brief in die Hand und küsste ihn auf die Stirn. Dann verschwand sie.

Wenig später, vielleicht eine Stunde darauf, geschah, was am Anfang dieses Berichts schon in Details geschildert wurde.

Ich konnte später nie in Erfahrung bringen, wer verraten hatte, wo sich die Gruppe der Entführer befand und wie es zu dem so zielgerichteten Angriff der Polizei auf die Sozialstation kam.

Ich schließe aus, dass der Hinweis von Tamara kam. Wie ich auch ausschließe, dass Anthony etwas damit zu tun hatte. Und schon gar nicht hätte Pamela ihren Bruder und die Freunde ihrer Brüder verraten.

Vielleicht dass ein Hinweis von Nachbarn kam. Vielleicht dass es eine Fangschaltung zur Villa von Mr. Storne gab, es ist die wahrscheinlichste Antwort.

Ich muss die Abläufe nicht wiederholen.

Alles erschien jetzt nochmals im Bild.

Die Wagen der Polizei umstellten die Sozialstation.

Man forderte die Männer zur Aufgabe auf. Dann begann der Sturm auf das Haus.

Ich sah mich nun selbst im Bild: mein eigenes Eindringen ins Haus, mein Zusammentreffen mit Tamara, unser kurzes Gespräch. Sie überreichte mir die Mappe.

Auf der Treppe begann der wahnwitzige Versuch Pauls einer Geiselnahme. Der Verhandlungsversuch Anthony endete mit dem tödlichen Schuss.

Tödlich?

Plötzlich setzte eine seltsame Veränderung ein.

Es wurde fast dunkel.

Etwas wie eine Trauermusik klang auf, mit schweren sich langziehenden gläsernen Akkorden.

Plötzlich sah ich ein kleines Boot über einen schwarzen nächtlichen Ozean treiben – es war wie ein Totenschiff.

Das Schiff verschwand schließlich wie in einen Nebel hinein.

Das Geheimnis der Insel – Das Geheimnis der Erde

Für einen Moment herrschte fast völlige Dunkelheit.

Aus diesem Dunkel heraus tauchte die Gestalt des ersten „Meisters“ auf.

Wir hörten ihn wieder sprechen:

„Ihr habt erneut ein Schauspiel vieler Schrecken gesehen. Der sublimen wie der offenen Gewalt. Ein Schauspiel des erlittenen Unrechts und der Vergeltungstaten. Ein Schauspiel des Scheiterns.

Es war erneut ein Spiel vieler Schatten. Vieler Dunkelheiten.

Doch habt ihr auch das andere erkannt?

Die Verwandlungen?

Sie geschehen in kleinen Schritten.

In kleinen, sehr kleinen.

Und doch: Sie geschehen.“

Der zweite etwas kleinere Meister war währenddessen an seiner Seite erschienen. „Wir wollen euch nun das Geheimnis der Erde nennen –

wie wir es erkannt haben, die wir von einem anderen fernen Planeten kommen.

Schaut erst und freut euch für einen Moment, unsere eigene kosmische Heimat zu sehen.“

Auf der „Bühne“ des vorangegangenen Schauspiels wurde es wieder hell.

Ein weiteres Mal setzte der „Flug“ ein ins All.

Er näherte sich, durch einen langen „Sternentunnel“ hindurch, einem Planetensystem, dessen Zentrum eine Doppelsonne war. Diese Sonnen waren von acht Planeten

umkreist. Zu jedem Planeten gehörte eine eigene Farbe und ein eigener Grundton, eine eigene sphärische Schwingung. Es erschien wie ein kosmisches Uhrwerk höchster Präzision, größter Anmut und Schönheit.

Wieder wandte sich der erste „Meister“ an uns:

„Wir haben von den dichten Schatten auf eurem Planeten gesprochen.

Was ihr auf der Erde nicht wahrnehmen könnt:

Wenn ihr die Schatten verwandelt, entsteht eine Substanz – eine Substanz von großer Kostbarkeit.

Diese Substanz nennen wir ‚Kospias‘.“

Der kosmische Ausflug war beendet.

Die Rückkehr zur Erde setzte ein.

Bald erschien sie als ferner blauer Stern.

Der zweite Meister setzte die Rede fort:

„Wir fügen an dieser Stelle hinzu:

Die Erde ist ein Experiment.

Ein Experiment kann gelingen, wie es auch zum Scheitern führen kann.

Für nicht wenige einzelne hat es bereits zum Gelingen geführt.

Doch das große, den ganzen Planeten übergreifende Gelingen steht noch aus.

Es ist nicht gewiss.“

Der erste Meister: „Lasst uns in wenigen Sätzen sagen, worin das Experiment ‚Erde‘ besteht.

Es ist die Probe: Wie dicht können die Schatten sein, dass sie sich noch verwandeln lassen?

Wir intensiv und stark darf das Dunkle sein, dass es sich schließlich doch wieder umkehrt ins Licht?

Kein Licht ist so intensiv wie das, was sich abhebt von intensiver Dunkelheit. Kein anderes Licht so bewusst, so klar.“

Der zweite Meister: „Wir kennen keinen anderen Planetenort im All, der eine Probe erschaffen hat, wie es die eurer Erde ist.

Sie kann zum Gelingen führen oder auch nicht.

Doch wenn es gelingt, ist das in dieser Verwandlung Erschaffene von einmaliger Strahlkraft, Schönheit und Kostbarkeit.“

Der Blick war ganz zur Erde zurückgekehrt.

Während der folgenden Sätze zogen Bilder vorbei, als umkreiste jemand den Planeten in großer atmosphärischer Höhe – blickend auf seine blauen Ozeane, auf seine Bergketten und Schneegipfeln, auf seine Wüstenebenen und Tropenwälder, auf seine reißenden Ströme und breiten Flussmündungen, seine Eismeere und funkelnden Nord- und Südlichter. Und auf den ins Nachtdunkel getauchten Kontinenten funkelnden wie darüber ausgestreute Perlen die großen Städte der Menschen.

„Hört abschließend, was ‚Kospias‘ ist:“

Wieder sprach der erste Meister:

„Es entsteht, wenn die Menschen ihre Schatten verwandeln.

Den Schatten der Angst; der Gewalt.

Den Schatten der Gier; den Schatten der Schwermut und Trauer.“

Die „Meister“ sprachen nun immer abwechselnd.

„Es entsteht, wenn die Menschen sich sehnen - ohne Erfüllung. Wenn ihre Liebe ungebrochen und stark bleibt, durch alle Mauern der Trennung hindurch.“

„Es entsteht, wenn die Menschen Gewalt in Stärke verwandeln und Stärke in Anteilnahme und Fürsorge. Wenn sie Zorn verwandeln in Verstehen und Mitgefühl.“

„Wenn sie sich lieben lernen, die anderen und sich selbst, durch alle Schalen der Hässlichkeit, der Gebrechen, der Entstellung hindurch.“

Immer deutlicher hob sich ein Ton hervor – ein Ton wieder aus vielen Facetten, es überwog ein schwermütiger klagender Grundton darin, und doch war es ein Ton voller Kraft. Man ließ uns wissen: Auch die Erde hatte ihre Musik.

Der erste Meister fuhr fort: „Es entsteht, wenn die Menschen standhaft durch den Schmerz ihrer Abschiede gehen. Durch den Schmerz der zu Unrecht erlittenen Wunden.“

„Wenn sie leuchtend werden in ihrer verwandelten Trauer. In ihrer Kraft des Verstehens - und des Vergebens.“

Der Ton wurde heller und „gläserner“.

Wieder der erste Meister: „Wenn sie den Glanz ihrer inneren Würde durch alle Härte, Armut und Not tragen.“

„Wenn ihre Liebe stark genug ist, um zu leuchten ohne Belohnungsversprechen. Zu leuchten nur für sich selbst.“

„Wir, eure älteren Planetenbrüder,“ sagte der erste „Meister“, „sammeln es hier – das, was wir ‚Kospias‘ nennen. Ihr habt die Sendemasten gesehen. So kostbar erscheint es uns, dass wir es weit ins All bis zu unserem Heimatplaneten senden.“

Der zweite Meister ergänzte: „Es wird euch nicht fortgenommen. Wir bewahren es nur.

Es wird, wenn das Experiment gelungen ist, einmal in solcher Fülle erschaffen sein, dass es euch in einen feurigen Glanz hüllen wird – eine Wärme, die euch umhüllen und tragen wird für eine Zeit, die sich Ewigkeit nennen lässt.“

Das Bild der Erdkugel erlosch.

Der Vorhang hatte sich von einem Augenblick zum anderen geräuschlos wieder geschlossen.

Der Akasharaum lag in seinem geheimnisvollen dämmrigen Licht.

„Wir haben euch ein großes Inselkonzert versprochen,“ sagte der erste „Meister“. „Es ist in Vorbereitung.

Und doch wird es noch eine Weile dauern.“

„So haben wir für euch zunächst einen schönen Zeitvertreib, der euch Vergnügen bereiten wird,“ fügte der zweite „Meister“ hinzu. „Doch davor wartet eine zweite Mahlzeit auf euch; und eine Erholungszeit.

Wie wir euch auch anbieten, euch für eine Zeit zur Ruhe zu legen. Wenn ihr Müdigkeit fühlt, dann haben wir einen kleinen Raum mit bequemen Schlaflagern.“

Patrick und ich sahen uns an. Fühlten wir Müdigkeit? Es war wie ein Wunder nach diesen so vielen Stunden, nein, etwas wie Schlafbedürfnis fühlten wir nicht.

Die beiden „Meister“ lasen die Antwort in unseren Gesichtern.

„Gut. Folgt uns ins Freie!“ sagte der erste

Beide „Meister“ gingen über die Treppe voran.

Wenig später befanden wir uns alle wieder im Garten hinter dem Hauptgebäude.

Ein frühabendlicher, von schwarzen und rötlichen Wolkenfeldern durchzogener Abendhimmel umgab uns; und wieder auch die „singende Luft“, die helle, alles durchdringende Klangvibration.

Die „Meister“ führten uns erneut an einen üppig gedeckten Tisch. Wieder lagen vor allem Früchte auf den silbrigen Tablettts, doch es waren nochmals ganz unbekannte fremdartige darunter.

Als die „Meister“ sich mit einer freundlichen Geste entfernt hatten, spähten Patrick und ich, während wir zu essen begannen, wieder nach den kleinen grünen Äffchen aus.

Doch in den Zweigen und Büschen blieb es sonderbar ruhig. Kein Tier näherte sich.

Da meinte Patrick doch eines hinter einem Busch zu entdecken. Er ging nachschauen. Und was er nun erblickte, konnte ihm nur großes Staunen bereiten: Die grünen Äffchen hockten regungslos hinter den Büschen, alle in zwei artig geordneten Reihen, sie blickten aufmerksam zum Tisch, doch keines wagte sich näher.

Da hatte offenbar einer der Meister ein Machtwort gesprochen!

Das Gesetz der Erlaubnis / Das Gesetz und das Geheimnis der Schatten

Die beiden „Meister“ kehrten zurück.

„Wir haben hier einen Raum, den wir den ‚kleinen Akasharaum‘ nennen,“ sagte der erste „Meister“. „Er befindet sich in dem einen der Nebengebäude.

Wir erlauben euch, darin ein wenig zu experimentieren.

Dieser Raum ermöglicht den Eintritt in eine Zeitdimension von einigen Jahrzehnten eurer irdischen Zeitrechnung. Er arbeitet also, um es so zu sagen, mit einer begrenzten Kapazität.

„Ihr dürft einen kleinen Ausschnitt wählen, den ihr im Bild revitalisieren wollt,“ fuhr der zweite „Meister“ fort. „Die einzige Bedingung ist: Es muss ein Ausschnitt eurer eigenen Leben sein. Ihr wisst, dass ihr in einem anderen Fall die Erlaubnis einholen müsstest – so wie das ‚Gesetz der Erlaubnis‘ es festlegt.

Diese Erlaubnis gebt ihr problemlos euch selbst, wenn ihr einen Blick auf das eigene Leben werfen wollt.

Doch auch hier raten wir: Trefft eure Wahl behutsam und wisst, was ihr wollt. Sucht zunächst die freundlichen Bilder, die unangenehmen lasst besser ruhen.“

Ein ganz junger Mann war auf einmal herangetreten.

Der erste „Meister“ winkte ihn nochmals näher. „Ich will euch hier nun noch einen jungen Mann vorstellen, der euch hinführen wird.“

Nochmals eine Begegnung, die Patrick und mich aufs höchste überraschte. Dieser äußerst hübsche junge Mann war zweifellos Benny oder auch Bentilow aus dem alten Aserbeidschan – nur gewachsen und um einige Jahre älter.

Etwas Spitzbübisches blitzte um seine Lippen, doch der Blick war offen und klar und von dem tiefen freundlichen Leuchten erfüllt, wie es alle Bewohner der Insel auszeichnete.

„Auch er -?“ Noch immer hatten wir mit unserem Erstaunen zu kämpfen.

„Auch er gehört zu unserer Inselstation,“ sagte der zweite „Meister“. „Wir dachten uns, dass euch ein Wiedersehen ebenfalls freuen würde.“

Er hat zweimal die Rolle des Opfers gespielt.

Beim zweiten Mal haben wir es ihm so leicht wie möglich gemacht. Er hat eine Kindheit ohne Not und Sorgen verbringen können.

Sicherlich, er hat beide Male schließlich gelitten. Doch sein Leiden war jedes Mal kurz.

Auch diese Erfahrung des Opferseins, in völliger Wehrlosigkeit, war uns wichtig. Wir wollten sie ganz verstehen.“

„So lag es auch im Plan, dass Anthonys Leben so traurig scheiterte? dass er plötzlich in diese kriminelle Verstrickung geriet?“ fragte Patrick. „Dass auch Tamaras Sozialstation keine Dauer beschieden war?“

Der „Meister“ wiegte unbestimmt den Kopf.

„Wenn ich sage, es gab einen Plan, so geht dies doch weit über euer Begreifen hinaus.“

Es war ein Spiel dunkler und heller Kräfte.

Wir wollten dieses Spiel in seinen Regeln erforschen.

Es war im Ausgang nicht festgelegt.

Und steuerte doch auf einen Ausgang zu, der euch wie ein tragisches Scheitern erscheinen mag.

Es war ein Spiel der Kräfte.

Ein Spiel der Schatten, ein Spiel des Lichts.

Wir sahen das darin wachsende Licht.

Auch im Scheitern.

Diese Erfahrung war uns wichtig.“

„Tamara – sie hätte noch unendlich viel Gutes tun können mit ihrer Sozialstation.“ In Patricks Stimme lag etwas wie Protest. „Und Anthony – er hatte glänzende Ideen als Architekt.“

„Beide waren ihrer Zeit voraus.

Es werden neue Menschen erscheinen und so wie Tamara Pioniertaten leisten.

Das Gute im Menschen ist stark. Es wird immer wieder mit Macht hervorbrechen.

Doch seine Stärke und Leuchtkraft erwächst immer nur aus dem Kampf mit den Schatten.

Dies ist das Gesetz eures Planeten.

Und damit erschafft ihr jene Substanz, die wir ‚Kospias‘ nennen.“

Der erste Meister winkte uns, ihm noch ein Stück durch den Garten zu folgen. „Übrigens: Jener junge Mann hier an meiner Seite, den ihr unter dem Namen Bentilow oder Benny kennt, ist auf der Insel, zusammen mit zwei anderen, üblicher Weise zuständig für einen Raum, den wir den ‚Raum des Zukunft-Akasha‘ nennen.

Dieser Raum befindet sich im zweiten unserer Seitengebäude.“

Der zweite „Meister“ hatte sich währenddessen mit einer freundlichen Geste entfernt.

„Was heißt das?“ forschte ich. „Ein Raum mit den Bildern der Zukunft?“

„Genau. So sagt es der Name.“

„Es bedeutet, die Zukunft ist schon existent?“

„Alles ist festgelegt?“

„Nein. So ist es nicht,“ sagte der erste „Meister“. „Eine schon fertige Zukunft – das wäre ein Missverständnis. Auch wenn manche eurer Sciencefiction-Romane es so darstellen – eine schon fertige Zukunft gibt es nicht.“

Sucht man die Zukunft auf, so tritt man in eine Dimension der Wahrscheinlichkeiten. Zu jedem Bild gehören zahlreiche andere, immer in Varianten und neuen Facetten.

Dem Gesetz des freien Willens entsprechend kann es nicht anders sein.

Was geschieht, ist nur festgelegt in einem facettenreichen vieldimensionalen Spiel der Wahrscheinlichkeiten.

Und doch ist es in diesem Sinn eine Festlegung. Ein alles umgreifender Rahmen.

Was aus diesem Muster der Wahrscheinlichkeiten fällt, kann in die Realität nicht eintreten.“

Plötzlich, so durch den Garten spazierend, bemerkten wir, dass die grünen Äffchen alle hervorgekommen waren und uns folgten, ganz leise und brav wie eine geordnet marschierende Schulklasse.

Auch der „Meister“ sah es mit einem Lächeln.

„Sie wissen gut, was sie dürfen – und was nicht. Ich habe gestern Abend energisch mit ihnen gesprochen. Bei Neuankömmlingen setzen sie sich gerne in Pose und testen die Grenzen aus.“

Das hat sich heute ein wenig geändert, wie ihr seht.“

„Man kann mit ihnen reden und sie verstehen es?“ fragte Patrick.

„Sie erfassen es intuitiv.

Wie sie auch jetzt intuitiv erfassen, was ich euch über diese Insel und die Erde erkläre.

Sie sind sehr neugierig und tauschen sich anschließend über alles Neuerfahrene aus. Auf ihre Art sammeln sie Wissen. Und sie haben sogar ihren kleinen Ehrgeiz und Stolz dabei.“

Der junge Mann, der großgewachsene „Benny“, hatte zwei Äffchen auf seinen Arm springen lassen und kraulte sie liebevoll.

Patrick wandte sich wieder dem „Meister“ zu. „Wenn ich dies noch fragen darf -:

Habt ihr weitere Personen auf unserem Planeten – so wie Benny, so wie Anthony und Tamara? Personen, die zu eurem Verständnis menschliche Erfahrungen sammeln?“

Der Meister lächelte etwas in sich hinein. „Es sind noch einige, ja.“

Er zog etwas hervor, das die Form eines kleinen blauen Buches hatte, klappte es auf – und es erschien ein kleiner Monitor. Er nahm kurz einige Einstellungen daran vor.

Auf dem Monitor wurde ein Mann in einem Rollstuhl, sichtbar, er telefonierte.

„Dieser Mann ist nicht nur querschnittsgelähmt. Er ist auch blind,“ erklärte der „Meister“. „Sein Lebensinhalt ist es seit Jahren, Menschen am Telefon zu beraten und ihnen Lebensmut zuzusprechen.“

Man sah den Mann auf dem Monitor sehr angeregt sprechen, er verstrahlte Frische und Heiterkeit.

„Seid sehr vorsichtig,“ fuhr der „Meister“ fort, „wenn ihr euch mit alten östlichen Weisheitslehren und Begriffen wie ‚Karma‘ befasst. Ihr werdet oft einem verzerrten und primitiven Muster von Ursache und Wirkung begegnen. In diesem verzerrten Muster heißt es: Alle Behinderung, alles Gebrechen und Leiden ist Folge eines vorangegangenen Fehlverhaltens.“

Es gibt die völlig anderen Motive: die der mutig angenommenen Herausforderung, die der Bewährungsprobe.

Unser Kandidat – ihr habt es eben im Bild gesehen – hat den Weg einer Bewährung gefunden, den wir meisterlich nennen.“

Der zweite „Meister“ war zurückgekehrt.

„Noch immer verbleibt Zeit,“ sagte er. „Auch der kleine Akasharaum muss vorbereitet sein. Er war längere Zeit nicht in Betrieb und ist jetzt energetisch neu angeschlossen.“

Doch allmählich können wir uns auf den Weg machen.“

Alle grünen Äffchen hatten sich jetzt in einem großen doppelten Kreis um uns versammelt. Sie kratzten sich aufgeregt an den Ohren, sie lauschten andächtig.

Der erste Meister winkte uns, mit ihm den Rückweg anzutreten. „Was ihr als Menschen begreifen müsst und zunehmend auch begreift:

Es liegt keine Heilung darin, wenn ihr die Schatten nicht wahrnehmen und wahrhaben wollt. Sie gehören zu eurem Planeten.

Wenn ihr dem Schatten der Angst nur flieht, wird er euch verfolgen und größer werden.

Wenn ihr die Schatten der eigenen Aggressionen nicht erkennen und annehmen wollt, werden sie sich abspalten und unkontrolliert ihre eigene Existenz führen.“

Die grünen Äffchen hoppelten uns weiter voran, unverändert einen großen doppelten Kreis um uns bildend.

„Eure Seelen sind, so wie die unseren, unzerstörbar,“ sagte der zweite „Meister“. „So mag man in diesem Wissen wohl sagen: Alle Furcht ist Illusion. Und doch: Furcht ist oft ein wichtiges Signal. Wenn ihr es nicht beachtet, bezahlt ihr es möglicher Weise mit grausamen Schmerzen.“

Wenn die Schatten der Aggression sich abspalten, führen sie oft schreckliche unbeherrschbare Explosionen herbei.

Die Schatten der Angst, die Schatten der Aggression, wie alle anderen Schatten: die der Gier, die von Ehrgeiz und Eitelkeit – sie sind euer Arbeitsstoff.

Ihr erschafft schließlich das größte und schönste aller Kunstwerke damit: euch selbst.“

„Ihr sprecht von einer Liebe, die leuchtet ohne Belohnungsversprechen, nur für sich selbst,“ sagte Patrick. „Und doch - sie werden belohnt, die diese Liebe gelebt haben.“

„Sie werden belohnt.“

Es ist der Glanz einer Schönheit, die ihren Lohn ganz in sich selbst hat.

Wie es doch für euch ein verborgenes Wissen ist und deshalb ein Weg der Proben, die euch immer aufs Neue herausfordern.“

Wir hatten uns einem etwas abseits stehenden kleineren Kuppelbau genähert.

„Dort diese Kuppel – dies ist er: der ‚Kleine Akasharaum‘.

Unser junger Freund wird euch mit den technischen Abläufen bekannt machen. Sie sind nicht schwer zu begreifen.

Doch solltet ihr Klarheit in euren Gedanken geschaffen haben.

Es ist die Voraussetzung, die unerlässlich ist.“

Der junge Mann, „Benny“, ging jetzt voran.

Die Meister schlugen einen anderen Weg ein und blieben zurück.

Wir ahnten nicht, dass das, was folgte, in hohem Maß amüsant sein würde.

Auch hatte man uns, zum Abschluss unseres Besuches, ein Inselkonzert angekündigt. Es sollte, über jede Erwartung hinaus, eine Erfahrung von wundervoller Größe und Erhabenheit sein.

Der kleine Akasharaum / Das Inselkonzert

Der junge Mann, der uns so seltsam bekannt war, eigentlich fast wie ein guter langjähriger Freund, führte uns zum kleinen Akasharaum.

Dieser befand sich in dem vom Meister schon genannten Seitengebäude, das mir mit seiner Vielzahl kleiner Kupferkuppeln erst jetzt in seiner ganz eigenen Schönheit auffiel.

Anders als der große lag er zu ebener Erde, es hatte sogar ein größeres Fenster, das einen weiten Blick über das Inselende, das dort anbrandende Meer und den Himmel darüber erlaubte.

Dies sollte im Folgenden nicht unwichtig sein. Denn wir merkten, dass sich atmosphärisch etwas vorzubereiten begann. Zweifellos hing es mit dem angekündigten Konzert zusammen.

Die Inneneinrichtung des kleinen Akasharaums erinnerte ebenfalls an einen Kino- oder Theatersaal. Er hatte mehrere Sitzreihen und eine von einem Vorhang verdeckte gerade Front ohne ausschwingende Seitenfronten. Der sich schließlich öffnende Vorhang gab eine Leinwand frei, die diesmal nicht gleichfalls verschwand sondern blieb und doch die Projektionsfläche für klare dreidimensionale Bilder war.

„Benny“, der junge Mann, funkelte vor liebenswürdigem Charme. Er entnahm einem kleinen Kasten ein silbernes Gerät mit einer Touchscreen-Fläche – wie man es wohl am besten benennen könnte, nur dass diese Fläche nicht auf einen Druck des Fingers reagierte,

sondern ausschließlich mit den Augen zu bedienen war. Es musste sich konzentriert der Gedanke darin bündeln, der das gewünschte Ergebnis herbeiführte.

Das war es wohl, was der eine der „Meister“ mit „experimentieren“ meinte. Ich bekenne offen, dass ich mich von einem solchen Experiment rasch überfordert fühlte. Jede einsetzende Sequenz halbwegs klarer Bilder endete bald in einem Bilderwirbel, der schmeichelhaft chaotisch zu nennen wäre. „Benny“ klärte mich auf, dass ich offensichtlich widersprüchliche Signale aussandte – eine Antwort, die ich mir gewiss auch selbst geben konnte und die mir nicht wirklich weiter half.

Patrick allerdings war mit seinem Ehrgeiz und seiner Experimentierfreude standhafter. Immer wieder konzentrierte er sich intensiv auf die Toach-screen-Fläche. Und allmählich gelang es ihm häufiger, die Bilder in einen geregelten Fluss zu bekommen; bis sie dann doch wieder in einen Wirbel chaotischer Einzelteile zerfielen.

Plötzlich trat, zu unserer freudigen Überraschung, Anthony ein.

Auch er war inzwischen voller Erwartung auf das Inselkonzert.

Er setzte sich zu uns.

Er hörte von unserem kleinen Desaster mit dem Gerät und machte nun einen Vorschlag, bei dessen Umsetzung er uns behilflich sein könnte.

Es ging um einen Hausmusikabend, rund sieben Jahre zurück, bei dem wir – Anthony und ich – bei Patrick und dessen Familie zu Gast waren. Ein friedliches gemeinsames Zusammensitzen, das uns alle mit versöhnlichen Erinnerungen verband.

Auch Patrick, die Warnung des Meisters im Ohr, war sogleich einverstanden.

Wie ich schon berichtete, hatte Patrick fünf Kinder, die jedes ein Instrument spielten, und dazu gehörte noch eine gleichfalls sehr kreative Mutter, die nicht nur musizierte sondern auch malte. Er selbst schrieb damals an seiner ersten Kinderoper.

Anthony und Patrick konzentrierten sich nun gemeinsam auf das Gerät.

Und wieder geriet etwas außer Kontrolle.

Der so friedliche Ausklang dieses Abends, wie er mir gut in Erinnerung war, ließ auf sich warten.

Eine Folge von Ereignissen wirbelte über die Leinwand, die einer kleinen Slapstickkomödie alle Ehre gemacht hätte.

Ob Anthony heimlich seinen Anteil daran hatte?

Jedenfalls schmunzelte er nur geheimnisvoll und griff nicht ein.

Ich versuche, mich in der Darstellung auf einen Satz zu beschränken; möglicher Weise auch zwei.

Wir sahen Patrick in seinem Arbeitszimmer, eben war er dabei, Notenblätter einer handgeschriebenen Partitur vor dem offenen Fenster auf einer Wäscheleine zum Trocknen aufzuhängen, ein vierjähriges Mädchen und ein fünfjähriger Junge traten ins Zimmer, sie fragten, ob Papa noch böse sei wegen der auf seinen Noten verkippten Buttermilch, Patrick, tatsächlich immer noch grollend, scheuchte sie ins Wohnzimmer zurück, dort befanden sich drei weitere Geschwister, zwei Jungen, sieben und acht Jahre alt, so wie ein zehnjähriges Mädchen, über das ganze Zimmer lagen Instrumente verteilt, eine Trompete,

eine Geige, ein Cello, eine Klarinette, ein Waldhorn, zwei Pauken, ein Glockenspiel, ein Xylophon, Triangeln, Kastagnetten, der Teppich war eine ungeordnete Halde von Schulheften und Schulbüchern, Spielsachen, Saftflaschen, Milchtüten, offenen Joghurtbechern, halbgegessenen Schulbrotten, geschälten Orangen, Schulmappen und Anoraks, das Mädchen und der ältere Junge saßen über ihren Schulaufgaben, der jüngere knetete an einer Reihe von Zootieren, während alle drei gleichzeitig Karten spielten, der kleinere Junge und das kleinere Mädchen waren ins Wohnzimmer zurückgekehrt und traktierten, der eine oben der andere unten, die Klaviertastatur, die drei älteren hatten sich plötzlich über dem Kartenspiel zerstritten, sie begannen zu rangeln, der Junge zertrat dabei einen Joghurtbecher, das Mädchen trat versehentlich auf die Zootiere, man attackierte sich mit Fäusten, die Mutter verließ im Nebenzimmer ihre Staffelei und ermahnte alle sanft, endlich Ruhe zu halten, auch der Vater erschien, mit Kommandostimme befahl er jetzt eine große Aufräumaktion, alle Essenssachen sollten fort in die Küche, alle Instrumente an ihren Platz im Musikschrank zurück, alle Spielsachen zurück in den Spielzeugschrank, Patrik kehrte in sein Arbeitszimmer zurück und sah, dass zwei seiner Notenblätter durch das offene Fenster auf die Straße geweht waren, er konnte das eine auf dem Bürgersteig liegen sehen, das andere hing im Geäst des Straßenbaums, es waren Teile seiner frisch komponierten, für ihn höchst kostbaren Opernpartitur, sofort jagte er die Treppe hinunter und hinaus auf die Straße, er griff das eine der Notenblätter, das zweite in der Baumkrone war unerreichbar für ihn, er kehrte vom Hinterhof mit einer Leiter zurück, während er die Leiter

bestieg, löste das Blatt sich ab und wirbelte auf die Gepäckbrücke eines vorüberbrausenden Lieferwagens, Patrick sprang entsetzt von der Leiter und nahm die Verfolgung auf, er verlor den einen seiner Hauslatschen dabei, der Lieferwagen hielt kurz an einer Ampelkreuzung, Patrick erblickte ein an einer Würstchenbude lehrendes Fahrrad, er schwang sich auf den Sattel, jetzt war er schneller in seiner Verfolgung, der Besitzer des Fahrrads reagierte mit empörten Protestschreien, er winkte ein eben auftauchendes Taxi heran und verfolgte nun Patrick, nach kurzer Fahrtstrecke war es geschafft, er stieß Patrick vom Rad, der rappelte sich rasch wieder hoch, mit Freude sah er das Taxi und warf sich auf den hinteren Sitz, der eben in der Ferne entschwindende Lieferwagen geriet wieder in Reichweite, Patrick bemerkte nicht, dass sich das Notenblatt von der Gepäckbrücke gelöst hatte und auf die Straße geflattert war, wo zwei ältere Männer, die eben singend aus einer Kneipe schwankten, es auflasen, wieder an eine Ampelkreuzung gelangt sprang Patrick aus dem Taxi hinaus, er hangelte sich am Lieferwagen hoch, tastete die Gepäckbrücke ab, nirgends ein Notenblatt, wenige Augenblicke später war der Fahrer zur Stelle und zog Patrick aggressiv an den Beinen zurück, er verpasste ihm abschließend einen Schlag auf die Brust, Patrick taumelte auf das Pflaster, der Lieferwagen wie auch das Taxi rollten wieder davon, während Patrick ihnen resignierend nachstarrte, zeichnete sich ein schmerzhaften Schrecken auf seinem Gesicht ab, er hatte sein Notenblatt, das anfangs gerettete und während aller Verfolgungsmanöver sicher unter der Achsel gehütete, im Taxi liegen lassen.

Ich beende den ersten Satz.

Patrick und ich schauten aus dem Fenster des kleinen „Akasharaums“.

Wir bemerkten über dem Ende der Insel einige heftige Wolkenbewegungen, die ein geheimnisvolles Lichterzucken begleitete.

Manchmal schienen sich geheimnisvoll Köpfe zu formieren, die sich doch rasch wieder auflösten.

Eine Weile trat Ruhe ein, dann doch verstärkten die Phänomene sich: rasch wechselnde, befremdliche Wolkenformationen, in manchmal tief dunklen Anballungen, dann wieder von grellen Lichttunneln durchbrochen. Erneut deuteten sich Köpfe an, jetzt auch Gestalten, manchmal wie seltsame Fabelwesen.

Dazwischen nahm man jetzt erstmals etwas wie fern aufbrausende Klänge wahr, „Musikfetzen“ – immer gleich wieder verrauschend in Windwirbeln.

Meine Geschichte um den Abend unseres damaligen Besuchs bei Patrick und seiner Familie ist nicht beendet.

Patrick setzte sich einen Moment erschöpft auf den Bordsteig, er machte sich auf die Suche nach dem verlorenen Hauslatschen, er bemerkte auf der gegenüberliegenden Straßenseite etwas Weißes an einem Maschendrahtzaun aufgespießt, sein Notenblatt, er feierte es wie ein Wunder, auch seinen zweiten Hauslatschen erblickte er nun, ein Taxi kam angefahren, der Fahrer hatte das auf dem Rücksitz liegende Notenblatt bemerkt und war in Patricks Richtung noch einmal zurückgekehrt, er reichte ihm das Blatt hinaus, Patrick machte eine Geste, als wolle er ihm um den Hals fallen, der Taxifahrer zog sich erschreckt zurück und gab wieder Gas, Patrick kehrte zu

seiner Haustür zurück, schwebend vor Glück, als er ins Wohnzimmer trat, war alles aufgeräumt, die zwei Kleinsten weinten, sie hatten Angst, Papa sei vor Ärger fortgelaufen und würde vielleicht nie wieder zurückkommen, die Mutter fragte unvermittelt, welcher Wochentag sei, Patrick schlug sich an den Kopf, er hatte zwei Gäste eingeladen, zwei gute Freunde, zu einem Familienkonzert, sie würden in wenigen Minuten hier eintreffen, er gab Befehl, rasch alle Instrumente zu stimmen, womit man nun eilig begann, die zwei Gäste waren etwas verspätet, zu aller Erleichterung, als sie endlich eintraten, war alle Hast aus den Gesichtern verschwunden und Minuten nach der Begrüßung erklang schon die erste kleine Musiknummer, das ältere Mädchen spielte die Klarinette, der ältere Junge die Geige, der zweite die Trompete, das kleinere Mädchen spielte auf dem Xylophon, der kleine Junge auf dem Glockenspiel, Patrick saß am Klavier, die Mutter strich das Cello, natürlich handelte es sich um ein von Patrick selbst komponiertes Stück, alle Kinder waren putzmunter bei ihrem Spiel, alle hatten sie glänzende Augen, jedes ein kleines potentiell Musikgenie.

Anthony ließ das Bild auf der Leinwand erlöschen. Einverständnis betrachten wir das Experiment als beendet.

Uns bannte wieder der Blick aus dem Fenster:

Brodelnde, sich immer neu und sonderbar formierende Wolkenfelder, Wolkentunnel, durchzuckt von farbigen Lichtern.

Immer häufiger bildeten sich Gestalten heraus.

Sie deuteten Gesichter an – die doch noch keine klaren Konturen gewannen.

Windwirbel, Windströme - verrauschend, in hallenden, vielfach gebrochenen Echolauten zurückgeworfen.

Mehr und mehr war es die Geräuschkulisse eines sich vorbereitenden, die Instrumente einstimmenden Orchesters.

Plötzlich ertönte die einsam und herrlich schwebende Melodie einer Klarinette – die doch gleich wieder in einer Windböe verrauschte.

Tamara erschien.

Sie rief uns alle aus dem Palais, dem kleinen Akasharaum, hinaus.

„Die Musiker sind versammelt.“

Das Inselkonzert konnte beginnen.

Die Insel lag jetzt in die Bläue des beginnenden Nachdunkels getaucht.

Auf dem Dach des Hauptgebäudes befand sich, wie wir nun erstmals erkannten, eine große an allen Seiten begrünte Terrasse.

Tamara führte uns über eine Außentreppe hinauf.

Auf der Terrasse hatte sich ein Orchester eingefunden.

Doch die noch größere Überraschung waren einige Berühmtheiten der Musikgeschichte, die hier eingetroffen waren.

Die Wolken hatten sich bis auf kleine Reste am Horizont alle verzogen, über uns erglänzte in überwältigender Klarheit der nächtliche Sternenhimmel.

Wer kein Freund klassischer Musik ist, dem werden die folgenden Absätze wenig sagen und er soll sie einfach überspringen.

Ich versuche, einige Höhepunkte dieses Konzerts kurz zu skizzieren, obwohl es unmöglich ist, in Worten wiederzugeben, was Ausdruck und Botschaft einer großen Musik ist. Wie sagt es Viktor Hugo so schön: Musik ist, was man in Worten nicht ausdrücken kann und worüber zu schweigen doch unmöglich ist.

Zu dem nun einsetzenden Konzert muss ich noch erklären, dass die gespielten Werke, meist bekannte Werke der klassischen Literatur, selten in voller Länge erklangen sondern eher in der Form einer Quintessenz, die allerdings nichts vermissen ließ sondern die Wirkung sogar noch erhöhte. Oft wurde das Stück des einen Komponisten wie kontrapunktisch mit dem eines anderen ergänzt, der Übergang geschah teils so abrupt wie andererseits so mühelos und organisch, dass man beides wieder wie ein größeres Ganzes empfand.

Immer wieder klang auch ein Chor auf, manchmal wie ein sanftes filigranes Gewebe, manchmal gewaltig, mit vor Kraft sprühenden Stimmen. Dann schneidend klar und mit funkelnder Macht die Solovioline eines virtuosen Violinkonzerts. Dann die plötzlich aufblühende wie zeitlos schwingende Kantilene einer Klarinette.

Soll ich die einzelnen Musiker nennen?

Ich erkannte Brahms mit seiner zweiten Sinfonie, die dirigierenden Gesten hingegeben in den strömenden Cellogesang der Anfangstakte ergossen. Ein anderer Teil des Orchesters „antwortete“: Bruckner dirigierte aus seinem Te Deum das Sängerkvartett des Mittelteils, seine Bewegungen hatten noch immer etwas leicht Hölzernes, in ihrer kleinen Unbeholfenheit standen sie in rührendem Kontrast zum berausenden Glanz der Stimmen, zum makellosen Schmelz der singenden Solo-Violine. Selbst

in den Augen von Brahms, dem alten Kontrahenten und Bruckner-Spötter, spiegelten sich innere Bewegung und Zustimmung. Ein anderer Musiker rückte ins Bild, zunächst als Dirigent: Mozart, sofort erkennbar an seiner weißen Perücke und einem hüpfenden Charme seiner dirigierenden Gesten. Er dirigierte aus seiner Krönungsmesse das wie ein starker tröstender Fluss rauschende „Benedictus“. Der Chor verklang in weichen Wellen, dann setzte der virtuose Lauf einer Violine ein: Beethovens Violinkonzert, ein stürmisches Singen, sich in immer neue Höhen aufwärts jubelnd, ein nicht zu stillender Durst. Schließlich erschien Beethoven selbst im Bild, er saß am Klavier und spielte aus seinem fünften Klavierkonzert die kraftvoll perlenden Auftaktläufe. Natürlich konnte er inzwischen wieder gut hören, was eine reibende Geste der kurz pausierenden rechten Hand in der Ohrmuschel verriet. Schließlich rückte nochmals Mozart ins Bild, nun auch er am Klavier, er spielte den Schlusssatz seines so düsteren wie dann wieder heiteren Klavierkonzerts in c-moll, die bestechende Eleganz der Tonläufe war berückend. Und wieder löste, in anderer Art vollkommen, der machtvoll vereinnahmende Prankenschlag Beethovens ihn ab, mit den herrschaftlich auftrumpfenden Passagen der Schlusstakte seines Konzerts, in ebenbürtiger Gemeinschaft mit dem Orchester, begleitet von einem Schütteln und Wiegen der unverändert üppig wuchernden Beethoven-Mähne.

Es folgte Dvorak. Er dirigierte aus seinem Stabat Mater: die Schlusstakte des ersten Satzes. Dann erklang das gleichfalls sphärisch berausende, überwältigende Stimmencrescendo des Finales.

Und wieder meldeten sich zwei Magier des Klaviers: Liszt, mit weißer wehender Haarmähne, ließ einen Konzertflügel hallen, blitzende Virtuosität in jeder Fingerspitze, ein Feuerwerk donnernder Akkordsprünge begann. Es antwortete, Virtuosität gegen Virtuosität setzend, Rachmaninow, aus seinem dritten Klavierkonzert erklang das machtvolle Crescendo im Mittelteil des ersten Satzes, ein hämmerndes Tastengewitter, das Funken zu sprühen schien.

Ich leitete meine Beschreibung ein mit dem Satz, dass ich hier nur eine Skizze liefern kann. Noch viele andere Musiker traten ins Bild: Haydn, Schubert, Schumann und Mendelssohn. Doch vor dem Anspruch, dies alles nur annähernd in Worte zu fassen, muss ich resignieren.

Der Morgen kündigte sich an.

Über dem Silber des morgendlich spiegelnden Meeres wölbte sich ein Himmel in Schichten vielfarbigen Blaus. Nun folgte noch eine Überraschung für Patrick persönlich. Plötzlich und ohne jede Ankündigung wurde er mit ein paar Takten aus seiner eigenen Kinderoper überrascht: Ein kleiner hübscher, rumplig-neckischer Marsch erklang, mit seinen manchmal ungewöhnlichen Modulationen und Dreiklangsversetzungen keineswegs anspruchslos. Mit seinen gelegentlichen Jazz- und Swingdance-Anklängen stand er durchaus in deutlichem Kontrast zum sonst so schwelgerisch gebotenen „Klassikmenü“.

Schließlich winkte man Patrick selbst ans Klavier – er reagierte zögernd, leicht verlegen, verwirrt, mit einem beherzten Entschluss nahm er doch schließlich Platz. Vom Klavier aus dirigierte er das Orchester.

Die erlauchte Reihe der Musikgrößen war um ihn versammelt:

Dvorak bratschte.

Beethoven spielte die Triangel, dann auch das Xylophon.

Mozart schlug die Trommel.

Brahms spielte Akkordeon.

Bruckner spielte die Panflöte.

Liszt erging sich im Klangfarbenrausch eines Synthesizers.

Rachmaninow schlug die Schellen.

Alles folgte Patricks Vorgaben: seinen Einsätzen am Klavier, seinen dirigierenden Gesten.

Das Konzert war beendet.

Patrick wurde mit großem Applaus gefeiert.

Wenig später befanden wir uns wieder im Garten, an unserer Seite Anthony und Tamara.

Wir richteten unseren Blick aufs Meer.

Eine feurig glühende Sonne erhob sich am Horizont.

Der Abschied

Die Luft schien lange noch nachzuhallen. Es war wie eine von Ekstase vibrierende Stille.

Die Musiker verschwanden wieder. Woher sie kamen und wie sie sich wieder entfernten – darüber kann ich hier keine Auskünfte geben. Man erklärte es mir. Doch würde ich es berichten, ich würde nur Unverständnis und ungläubige Verwunderung auslösen. Oder man ließe mir viel Atem und Zeit. Es gibt Dinge, über die man besser schweigt.

Ich überspringe hier einige Stunden und komme zum Moment unserer Verabschiedung.

Wir fanden Harry schlafend im Flugzeug.

Der erste „Meister“, Anthony und Tamara begleiteten uns.

„Euer Pilot hat seine Arbeit gut gemacht,“ sagte der „Meister“. „Und er wird sie wieder gut machen bei euerm Rückflug.“

Jetzt hatte er einen langen und guten Schlaf, den längsten und besten, den er jemals geschlafen hat.“

„Es war in euerm Sinn, dass er die Zeit im Flugzeug verschläft?“ fragte ich.

„Es ist in seinem Sinn,“ sagte der „Meister“.

„Er könnte diese Eindrücke nicht einordnen.“

Es hätte ein anderes Mittel gegeben, ihn von diesen Erinnerungen wieder zu befreien, wenn das Mittel des Schlafs nicht gewirkt hätte.

So wird ihm, was bleibt, wie ein schöner fremdartiger Traum erscheinen.“

Was meinte der „Meister“?

Gab es bei ihnen ein Mittel der GedächtnisAuslöschung?

Ich fragte nicht.

So wie ich vieles nicht fragte.

Ich komme zum Ende meines Berichts.

Ich habe nicht über alles gesprochen.

Zu einigen Fragen, die ich stellte, sagte man mir, man dürfe mir darauf keine Antwort geben, noch nicht jetzt.

Zu einigen Antworten, die ich erhielt, sagte man mir: Sie seien allein für mich bestimmt und für andere geheim.

Dieses Versprechen habe ich gegeben und eingehalten.

Zu meinen Fragen, zu denen ich keine Antwort erhielt, gehörte diese:

Wer war es, der das Experiment „Erde“ erschaffen hat?
Wer waren die Initiatoren?

Man sagte mir: Um dies zu begreifen, sei ein intensives Studium nötig – ein Studium so voller Überraschungen und Wunder, dass ich besser damit noch warten sollte.

Es war Zeit, zu unserem Flugzeug zurückzukehren.

Von Anthony hatten wir uns mit mehrmaligen Umarmungen schon verabschiedet.

Nur Tamara begleitete uns noch.

Ob noch die Zeit blieb, eine Frage zu stellen?

Es gab diese eine Frage, die mich weiterhin mit leiser Unruhe und Ungeduld erfüllte.

Ob Sie, meine Leser und Zuhörer, sie gleichfalls gestellt hätten?

In meinem Leben haben Freundschaft, Liebe und auch Erotik immer eine große Rolle gespielt.

Waren Erotik und Sexualität in einer fortgeschrittenen Planetenmenschheit erloschen? Waren sie ganz sublimiert?

Während der drei Tage, die ich auf Sankospia verbrachte, habe ich davon nichts beobachten können. Es gab in Fülle, was wir eine „herzliche Zuneigung“ nennen. Es gab ästhetischen Zauber in Fülle: in den Gebäuden und Gartenanlagen; es gab ihn in der Musik. Es gab den außerordentlichen Genuss wunderbarer mir unbekannter Früchte.

Gab es Erotik? Gab es Sexualität?

Schließlich fragte ich Tamara.

Sie lächelten fein in sich hinein.

Dann sagte sie dies:

„Es gibt auf eurer Erde einen sehr außergewöhnlichen und bemerkenswerten Film.

Er heißt ‚Cocoon‘.

Er handelt von einer Gruppe von Außerirdischen, die von Zeit zu Zeit den Planeten Erde besuchen und dort auch über ein geheimes Gebäude verfügen. Darin befindet sich ein Bassin mit einem wunderwirksamen Verjüngungs- und Revitalisierungswasser.

Übrigens: Einen solchen Raum gibt es auch auf unserer Insel.

Ich fahre fort mit der Geschichte des Films:

Eine Gruppe von Senioren entdeckt das Bassin. Sie schwimmen darin, unerlaubter Weise, und sie erleben eine wunderbare Erneuerung all ihrer Körperenergien, damit auch ihrer Sexualität.

Doch es gibt ein Geheimnis darüber hinaus.

Der Film zeigt es mit großer Anschaulichkeit.

Die Außerirdischen leben ihre eigene Sexualität inzwischen bevorzugt in einer sehr anderen Form: Sie lösen ihre Energiekörper ab, und zwischen beiden Energiekörpern, die sich vereinigen, kommt es zu einer

völligen Durchdringung. Eine Lustexplosion setzt ein, die jede Zelle, jedes Atom dieser Energiekörper erfasst.

Ein „Erdling“ – so nennen sie die Bewohner – darf teilnehmen an dieser Erfahrung. Er begreift, dass alle sexuelle Lust, die er kannte, nur ein schwacher Abglanz dieser Ekstase ist.

Wie haben die Filmemacher selbst von diesem Geheimnis erfahren? Ich weiß es nicht. Doch sie kamen der Wahrheit damit sehr nahe.

Was ihr wissen müsst: Nie wird in der aufsteigenden Evolution eine Form des Glücks ersatzlos zurückgelassen. Das Ziel ist nicht die Entsagung. Es wäre nicht ihr Sinn.

Die Erfahrung von Askese gehört in die frühen Stadien des Lernens, und sie hat ihren Zweck, indem sie den Lernenden Glück und Ekstase in einer neuen Weise entdecken lässt.

Doch alle Angebote des Glücks: Sie werden verfeinert, sie werden gesteigert. Und sie werden erlöst aus allen sie zuvor begleitenden Schatten. Eifersucht und Besitzstreben in der Liebe kennen wir nicht. Gewiss – wir kannten sie. Und wir können uns daran erinnern. Doch nichts könnte uns dorthin zurücklocken.

Glaubt ihr, dass jener Zauber, den alle Völker eurer Erde seit Urzeiten in ihren Liebesliedern besingen und der euch, wie ihr es sagt, den ‚Himmel spüren‘ lässt, aus unserem Leben verbannt sei?

Er wirkt dort mit der Energie und Macht seines Ursprungs, das heißt: in absoluter Klarheit und ohne Zwang.

Für uns geschieht dies meist während der nächtlichen Traumphasen, die doch völlig klar und bewusst sind.

Natürlich kennen auch wir Zeiten von Rückzug und Schlaf.

Die Liebesvereinigung, die bei uns eine völlige Wesensverschmelzung wird, ist die höchste Form der Begegnung. Niemals ist man dem Gott im anderen näher. Niemals ist man sich des eigenen inneren Gottes ähnlich gewiss.“

Damit beende ich meinen Bericht.

Niemand, so meine ich, wird mir verdenken können, dass sich mein Denken und Wünschen darauf richtet, auf Sankospia selbst dauerhaft Bleibe zu finden; dass ich mit der zweiten Ankunft jedenfalls selbst erlöst sein werde von jedem Zwang, in meinen alten irdischen Lebens- und Arbeitsbereich zurückzukehren.

So sehr ich diese Erde, meinen Heimatplaneten, zum anderen doch auch liebe.

Ob mir die Existenz eines Reisenden gestattet sein wird, der zum einen Bewohner der verborgenen Insel sein darf und der doch hin und wieder die Kontinente meines Planeten besuchen und bereisen darf?

Ich werde es in Kürze wissen.

Und damit schließe ich auch nicht aus, dass ich über diesen Bericht hinaus vielleicht ein weiteres Lebenszeichen hinterlasse.

Und dass ein solches Lebenszeichen Ihnen möglicher Weise begegnen wird, auf welchem geheimnisvollen Weg auch immer, wie diese Botschaft und dieser Bericht Ihnen begegnet sind.